Erinnerungen

an

P. Adolf von Doß, S. J.,

einen Freund der Jugend.

Gesammelt von

Otto Pfülf, S. J.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1887.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Erinnerungen

an

P. Adolf von Doß, S. J.

Erinnerungen

an

P. Adolf von Doß, S. J.,

einen Freund der Jugend.

Gesammelt von

Otto Pfülf, S. J.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1887.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Wohlwollenden Freunden und Bekannten des am 13. August 1886 zu Rom verstorbenen Ordenspriesters eine bleibende Erinnerung an ihn zu verschaffen durch ein möglichst treues Bild seines Lebens und Wirkens, war der ursprüngliche Zweck dieser Blätter. Ein Antrieb hierzu war einerseits das große Interesse, das dem Verstorbenen bis zu seiner letzten Stunde von vielen Seiten bezeugt wurde, andererseits die Hoffnung, zur Erhaltung und Auffrischung des Guten, das derselbe einst in so vielen Herzen gepflanzt hatte, auf diese Weise ein Kleines beitragen zu können. Da jedoch das Leben merkwürdiger Männer auch für solche, die ihnen nicht persönlich nahe gestanden, stets des Interessanten und Lehrreichen manches bietet, so war die Hoffnung nicht ausgeschlossen, auch solche katholische Männer und Jünglinge würden es nicht verschmähen, mit diesen Blättern sich bekannt zu machen. Aus dieser Rücksicht wurde manches in diese Lebensbeschreibung mit aufgenommen, was vielleicht in einem Bericht für den engsten Freundeskreis wäre entbehrlich gewesen.

Außer den wenigen Angaben, die dem Archiv der Ordensprovinz, einzelnen lakonischen Aufzeichnungen des Verstorbenen und einigen Briefen von seiner Hand entnommen werden konnten, ist fast der ganze Inhalt dieser Schrift aus den persönlichen Erinnerungen seiner Bekannten und Freunde geflossen, wie dieselben schriftlich oder mündlich von verschiedenen Seiten dem Verfasser mitgetheilt wurden, so daß die Schrift selbst ein kleines Denkmal dankbarer Erinnerung vieler genannt werden kann. Möge man um deswillen die Mängel und Lücken freundlich

nachsehen, die in dem Lebensbild etwa geblieben sind. Hat es jederzeit seine große Schwierigkeit, das Leben eines einfachen Ordensmannes zu beschreiben, das sich von dem seiner Ordensgenossen nach außen um weniges unterscheidet und durch die Regel und die Gesammtthätigkeit des Ordens schon genugsam umschrieben scheint, so lagen hier besondere Hemmnisse vor. Nicht leicht war es, vom Ort der Verbannung aus bald von Freunden in Deutschland, Belgien und Italien, bald von den in verschiedene Länder und Welttheile zerstreuten einstigen Hausgenossen des Paters die einzelnen Nachrichten allmählich zusammenzubringen. Und während anderweitige Berufsarbeiten den Verfasser in Anspruch nahmen, drängte die Nothwendigkeit einer baldigen Herausgabe, sollte das Schriftchen nicht zu sehr an Interesse verlieren. Die Hauptschwierigkeit aber hat sehr richtig ein würdiger, dem Verstorbenen einst nahe stehender Priester der Diöcese Mainz berührt, wenn er hierüber schrieb: „Ja, ein merkwürdiges Leben war das unseres guten Paters, darum würde dasselbe allerdings verdienen, von berufener Feder der Mit- und Nachwelt geschildert zu werden; aber: ‚omnis gloria filiae regis ab intus‘. P. von Doß hat in der Stille gewirkt, auf dem Gebiete der Seelen, er machte nicht viel von sich reden in der Welt . . . Was er Großes gewirkt, das läßt sich von keinem Biographen schildern, das ist Gott allein bekannt.“

Leider hat sich auch die Drucklegung der kleinen Schrift unerwartet verzögert, so daß dieselbe erst ein volles Jahr nach des Paters Tod in der Oeffentlichkeit erscheinen kann. Möge sie trotzdem um des Mannes willen, dessen Andenken sie gewidmet ist, eine freundliche Aufnahme und weite Verbreitung finden.

Ditton Hall, im August 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Jugendjahre.

Es war in den Octobertagen 1835, als der kleine Adolf zum ersten Mal in der Uniform der Zöglinge des Holland'schen Instituts in München einherspazierte. Im dunkelblauen Frack mit gelben Knöpfen, Weste und Beinkleider von gleicher Farbe und den schwarzen Cylinder auf dem Haupt, mag es dem kleinen Wildfang eigenthümlich dabei zu Muth gewesen sein. Er fühlte, daß der Ernst des Lebens jetzt für ihn begonnen habe. Diese Einsicht war für ihn freilich nicht so leicht. Er war stets ein äußerst lebhafter und muthwilliger Knabe gewesen und hatte dem schon sehr bejahrten Vater manch banges Kopfschütteln abgenöthigt. Nur dann pflegte der Kleine ruhig zu werden, wenn er zu seinem Lieblingsspiel zurückkehren durfte, und das war: nach Kinderart auf einem kleinen Altar Messe zu lesen, zu predigen, kurz den Priester zu spielen. Von anderen Spielen und Zerstreuungen, die an das Zimmer fesselten, wollte er nicht viel wissen. Auch sein sich früh entwickelnder musikalischer Sinn neigte sich sofort auf religiöses Gebiet. „Ich will geistlich werden“, erklärte er oft schon als Kind, und das blieb sein Vorsatz auch während seiner Knabenjahre. Aber niemand, der den lebhaften, wilden Adolf kannte mit seinem raschen Temperament und seiner angeborenen Heiterkeit, dachte daran, daß diese Kinderträume sich je verwirklichen sollten.

Er war jetzt 10 Jahre alt. Am 10. September 1825 hatte er zu Pfarrkirchen, einem Städtchen in Niederbayern, das Licht der Welt erblickt, an einem Samstag. Am folgenden Tage, dem Fest Mariä Namen, spendete ihm der Bischof von Passau, Herr von Pechmann, ein Verwandter des Hauses, die heilige Taufe.

Sein Vater, Johannes v. Doß, stammte aus einer alten schwedischen Adelsfamilie, die zur Zeit der Reformation aus Schweden ausgewandert war, das Erbe ihres

katholischen Glaubens im katholischen Bayern sich zu sichern. Seine Mutter, Josephine Gräfin von Joner-Tettenweiß, zierte den Adel ihrer Geburt durch den höhern Adel echt christlicher Gesinnung und tiefer Frömmigkeit, welche die vortreffliche Frau auch in die große, reiche Seele ihres körperlich schwächlichen Benjamin mit der Liebe und Geduld einer christlichen Mutter frühzeitig einzusenken wußte. Adolf hatte einen einzigen Bruder, Adam, der um fünf Jahre älter war, gleich ihm hervorragend talentirt und von trefflichen Charaktereigenschaften, aber im übrigen das vollendete Widerspiel des wilden kleinen Brüderchens. Er war sehr ernst und selbst zu Melancholie und Grübeleien geneigt. Trotzdem muß es für Adolf ein schwerer Schlag gewesen sein, als der Bruder 1830 ins Holland'sche Institut nach München geschickt wurde, um dort seine geistige Ausbildung zu erhalten, da es in dem kleinen Städtchen für ihn wenig passenden Umgang gab. Das sollte indes bald anders werden, als sein alter Vater, bisher Landrichter in Pfarrkirchen, sich 1832 in den Ruhestand zurückzog und mit der Familie nach München übersiedelte. Hier gab es der Freunde genug, aber noch mehr der vielseitigsten geistigen Anregung für den geweckten Knaben. War es doch eben die Zeit, wo die Hauptstadt Bayerns unter dem Scepter des kunstsinnigen edlen Königs Ludwig I. zum deutschen Athen, zum Mittelpunkt deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft sich entfaltet hatte, wo der Anblick großartiger Bauten und classisch vollendeter Kunstwerke fast auf jedem Schritt den empfänglichen Geist bewußt oder unbewußt zu hohen Idealen hinzog.

Kaum angelangt in der neuen Heimat, erkrankte Adolf zum Tode. Aber die Stunde des Opfers war für die fromme Mutter noch nicht gekommen; er genas. Es war nicht das einzige Mal, daß der Tod ganz nahe an ihn herantrat. Die Mutter hatte gelernt, daß ihres Kindes Leben Gottes Eigenthum, und daß vor dem Anspruch Gottes selbst der des Mutterherzens zurücktreten müsse — eine wichtige Lehre, die sich für sie noch mehrmals wiederholte, bis sie dieselbe nicht mehr vergessen konnte.

Das letzte große Ereigniß für Adolf vor seinem Eintritt ins Holland'sche Institut war seine erste heilige Beicht,

die er 1834 in der St.-Anna-Kirche bei einem Franziskanerpater ablegte. Der große Eindruck, den sie auf ihn machte, die Art, wie er bis ins Alter die Erinnerung daran wach erhielt, zeigen deutlich, wie tief und nachhaltig die Gottesfurcht schon das Kinderherz durchdrungen hatte. In dem „Verzeichniß der Wohlthaten, die ich vom allmächtigen Gott empfangen", oder „der denkwürdigen Tage meines Lebens", durch das er noch im Alter zu Liebe und Dankbarkeit gegen Gott sich mehr zu entflammen suchte, steht auch dieser Tag genau vermerkt.

Mit dem Schluß des Schuljahres 1835 verließ der ältere Bruder Adam die Erziehungsanstalt, der jüngere trat an seine Stelle, um acht Jahre lang daselbst den Studien obzuliegen. Die Wahl dieses Hauses war von Bedeutung für sein Leben. Die Anstalt stand damals unter der Leitung von Weltpriestern. Sie hatte eine reiche, mehr denn 200jährige Geschichte [1] hinter sich und war in gewisser Weise mit den Geschicken des erlauchten Wittelsbacher Hauses nahe verknüpft. Sie verdankte ihr Entstehen der Frömmigkeit Alberts V., des Großmüthigen, „des gelehrtesten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit", der auch der Stifter des ältesten Gymnasiums der Residenzstadt und des ganzen damaligen Bayerns gewesen war.

Auf Einladung des Herzogs waren im November 1559 zum ersten Mal acht Jesuiten nach München gekommen und hatten in den ihnen angewiesenen Zimmern des Augustinerklosters sofort Schulen eröffnet. 1560 begann der Bau eines Gymnasialgebäudes; schon stieg die Schülerzahl auf 300; im Herbst desselben Jahres lehrten daselbst bereits siebenzehn Jesuiten. Da war es P. Theodorich Canisius, Bruder des um Bayern hochverdienten sel. Petrus Canisius, der einen Lieblingsgedanken seines Bruders aufgriff, daß man doch auch Kindern armer Familien, bei denen viel öfter echter Priesterberuf und nicht selten reiche Talente sich finden, das Studium am Gymnasium ermöglichen sollte. Der Plan

[1] Vgl. die fleißige und interessante Arbeit: „Geschichte des königlichen Erziehungs-Instituts für Studirende (Holland'sches Institut) in München", von P. Beda Stubenvoll, Conventual des Stiftes St. Bonifaz. München 1874.

eines Hauses, in dem arme Jünglinge, welche der Gottesfurcht und Wissenschaft obliegen wollten, unentgeltlich Verpflegung und Unterhalt finden würden, war bald entworfen. Durch die Gunst und Freigebigkeit frommer Katholiken gefördert, gerieth jedoch das Werk durch den Ausbruch der Pest ins Stocken. Da war es der Herzog, der in der Fastenzeit 1574 mit einem beträchtlichen Geldgeschenk wieder den ersten Schritt that zur Gründung jenes Seminars für arme Knaben. Wahre Frömmigkeit sollte vor allem in dem Hause gepflegt werden. Alle Monate sollten die Knaben die heilige Communion empfangen, alle 14 Tage beichten, täglich den Rosenkranz oder eine Litanei beten, im übrigen ohne alle Nahrungssorgen unter Oberaufsicht der Väter der Gesellschaft Jesu der Wissenschaft obliegen. Nach sehr bescheidenen Anfängen zählte „das Haus zum hl. Gregor für arme Studirende" 1593 schon vierzig Zöglinge. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden auch die Söhne bemittelter Eltern gegen Kostgeld aufgenommen, so daß die Schülerzahl auf 80—90 stieg. Außerdem hatte man Halbzöglinge, arme Stadtstudenten, die dort die Ueberbleibsel des Mahles und andere Vergünstigungen erhielten und unter gesonderter Aufsicht standen. Die Schüler des Hauses vom hl. Gregor gehörten stets zu den besten und fleißigsten des Gymnasiums, und zahlreiche treffliche Priester gingen aus ihnen hervor. Auch erfreute sich das Haus der beständigen Gunst und großmüthigen Unterstützung der Kurfürsten von Bayern. Aber noch ein anderer Mann war wohlwollend bei der Wiege der Anstalt gestanden, und gerade seine Gönnerschaft hat dem Hause ein Gepräge gegeben, das es bis heute trotz so großer Veränderungen nicht verloren hat und das auch auf den kleinen Adolf nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Dieser Mann war Orlando di Lasso. Nicht nur hatte er, einer der ersten Wohlthäter, schon 1580 „mit seiner Hausfrawen" dem Hause ein Geldgeschenk von 70 Gulden übermacht: er war es auch, der Wilhelm V. veranlaßte, die für die St.-Michaels-Hofkirche gemachte Musikstiftung dem Gregorianischen Seminare zuzuwenden und die Knaben für den Chor jener Kirche heranzubilden. Gleich nach Stiftung des Seminars nahm er sich der Pflege der Musik in demselben aufs wärmste und in

der uneigennützigsten Weise an, und wie er, so thaten nach ihm seine Söhne Ferdinand und Rudolf. So kam es, daß schon im ersten Jahrzehnt des Bestehens Instrumental- und Vocal-Musik in dem Gregorianischen Haus eifrig gepflegt und in den später ausgestellten Bestätigungsurkunden der Stiftung die Pflege der Musik und dadurch „Erhöhung der Würde und des Glanzes der St.-Michaels-Hofkirche“ als Mitzweck der Anstalt bezeichnet wurde. Nur musikalische Schüler sollten aufgenommen werden, alle sollten Musik lernen, musikalische Anlagen und Fertigkeiten konnten andere fehlende Bedingungen zur Aufnahme ersetzen. Man nannte das Haus bald das „Seminarium musicale“. An der St.-Michaels-Kirche, an mehreren Kirchen der Stadt, wie bei eigenen Aufführungen leisteten die Schüler Treffliches. Eine große Anzahl bedeutender Musiker erhielt in der Anstalt ihre erste Bildung. Noch 1752—1759 zählte sie unter ihre Zöglinge Adamonti, den berühmtesten Musiker seiner Zeit; 1799—1806 Kaspar Ett, den Wiedererwecker der altclassischen kirchlichen Musik. Allmählich hatte sich auch im Seminar eine reiche Musiksammlung gebildet, von den Zöglingen durch die Abschriften der aufgeführten Stücke stets gemehrt. Ebenso hatte die Zahl der Lernenden und der vielfache Gebrauch in und außer der Kirche eine Anhäufung von musikalischen Instrumenten mit sich gebracht, und bildeten diese beiden Sammlungen „den Hausschatz“, der mit Sorgfalt und Pietät bewahrt wurde. Kaspar Etts Hauptvergnügen war es gewesen, die alte Notensammlung des Seminars zu durchstöbern. Aber Adolf war weniger glücklich als Kaspar Ett. Vieles war indessen anders geworden.

Schon 1773 hatten die bourbonischen Höfe bei dem schwer bedrängten Clemens XIV. die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durchgesetzt. Vorerst von einigen Exjesuiten als Weltpriestern weitergeführt, war 1781 das Seminar in die Hände der regulirten Chorherren, 1794 in die der Benediktiner übergegangen, bis auch deren Klostergemeinde durch Staatsbefehl aufgelöst wurde. Die Kirche des Seminars war schon 1793 als Mehl- und Brod-Magazin fürs Militär, seit 1803 zur Aufbewahrung der aus den säcularisirten Klöstern aufgehäuften Bücher, 1805 nach der

Schlacht bei Austerlitz zur Unterbringung österreichischer und russischer Kriegsgefangener verwendet, 1806 an den Meistbietenden versteigert und dann geschleift worden. Der alte Seminargarten nebst Landhaus war gleichfalls versteigert, ein anderer ehemaliger Klostergarten dafür erworben, das ganze Seminar 1806 in die Nähe des ins ehemalige Karmeliterkloster verlegten Gymnasiums verpflanzt worden. Das alte Gebäude mit den meisten Seminarmobilien ward schon damals veräußert, die werthvolle, äußerst interessante Musikaliensammlung, seit zwei Jahrhunderten als kostbarer Schatz gehütet, ward 1808 in öffentlicher Versteigerung auf Anordnung der „Stiftungsadministration“ an Trödler und Tändler losgeschlagen. So war die letzte Erinnerung an die jesuitische Vergangenheit ausgetilgt und ein Edict des Ministeriums Montgelas vom 21. October 1808 verwandelte das bisherige „Seminarium für unbemittelte Zöglinge“ in ein „Erziehungs- und Bildungsinstitut für studirende Jünglinge aus allen Ständen“.

Seit dem großen Aufschwung, den das Erziehungshaus unter dem wackern Benedikt Holland genommen, dessen Name ihm auch bis heute geblieben ist, liebte es der Adel wie der Beamtenstand Bayerns, seine Söhne dahin zu senden, um so mehr, da das „königliche“ Erziehungsinstitut damals eines allerhöchsten Interesses sich erfreute. Adolf kam dahin nicht unter den günstigsten Verhältnissen. Mit dem Zurücktreten des durch Schwierigkeiten ermüdeten tüchtigen Holland (1824) war auch jene neue Blüte schon zu Ende gegangen, und die Söhne des hl. Benedikt hatten die Leitung der Anstalt noch nicht in ihre Hände genommen. Zwar standen eifrige, wohlmeinende Priester an der Spitze, allein auf Schritt und Tritt sahen sie sich durch Ueberbevormundung von Seiten der Behörden und durch Schwierigkeiten aller Art gehemmt. Für Adolf persönlich, wie für die Anstalt, der er acht Jahre lang angehörte, war es eine ereignißschwere Zeit. Viermal in dieser kurzen Frist wechselte der Director; die Uebernahme des Erziehungshauses durch die Benediktiner 1840 führte naturgemäß eine große Aenderung in der Leitung und Ueberwachung herbei; zweimal war das ganze Haus durch eine gefährliche Epidemie geängstigt. Im Herbst 1836 herrschte in München

die Cholera, zu Ostern 1837 lag die Hälfte der Zöglinge an der Grippe erkrankt, welcher einer der Knaben zum Opfer fiel. Aber Ereignisse anderer Art waren es, die weit nachhaltiger auf Adolf einwirken sollten. Am Fest der sieben Schmerzen 1836 empfing er in der Studentenkirche die erste heilige Communion. Als Superior bei St. Christoph in Mainz freute er sich später stets über den Aufwand, der in Kirche und Haus von den katholischen Mainzern gemacht wurde, um den Kindern den Tag der ersten heiligen Communion zu verherrlichen und unvergeßlich einzuprägen: „So etwas habe ich nicht gehabt", sagte er dann; „wie kalt war es da, wo ich dieselbe das erste Mal empfing!" Am Ende des gleichen Jahres durfte er sich noch mit allen guten Elementen des Hauses über die „durch allerhöchstes Rescript" bewilligte Errichtung einer kleinen Hauskapelle freuen, wo fortan die heilige Messe gefeiert werden konnte. Für ihn war das von ganz besonderer Bedeutung. Mit einem kleinen Freund, mit dem er sich im Institut bald zusammengefunden hatte und mit dem er sich sehr wohl verstand, hatte er bisher sein altes Lieblingsvergnügen, das „Altarspielen", noch schöner fortsetzen können als zu Hause, denn die zwei kleinen Freunde unterstützten sich gegenseitig und hielten ihre kirchlichen Feierlichkeiten gemeinsam. Aber noch mehr Freude machte es den beiden, wenn sie an einem wirklichen, großen Altar dem Priester bei der heiligen Messe dienen durften, und dazu gab es jetzt mehr Gelegenheit. Pfingstdienstag 1837 spendete Erzbischof von Gelbsattel in seiner Hauskapelle dem kleinen Adolf die heilige Firmung. Gerade jetzt bedurfte er solcher Stärkung von oben. Am 11. Juni 1838 starb ziemlich plötzlich sein greiser Vater, an dem er mit großer Liebe gehangen hatte. Mit dem Schluß des Schuljahrs verließ sein kleiner Freund und Spielgenosse das Institut, um die zwei nächsten Jahre am alten Gymnasium in der Stadt zu studiren. So war auch dieser für ihn verloren. Bald darauf, im September, kam er selbst in Todesgefahr. Da die Zöglinge des Holland'schen Instituts wöchentlich zweimal in großen Wagen nach der Militär-Schwimmschule gebracht wurden, um dort durch Baden sich zu kräftigen, hatte unser Adolf sich bald zu einem tüchtigen und

beherzten Schwimmer herangebildet, aber eben dies hatte ihn bei einem Ferienaufenthalt in Pfarrkirchen zu einem kühnen Wagestück verleitet, das er mit dem jungen Leben gebüßt hätte, wäre nicht eine mächtigere Hand über ihm gewesen.

Für geistige Ausbildung war, wie für körperliche Uebungen, im Erziehungshaus mancherlei Anregung gegeben. Bot der Winter eine gute Eisbahn auf den benachbarten Kanälen, der Sommer schöne Ausflüge in Gottes freie Natur und einen geeigneten Tummelplatz für die Knaben im Institutsgarten außerhalb der Stadt, so waren es im Inneren des Hauses schöne fromme Gemälde, eine reiche Bibliothek, Zeichnungen, Karten, Globen, die dem wandelbaren jungen Geist Beschäftigung und Unterhaltung boten. Auf Fasching 1842 hatten die guten Benediktinerpatres auch das Haustheater der Zöglinge, wie schon Holland vorübergehend nach dem Beispiel der alten Jesuiten gethan, von den Eltern der Zöglinge unterstützt, wieder ins Leben gerufen, was gleichfalls zur Bildung wie zur Erheiterung der Jugend sehr geeignet war. Ob es jenes Jahr gewesen, wo in Adolfs regsamem Geist an Stelle seiner Kinderträume von Priesterthum und Altar luftige Gedanken an Oper und Schauspieldirector getreten waren? — Wenigstens scheinen zeitweise solche Phantasmagorien an seinen Blicken vorübergezogen zu sein. Er meinte später: „Ich wäre wohl nie Priester geworden, ja hätte wohl nie daran gedacht, wenn ich nicht zur Gesellschaft Jesu berufen worden wäre.“ — „Weiß Gott,“ äußerte er einmal gegenüber einem seiner jungen Freunde, dem er zum Trost in ähnlichen Schwierigkeiten eben die Geschichte seiner eigenen Berufung zur Gesellschaft Jesu erzählt hatte, „weiß Gott, ob ich nicht, wäre ich nicht Jesuit geworden, jetzt in irgend einem Theater herumsäße.“ Aehnlich äußerte er sich wiederholt.

Gewiß war einem so empfänglichen Geiste, wie Adolf, für die intellectuelle Ausbildung hier vieles geboten, aber richtig sagt der fleißige Geschichtschreiber des königlichen Erziehungsinstituts: „Mag ein Institut auch alle äußeren Mittel für die Erziehung besitzen, es wird wenig leisten, wenn dem Leben und Wirken im Innern die wahre Belebung und fruchtbare Benutzung ermangelt.“ ... „Gerade das Leben und Wirken im Innern eines Instituts ent-

scheidet mehr über dessen Werth und den beabsichtigten Erfolg, als alle noch so vollkommenen äußeren Veranstaltungen." Trotz alledem, und obwohl Adolf, als talentvoller und gewissenhafter Schüler, mit Befriedigung auf seine Studienlaufbahn zurückblicken konnte, waren doch die Erinnerungen an die Anstalt, in der er seine Jugendjahre hatte verbringen müssen, im ganzen recht düstere. Aus dieser Zeit stammt in ihm jenes tiefe Mitleid mit unserer so herrlich angelegten und doch so sehr gefährdeten deutschen Jugend, das sich im Lauf der Jahre zu glühendem Eifer verwandeln sollte, um die eine große Idee seines Lebens und Wirkens zu werden. Die Vorsehung hatte ihn gerade um die Zeit in jenes Haus geführt, wo ein wohlmeinender Director selbst die Klage erhob, daß so geringes Aufsichtspersonal, wie es ihm zur Verfügung stand, für die Ueberwachung von 150 Zöglingen nicht ausreiche, und an geeigneter Stelle darauf aufmerksam machen mußte, „daß ein Institut mehr darauf sehen müsse, daß es gute, als daß es viele Zöglinge zähle"[1]. Eine dauernde Aenderung hatte diese Vorstellung nicht herbeigeführt. Adolf traf durchaus die gleichen Zustände, die eben zu seiner Zeit durch einen neuen Umstand verschlimmert wurden. Die sogenannte „Institutsschule", die vier Klassen des Untergymnasiums umfassend, war aus verschiedenen Rücksichten auch für Stadtstudenten geöffnet worden. „Die Schwierigkeiten eines gesegneten Institutslebens waren dadurch geschaffen", sagt der gewissenhafte Geschichtschreiber der Anstalt; „dieser Zufluß von außen beeinträchtigte das Wohl des Institutes sehr. Die Schüler aus den verschiedenen Theilen und Familien der Stadt brachten nicht immer die beste und nachahmungswertheste Gesittung mit, auch steigerten sie durch ihren Fleiß den Wetteifer der Zöglinge keineswegs, wie man es wohlwollend beabsichtigt hatte, nicht zu reden von den bösen Gesprächen und Handlungen, Erzählungen skandalöser Stadtneuigkeiten u. s. w."[2] Wie trotz dieser schlimmen Verhältnisse im Herzen unseres Adolf die tiefe Frömmigkeit, die einst der Mutter Hand darin gepflanzt hatte, frisch und unverwelkt keimte und sproßte,

[1] Stubenvoll a. a. O. S. 389. [2] Ebenda S. 390.

zeigt ein merkwürdiger kleiner Vorfall aus dieser Zeit, der gewiß geschehen sein muß, bevor die Söhne des hl. Benedikt die Leitung des Hauses übernahmen. Der brave Zögling fühlte sich im Innern dazu angeregt, nach dem Fest des hl. Aloysius die sogen. sechs Aloysianischen Sonntage zu halten, d. h. an den sechs auf das Fest folgenden Sonntagen zu Ehren dieses heiligen Vorbildes jugendlicher Reinheit und Frömmigkeit die heiligen Sacramente zu empfangen. Allein dieser Wunsch stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Solches war nicht Brauch im Institut, man fürchtete Aufsehen. Da Adolf nicht nachgab, stellte man ihm die Bedingung, er müsse in äußerster Frühe und mit möglichster Stille sich aus dem Schlafsaal schleichen, sich an anderer Stelle fertig ankleiden, nach Empfang der heiligen Communion ebenso leise sich wieder in den Schlafsaal hineinstehlen und sich wieder zu Bett legen, um zur gewöhnlichen Stunde mit den übrigen Zöglingen aufstehen zu können. So schüchtern war man damals in einem von Priestern geleiteten Haus in der Hauptstadt eines katholischen Landes mit der Ausübung heiliger Gebräuche katholischen Lebens. Es war anders geworden im Lande Bayern seit Albert dem Großmüthigen! — Jeden andern Jüngling hätten so kleinliche und lästige Bedingungen zurückgeschreckt. Nicht so unsern Adolf. Die sechs Aloysianischen Sonntage wurden gehalten, und kein Zögling hatte etwas gemerkt.

Als 1840 König Ludwig die Leitung des Holland'schen Instituts den Benediktinern von Metten übertrug, kehrte Adolfs junger Freund, den er jetzt zwei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, als Zögling in die Anstalt zurück, und bald war die alte Freundschaft wieder angeknüpft. Die beiden unverdorbenen Jünglinge suchten und fanden gegenseitig, jeder an des andern frommem, reinem Sinn, einen Halt und eine Stütze in den Gefahren, die sie umgaben. „Wir hatten eine harte Zeit," schreibt Adolfs einstiger Jugendfreund, später ein verdienter Missionär und gegenwärtig Professor der Philosophie in einem großen Collegium der Gesellschaft Jesu in Nordamerika, „da die Denkungsweise und die Gespräche unserer Mitschüler durchaus nicht nach unserem Geschmacke waren. Dessenungeachtet war Adolf bei allen beliebt. Er studirte fleißig, hatte aber

besondere Freude an der Musik." Denn immerhin bot ihm die Anstalt etwas, das, schon damals seine Freude und sein Trost in trüben Stunden, an Werth stets für ihn gewinnen sollte. Wie eine Erinnerung aus alten Tagen war der Anstalt geblieben die traditionelle liebevolle, ja bevorzugende Pflege der Musik. Das organische Edict des Ministeriums Montgelas von 1808 hatte zwar die früheren Vorbedingungen musikalischer Anlagen und Kenntnisse zur Aufnahme in das Institut beseitigt, war aber dabei geblieben, daß die Musik als „ästhetisches Bildungsmittel" vorzugsweise vor jeder andern Kunst zu lehren und zu üben sei. Auch als 1811 der bisherige Musikdienst der Zöglinge beim Gottesdienst in den verschiedenen Kirchen der Stadt und bei der Oper abgestellt wurde, war Holland um so eifriger bestrebt, die Pflege der Musik zum Zweck der Jugendbildung in der Anstalt zu fördern, so daß sie unter den Bildungs- und Erziehungsmitteln noch jetzt den ersten Platz behauptete. Tüchtige Mitglieder der Hofkapelle wurden als Musiklehrer angestellt und den Zöglingen reichliche Aufmunterung zur Pflege der edlen Kunst geboten. Der sonntägliche Gottesdienst hatte seine oft imposanten musikalischen Aufführungen, Sommer- und Winterabende luden zu bestimmten Zeiten die tüchtigeren unter den jungen Musikern ein, mit Leistungen hervorzutreten, jedes Schuljahr hatte seine 6—8 Concerte, der feierliche Schlußact des Schuljahrs bot abermals Veranlassung zu größeren musikalischen Leistungen, wie er zugleich eigene Prämien brachte für die, welche sich in der Musik, im Zeichnen oder Schönschreiben ausgezeichnet hatten. Nicht nur im Gesang, auf dem Klavier, auf den verschiedenen Streich- und Blas-Instrumenten, sondern auch im Componiren wurden die Zöglinge unterrichtet und machten bedeutende Fortschritte. Und so erhielt es sich weiter. Adolf componirte schon als Knabe. In seinem zwölften Jahre dachte er daran, einige Compositionen im Druck erscheinen zu lassen.

Unter solch verschiedenartigen Einflüssen und Eindrücken war das letzte Jahr seiner Studien herangekommen und damit die Zeit der Entscheidung fürs Leben. Das Verzeichniß der ihm von Gott erwiesenen besonderen Wohlthaten enthält für das Jahr 1843 die lakonischen Worte: „Im Monat

Juni der Anfang meiner Bekehrung zu München; im Monat Juli der Anfang meines Berufes zur Gesellschaft Jesu.“ — Es war wirklich so, der vielversprechende Jüngling, der liebenswürdige, heitere Charakter, der talentvolle angehende Musiker fühlte sich berufen zum Priesterstand, zum Ordensstand, ja sogar zur Gesellschaft Jesu, die, nach einer schweren Katastrophe erst seit einigen Jahrzehnten wieder erstanden, aber noch verbannt von dem einstigen Schauplatz reichen, vielseitigen Schaffens, in den Bergen der katholischen Schweizerkantone eine Zuflucht gefunden hatte, um langsam neu zu erstarken. Was Adolfs Geist gerade auf sie gelenkt haben mag? Ob die Geschichte der Anstalt, in welcher er acht Jahre verlebt? — Aber es waren ja die letzten Spuren der Vergangenheit getilgt, und den wenigen alten Leuten, die in München damals noch von den Patres und ihrem schönen Gottesdienst zu erzählen wußten, hatte Adolf wohl nie zugelauscht. Oder war es die Geschichte seines bayerischen Vaterlandes, die mit der Geschichte der Gesellschaft Jesu in Deutschland so nahe verwachsen war? Wohl hat es etwas, was das Herz eines Bayernjünglings eigenthümlich für diesen Orden einnehmen könnte, wenn er in der Geschichte liest, wie die schönste Blütezeit seines Vaterlandes, die glorreichsten Zeiten und edelsten Erscheinungen seines Herrscherhauses zusammentreffen mit dem Blühen und Gedeihen jenes Ordens in den Gauen des Bayernlandes. Aber durch Bücher wie durch Lehrer und Abkühlungsmittel anderer Art ist ja gesorgt, daß dieser Eindruck nicht zu mächtig werde. Oder ob es der Ruf war, dessen die Erziehungsanstalten der Jesuiten in Brig und Freiburg sich damals auch in deutschen Landen erfreuten, der ihm imponirte und ihn anzog? Nach Adolfs Geistesbeschaffenheit zu schließen, scheint es die Lebensgeschichte eines hl. Aloysius, eines hl. Stanislaus und hl. Franz Xaver gewesen zu sein, was ihn zuerst auf die Gesellschaft Jesu aufmerksam machte, bevor der Ruf Gottes in seinem Innern sprach. In späteren Jahren hörte man ihn öfter sagen, daß die vielfachen Anfeindungen des Jesuitenordens, aus dem doch so viele Heilige hervorgegangen seien, in ihm ein mächtiges Verlangen angeregt hätten, Mitglied dieses Ordens zu werden. Als seit 1870 die Gehässigkeit

gegen die Gesellschaft Jesu allenthalben wieder heftiger hervorbrach, meinte er: „Wenn ich noch nicht Jesuit wäre, das wäre jetzt der rechte Antrieb für mich, in die Gesellschaft einzutreten.“ Immerhin hatten in den letzten Jahren manche Einflüsse in dieser Richtung auf ihn eingewirkt. Gar manchmal besprach er sich mit seinem Freund im Vertrauen über die Berufswahl. Jener neigte zum Ordensstand. Das Priesterwerden war auch Adolf noch nicht aus dem Sinn geschwunden, aber wenn es geschehen sollte, meinte er, wolle er doch lieber Weltpriester werden. Doch solche Pläne hielten sie vor den anderen sorgfältig geheim. Großen Eindruck machten auf die beiden Freunde die interessanten Vorträge ihres Geschichtsprofessors am Gymnasium, H. Häring, eines Weltpriesters, von dem sie wöchentlich zwei Stunden hatten. Wie es dem wahrheitsgetreuen Geschichtsmann ziemt, versäumte dieser nie, wo sich Gelegenheit bot, das Großartige und Segensvolle, was die katholische Kirche und ihre Diener in der Weltgeschichte für die Menschheit wie die einzelnen Staaten gewirkt, hervorzuheben. Gern sprach er auch von den Leistungen des Jesuitenordens auf den verschiedensten Gebieten, und der Ausdruck: „der ebenso gelehrte als fromme Jesuit“ kehrte nicht selten in seinen Vorträgen wieder. Gerade dieser Ausdruck war es, der den beiden Jünglingen eigenthümlich in die Seele drang. Schon am Ende des vorletzten Studienjahres war Adolfs Freund fest entschlossen, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Von dem Augenblick dieses Entschlusses an fühlte er sich überaus ruhig und glücklich. Ganz das Gegentheil war bei Adolf der Fall. Es machte ihn der Gedanke sehr unruhig. Keiner von beiden hatte je einen Jesuiten gesehen, der Schritt schien gewagt. „Wir beteten fleißig“, erzählt sein Jugendfreund, „und gingen jeden Sonntag zur heiligen Communion, obwohl wir es so einrichten mußten, daß wir vor der Zeit, wo alle aufstanden, wieder in unseren Betten im Schlafsaal waren, um dem Gespötte unserer Mitzöglinge zu entgehen.“ Der beiden gemeinsamer Beichtvater, ein sehr frommer Ordenspriester, freute sich, so köstliche Regungen der Gnade in diesen reinen Jünglingsherzen wahrzunehmen, und versäumte es nicht, dieselben liebevoll zu fördern. Er

erzählte ihnen viel vom klösterlichen Leben und machte ihnen selbst einmal den Vorschlag, sich vor Mitternacht aufwecken zu lassen, um in der Stille der Nacht eine Viertelstunde vor dem allerheiligsten Sacrament um Erleuchtung zu beten. Zwei- oder dreimal thaten sie so, aber Adolfs Freund verlor bald die Lust an dieser schönen, aber doch für die beiden jugendlichen Heiligen etwas harten Andacht, und ganz allein wollte auch Adolf mit dieser frommen Uebung nicht fortfahren. Indessen war der beiden Jünglinge nächtliches Gebet erhört worden. Noch vor dem Ende des letzten Studienjahres, gerade noch im letzten Monat, war es auch in Adolfs Seele licht und klar geworden. Jetzt wußte er, was er wollte.

Am Schluß des Schuljahres 1843, mit dem er aus der Anstalt ausscheiden sollte, ward ihm in Anerkennung seiner Talente wie seiner guten Fortschritte die Auszeichnung, daß er für die feierliche Preisvertheilung im Holland'schen Institut mit der Schlußrede beauftragt wurde. Der jugendliche Redner, ganz erfüllt von dem, was in den letzten Monaten sein Inneres beschäftigt hatte, schien dieses Mal ein ausnehmend ernstes Thema gewählt zu haben. Er begann mit dem Gefühl der Trauer, das man empfinde beim Scheiden von seinen Mitschülern, einem Scheiden, das die bisher freundlich Vereinten nach allen Richtungen auseinanderführe, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Das sei das allgemeine Loos hienieden, fuhr er, zu höherem Gedankenflug sich aufschwingend, fort, stete Trennung, stetes Herzeleid. Nur ein Theures gebe es, das man nie zu verlassen braucht, noch je verlassen soll. Will man glücklich werden schon hier auf Erden, den höchsten Grad von Glück sein eigen machen, der von Erdenpilgern erreicht werden kann, so muß man an dieses eine unverlierbare Gut aufs innigste sich anschließen. Und mit jugendlichem Feuer und der Kraft heiliger Ueberzeugung begann er jetzt, das Glück des Ordenslebens zu schildern, in dem man für Gott allein lebe, den niemand uns entreißen kann. Diese Rede in dem Mund eines jungen Mannes, dessen glänzende Talente, dessen vortheilhafte Familienverbindungen und liebenswürdige persönliche Eigenschaften den meisten bekannt waren, dem, wie alle wußten, das Leben die verlockendsten

Aussichten bot, brachte auf die ganze Versammlung einen mächtigen Eindruck hervor. Unter seinen Mitschülern hatte schon vorher das Gerücht sich verbreitet, er wolle selbst in einen Orden treten, ja in der Schweiz den deutschen Jesuiten sich anschließen; jetzt sprach er es selbst in öffentlicher Rede vor einer großen und angesehenen Zuhörerschaft ziemlich unverhüllt aus. Damals saß unter seinen Zuhörern ein talentvoller junger Zögling desselben Erziehungshauses, der noch um mehrere Klassen hinter Adolf zurück war. Der Eindruck, den er bei dieser Gelegenheit erhielt, war ein unauslöschlicher. Nach mehreren Jahren trat auch er in die Gesellschaft Jesu ein, wo er ein durch Gelehrsamkeit ausgezeichnetes, auch schriftstellerisch bekanntes Mitglied wurde. Die Gnade seines Berufes führte er selbst später stets auf jene Rede des jungen Adolf von Doß zurück.

Adolf war mit sich fertig und machte auch aus seinem Entschluß niemanden gegenüber ein Hehl. Allein bergehoch thürmten sich die Schwierigkeiten entgegen. Nach dem Tod seines Vaters hatte der ältere Bruder Adam zugleich mit den Vormündern Freiherrn von Aretin und Freiherrn von Pfetten die Vormundschaft übernommen. Bei sonst vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Charakters Adolfs tief religiöse Richtung nicht theilend, hatte der ältere Bruder schon vorher sich Mühe gegeben, demselben die Priestergedanken auszureden und ihn, wie er meinte, „dem Leben und einer andern Carrière zu erhalten". Jetzt, da er sogar den Entschluß aussprach, in die aus Bayern gebannte Gesellschaft Jesu einzutreten, standen die drei Vormünder unerbittlich und unerschütterlich dem Minderjährigen entgegen. Aber er hätte nicht ein Verehrer des hl. Aloysius und — ein Adolf von Doß sein müssen, wenn solches ihn von seinem Entschluß zurückgebracht hätte. Man versuchte nun, ihn zu bewegen, wenigstens dem Orden des hl. Benedikt den Vorzug zu geben, der seit Erneuerung des Stiftes Metten 1827 unter dem Schutze Ludwigs I. sich in Bayern wieder blühend entfaltet und in manche altehrwürdigen Klostermauern wieder seinen Einzug gehalten hatte. So war er wenigstens der Familie nahe, man konnte ihn sehen, besuchen, von ihm hören; die Aussicht auf kirchliche Würden war ihm nicht versperrt, und bei seinen herrlichen Anlagen

wie seinen Familienverbindungen war auf solche gegründete Aussicht geboten. Adolf fügte sich insoweit, daß er zu kurzem Aufenthalt in einige der bayerischen und österreichischen Benediktinerklöster sich schicken ließ. Ohne Zweifel mußten die heilige Stille und Andacht jener Klöster, die erhabene Feier des Gottesdienstes, das ernst-ergreifende Chorgebet, die ehrwürdige Erscheinung der Mönche selbst, auf den idealen Sinn des Jünglings einen überwältigenden Eindruck machen. Gewiß knüpfte ihn auch Dankbarkeit und Liebe an die Lehrer, die in den drei letzten Jahren seiner Studien ihn geleitet hatten. Aber ein echter Beruf ist von solchen Eindrücken nicht abhängig. Den einen zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt zum demüthigen Gewand der seraphischen Söhne des hl. Franziskus, den andern treibt es zu den ehrwürdigen Abteien des ältesten Ordens des Abendlandes, wieder einen andern ruft der Ruhmesglanz eines hl. Thomas von Aquin, eines Albertus Magnus zu den Söhnen des hl. Dominikus — auch da, wo nicht klarbewußte Vernunftgründe aus reifer Ueberlegung aller Verhältnisse das Urtheil bilden können, daß nur hier in diesem Orden oder diesem Ordenshaus das Seelenheil gesichert, die erstrebte innere Heiligung für einen so gearteten Menschen wirklich erreicht werden könne. Gar oft entscheidet freilich bei solcher Wahl allein das vernünftige, nüchterne Urtheil, das sich nach langem ruhigem Ueberlegen für den einen Weg als den ersprießlichsten und sichersten ausspricht. Aber ebenso oft geht solchem Urtheil ein ganz unmittelbares, überaus klares und lebhaftes Bewußtsein voraus, daß man gerade hierhin von Gott gerufen sei und an keinem andern Platz seine rechte Stelle finden werde. So war es bei Adolf, den nichts in der Welt von seinem Entschluß hätte zurückbringen können. Hätte es ihm an Entschlossenheit gefehlt, ein neues Ereigniß, das ihn tief erschütterte, würde ihn aufs neue bestärkt haben. Im September war er zum Besuch der Verwandten auf Schloß Tettenweiß. Auf der Jagd entlud sich unversehens sein Gewehr, und dies in solcher Weise, daß nur durch eine besondere Fügung der Vorsehung sein Leben erhalten blieb. Es war schon das dritte Mal in seinem jungen Leben, daß er am Rand des Grabes gestanden.

Sein Entschluß war fest; aber wie ihn ausführen? Die gute, fromme Mutter hätte sich vielleicht gewinnen lassen — aber die Vormünder waren unbeugsam, und selbst wenn sie geneigt gewesen wären, blieben Schwierigkeiten von Seiten des Staates. Noch später, als er längst der Gesellschaft Jesu factisch angehörte und die Mutter zur Vermeidung unlieber Verwicklungen für ihn bei der königlichen Regierung um Genehmigung seines Eintritts nachsuchte, erhielt sie die ministerielle Antwort: „Seine Majestät der König habe dem Adolf von Doß die für ihn von seiner Mutter, der Landrichterswittwe Josephine von Doß zu Passau, allerunterthänigst nachgesuchte Bewilligung zum Eintritt in ein Jesuitenkloster nicht zu ertheilen . . . geruht. Gezeichnet Fürst Oettingen-Wallerstein.“ [1]

So sah denn Adolf kein anderes Mittel als die Flucht. Es war sein Brauch gewesen, täglich der Parade beizuwohnen, und diese Zeit benutzte er am 4. November, um ohne Argwohn zu erwecken, einen Reisekoffer zu kaufen, den er dann des Abends mit seinen Büchern und Kleidungsstücken bepackte. Der Morgen des 5. November war für die Flucht bestimmt. Aber zu seinem Schrecken bemerkte er erst jetzt, daß der Koffer viel zu schwer geworden. Er selbst, schwächlich und zart gebaut, war der Last nicht gewachsen — von den Hausbewohnern konnte er niemand um Hilfe angehen! Da kam ihm jene wunderbare Willenskraft zu Hilfe, die er so manches Mal später an den Tag gelegt, welche die Körperkraft aufwog. Er lud den schweren Koffer auf die Schulter, und schleppte ihn wie ein Packträger keuchend durch die Straßen zur Post. Bald war das Billet gelöst und er saß im Wagen. Aber die Stunden der Angst waren damit noch nicht vorüber. Was wird der Bruder, was werden die Vormünder thun, wenn der gewagte Schritt entdeckt wird? Kommt die Sache zu früh an den Tag, so ist er sicher bald eingeholt, denn der Postwagen fährt langsam. Möglicherweise wird er polizeilich festgenommen. Dazu kam ein zweiter Grund der Angst: er mußte die

[1] So der Wortlaut nach gütiger Mittheilung, wahrscheinlich aus der Erinnerung; das Document selbst scheint nicht mehr vorgelegen zu haben.

Grenze passiren und hatte keinen Paß; das war aber für jene Zeit eine schlimme Sache. Wohl hatte er am Tag seiner Abreise versucht, sich einen solchen zu verschaffen. Aber, da er als Minderjähriger keine Erlaubniß zur Abreise vorweisen konnte, war ihm dieser verweigert worden. — Nach langer, banger Reise hielt endlich der Postwagen an der Grenzstation. Die Pässe wurden visitirt — alle mußten den Paß vorweisen, an ihm ging der Beamte vorüber. — Ob er ihn nicht gesehen? Ob er ihn nicht sehen wollte? Adolf war gerettet; ohne weitere Abenteuer erreichte er Freiburg in der Schweiz.

Zu Hause war am 5. November der Mittag herangekommen, ohne daß man Adolf vermißt hätte. Auch daß er über Mittag ausblieb, fiel noch nicht besonders auf. Es war dies auch sonst wohl vorgekommen. Erst als er auch am Abend sich noch nicht blicken ließ, ward man unruhig. Man durchsuchte sein Zimmer. In der Schublade seines Tisches fand sich ein Brief und ein kleines Buch. Im Brief erklärte er nochmals, daß er nur dem Rufe Gottes folge, wenn er in die Gesellschaft Jesu träte, und daß er zur Ausführung seines Vorhabens den Weg der Flucht gewählt, weil er sich sonst außer Stand gesehen habe, diesem Ruf zu folgen. Er bitte unter diesen Umständen die Verwandten, sich zufrieden zu geben, ihn nicht verfolgen zu lassen u. s. w. Das Buch hatte er der Mutter zum Andenken zurückgelassen. Es war — die Nachfolge Christi. Auf dem ersten Blatt las die Mutter von der Hand ihres Sohnes geschrieben die Worte:

„‚Und er verließ alles, was er hatte, und folgte ihm nach.‘

München 5. XI. 43. Dein ewig dankbarer Sohn
Adolf.“

Anfangs herrschte große Erregung. Der energische Bruder wäre zu entschiedenen Maßregeln geneigt gewesen, hätte nicht die Mutter darauf bestanden, vorerst eine abwartende Haltung anzunehmen. Aber es dauerte geraume Zeit, bis die ersten Nachrichten kamen. Adolfs Beruf mußte nach seiner Ankunft erst der Vorschrift gemäß einer Prüfung unterzogen werden, denn es war ihm vorher unmöglich gewesen, mit Jesuiten zusammenzukommen und

diese Sache ins Reine zu bringen. Man war nun zwar geneigt, ihn zu behalten, allein wenn die Familie darauf bestand, ihn gerichtlich heimzufordern, so konnte das hierdurch erregte Aufsehen den Patres höchst nachtheilig werden. Ohnehin legte man stets Werth darauf, die Einwilligung der Eltern zum Eintritt ihrer Söhne wenigstens nachträglich zu erwirken. So wurde denn Adolf von seinen Oberen auferlegt, sich brieflich die Erlaubniß zu verschaffen, die man ihm persönlich nicht hatte geben wollen. Er meldete denn endlich Mutter und Bruder seinen Aufenthaltsort, nachdem er wohlweislich die Zeit der ersten Erregung hatte stillschweigend vorübergehen lassen. Er beschwor sie, ihn nicht zu verfolgen oder heimholen zu lassen — und er drang durch. Die Mutter sandte die ausdrückliche Erklärung ihrer Einwilligung; der Bruder, allmählich überzeugt von dem wahren innern Beruf, der Adolf fortgezogen, und betroffen von dem heiligen Ernst, mit dem jener der höhern Stimme gefolgt, war nun edel genug, selbst bei den Vormündern und bei der Regierung die nöthigen Schritte zu thun, um ihm das ruhige Verbleiben im Noviziat zu ermöglichen.

Es dauerte fast 30 Jahre, bis sich die Brüder wiedersahen, bei einem kurzen Besuch, den Bezirksgerichtsrath Adam von Doß seinem Bruder abstattete, während dieser Superior bei der St.-Christophs-Kirche in Mainz war. Damals sagte ihm der ältere Bruder bewegten Herzens, daß er ihn um sein Glück und seine Wahl beneide. Sonst correspondirten die beiden Brüder nur in langen, oft Jahre langen Fristen. Drei- oder viermal im ganzen kehrte Adolf noch auf kurze Tage in der Heimat ein. Die Mutter lebte sehr zurückgezogen in München, zuletzt von barmherzigen Schwestern gepflegt. Bis zum Ende ihres Lebens war Adolf ihre Freude und ihr Stolz. Nach ihrem Tod 1863 wurden sämmtliche Briefe ihres Sohnes auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin vernichtet. Erst jetzt, nach dem Tode der Mutter, 20 Jahre nach Adolfs Flucht, erfuhr der Bruder, daß diese damals um die Flucht gewußt hatte und ihm selbst dazu behilflich gewesen war. Freilich hatte man sich jetzt längst überzeugt, daß jener Schritt sein inneres Glück begründet und sein Dasein segensreich gemacht hatte für viele.

2. Das Noviziat.

„Seitdem Gott den Garten Eden verschlossen und vor unseren neugierigen Blicken verborgen hat," schreibt der fromme Oratorianer P. W. Faber, „soll nichts auf Erden so sehr einem Paradies gleichen, wie ein Noviziat in der Gesellschaft Jesu." [1] In diesem Paradies fand nun unser Flüchtling eine Heimstätte und mit ihr all das, was er in den letzten Jahren entbehrt und ersehnt hatte. Gar verschieden ist die Führung, die Gottes Vaterliebe jeder einzelnen Seele zu Theil werden läßt — meist wunderbar und ein ganzes System von Gnaden und Fügungen, deren Planmäßigkeit und innern Zusammenhang man erst spät erkennt. Was Gott gethan für sein auserwähltes Volk, um es in 40jähriger Wanderschaft durch die Wüste ins Gelobte Land zu retten, das thut er gar oft für eine einzige auserwählte Seele, bald um sie aus dem Irrthum zur wahren Kirche, bald um sie aus den wirren Gefahren der Welt ins stille, trauliche Ordenshaus zu führen. Aber mit der Ankunft im Ordenshaus endet die besondere Einwirkung der Gnade noch nicht; jetzt beginnt erst recht die Zeit der Erziehung, und der angehende Ordensmann wird dessen bald gewahr. Der eine ist nach langer reifer Ueberlegung mit klarer Erkenntniß des Schrittes, den er thue, in den Orden getreten, und doch werden ihm jetzt die Noviziatsjahre zu einer überaus schweren, fast trostlos harten Prüfungszeit. Nur ein echter, mannhafter Beruf, eine wahre Frömmigkeit und ein großer Charakter vermögen sie zu überdauern. Aber hat er die Kraft, so ist es auch gewonnen, der Mann des Geistes, der vollendeten Entsagung ist gebildet. Den andern hat, fast wie ein schlummernd Kind, die göttliche Gnade mit beiden Händen ins Ordenshaus getragen, und nun fängt der verwöhnte Liebling an,

---

[1] W. Faber, All for Jesus, sec. VIII. c. 8.

sich die munteren Augen zu reiben, und das Noviziatsleben mit seinen kleinen und großen Prüfungen rüttelt und schüttelt ihn, bis er beginnt, den Ernst der Lebens recht zu ahnen, und einsieht, daß aus dem frommen Kind ein wahrhaft innerlicher Geistesmann werden müsse. Weitaus am häufigsten aber sind die zwei Noviziatsjahre die seligen, unwiederbringlichen Flitterwochen des geistlichen Lebens, die Zeit der ersten jungen Gottesliebe, eine zweite, schönere Kindheit, als wie man sie einst unter den Augen der treuen Mutter verlebte. Und gerade dann pflegt die Gnade am reichsten den Thau himmlischer Tröstung auf die junge Ordenspflanze niederzuträufeln, wenn Sturm und Frost vorausgegangen. Ein Noviziat, das durch große Opfer erkauft wurde, ist fast immer ein überaus trostreiches. Vergnügen und Befriedigung im Sinne der Welt bietet es nicht, wohl aber blüht da jene Freude, die der Apostel als eine Frucht des Heiligen Geistes preist, und von der der Herr gesagt hat, daß die Welt sie nicht geben kann. „Wie strömt der Gerechte von Wonne über,“ schreibt später P. von Doß, „. . . und jubelt auf und möchte mit keinem Glückseligen der Erde tauschen! O räthselhafter Gegensatz: ein Tröpflein Weltfreude vergällt, bitterem Meerwasser gleich, der eben noch so weltlich frohen Seele oft die ganze Lust; ein Tröpflein Gottesliebe dagegen verwandelt ganze Meere von bitterem Leiden in Süßigkeit und Wohlgeschmack.“

Dies sollte der hochherzige Jüngling an sich erfahren, der am Samstag den 11. November in Brig eintraf, sein Probezeit zu beginnen. In Freiburg war er mit einem andern verspäteten Noviziats-Candidaten zusammengetroffen, der für die nächsten 12—15 Jahre fast in allen Häusern des Ordens mit ihm zusammenleben und nachher in drei Welttheilen Großes zur Ehre Gottes wirken sollte. „Im November 1843“, erzählt dieser, „reisten Adolf von Doß und ich von Freiburg, wo wir zusammengetroffen waren, nach Brig im Wallis. Wie ich zum ersten Male das gelblichblasse Gesicht auf dem hervorragenden Kinne so ruhig sitzen sah, hatte ich keine Ahnung von der musikalischen und für alle Naturschönheiten so empfänglichen Seele, welche hinter diesen stillen Zügen sich verbarg. Ich setzte

deshalb beim Antritte unserer Reise nothgezwungen selbst eine ernstere Miene auf, um besser mit der seinen zu harmoniren. Je weiter aber der Postwagen nach unserem gemeinsamen Ziele voranrollte, um so mehr fing es auf dem bleichen Gesichte, in den dunkeln Augen und auf den dünnen Lippen Adolfs zu spielen an. Das herrliche Schweizerland, in dem der Schöpfer die schönsten Muster aller reizenden Scenerien Europa's wie in einem Cabinet gesammelt hat, übten einen wahren Zauber auf meinen Gefährten aus. Obwohl der schon ziemlich fühlbare Winter dem Leben und Treiben der Vegetation, dem lustigen Spiele von Farbe, Sang und Klang auf Berg und Thal schon ein Ende gemacht, so hatte doch selbst die eingeschlafene Hoevelt (= Helvetia) entlang des Genfer Sees noch der Herrlichkeiten genug, um meinen Reisegenossen innerlich und äußerlich in Bewegung zu setzen. Die Glasscheiben des Postwagens flogen auf und ab, die Augen hin und her; an Stoff zur Bewunderung und muntern Unterhaltung fehlte es nicht. Selbst als wir schon tief zwischen die gewaltigen Alpenmauern des Wallis gerathen waren, und es immer enger und mir gar zu enge wurde, hatte sich seine kindliche Freude an den Landschaften nicht vermindert. Endlich langten wir am Ende unserer Reise an. Links und rechts thürmten sich der Aletsch und der Simplon mit ihren Vorposten auf, als wollten sie unseren Weitermarsch versperren. Wir hörten die Rhone rauschen und die ihr rasch zutaumelnde Saltina, deren Brücke wir überschritten. Wir waren in Brig, am rechten Plätzchen für das Ende unseres kurzen Weltlebens. Fast bange und schweigend stiegen wir die kleine Anhöhe hinan, welche sich über dem Städtchen erhebt. Wir standen vor der schönen Kirche, dem Colleg und Noviziatshaus der oberdeutschen Ordensprovinz, einem massiven Gebäude, fast etwas melancholisch einfach, aber unter tiefblauem Himmel von der Sonne verklärt. Wir läuteten. Eine Oeffnung in der Thüre ging auf und zu, ohne daß wir das durchguckende Gesicht recht sehen konnten, die Thüre flog auf; der Pförtner hatte in uns gleich zwei Candidaten erkannt. P. Caveng eilte herbei, derselbe, der später als Generalvikar in Buffalo starb. Er führte uns in das Zimmer

des Rectors und Novizenmeisters. Ein kleiner, ehrwürdiger Greis schloß uns in seine Arme. Es war P. Staudinger, ein Landsmann Adolfs. Bei diesem Namen pflegte der freundliche Greis ihn von nun an auch zu benennen und zeigte ihm stets eine besondere Liebe." Ein alter Pater erzählt, er sei damals gerade im Refectorium gestanden, als ein junger Mann von feingebildetem Aussehen, bleich und hager, eine Brille vor den Augen, hereingeführt wurde. „Mein Gott," dachte er bei sich, „wie können die Oberen einen solchen Schwächling aufnehmen, der stirbt uns ja schon in den ersten Jahren dahin." Aber der junge Niederbayer war aus kernigerem Holze, als es nach außen den Anschein hatte.

So war also der verspätete Ankömmling — denn der eigentliche Termin zum Beginn des Noviziats, an dem die übrigen sich eingefunden hatten, war längst vorüber — doch nicht ganz allein bei den ersten Uebungen der Vorbereitungszeit und bei den ersten Exercitien, die er elf Tage nach seiner Ankunft begann. In jener ersten kurzen Vorbereitungszeit der „Candidatur" war es, wo nach den harten, angstvollen Tagen, die er eben überstanden hatte, sein ganzer jugendlicher Muthwille noch ein letztes Mal zum Durchbruch kam. Es ist dies eine häufige Erscheinung in solchen Tagen. Es ist die „Kindischkeit der Kinder Gottes", wie P. von Ravignan es einmal genannt hat. „Wir waren Nachzügler", erzählt sein Gefährte scherzhaft; „die Novizen, die zur rechten Zeit angelangt waren, trugen längst den schwarzen Talar. Erst als ich diese frischgebackenen Heiligen mit niedergeschlagenen Augen und etwas gesenktem Haupte durch die breiten und langen Gänge langsam ziehen sah, merkte ich so recht, daß selbst mein Adolf noch ein ganz profanes Weltkind sei. Die Novizen bereiteten sich nämlich auf das ganz nahe St.-Stanislaus-Fest eifrig vor, und wo immer wir sie trafen, bei häuslichen Arbeiten, bei geistlicher Lesung im Garten oder in der Kapelle, schienen sie ganz in sich versenkt. Wie stach das ab von uns ungeschnürten, ja ungebundenen Weltmenschen! Mein Adolf machte gerne spitze Bemerkungen. Natürlich wurde alles examinirt. Viel war innerhalb der einfachen, kahlen Mauern nicht zu sehen. Aber um so genauer schaute er sich die

großen Ahnenbilder der Gesellschaft und die Portraits der Ordensgeneräle an. Gar mancher kam ihm sonderbar, oder, wie er meinte, ‚ganz putzig‘ vor. Die erste Arbeitsschürze, womit er sich schmücken sollte, wurde erst nur mit den Fingerspitzen berührt oder gar erst berochen, und jeder neue ähnliche Luxusartikel aus der Garderobe oder in der Küche verdächtig um und um gewendet, so daß ich selber bei mir dachte: ‚Der ist denn doch etwas zu zimperlich.‘“ — Auch als die beiden lustigen Gesellen nicht nur im tonus rectus lesen, sondern auch beten und betrachten lernen sollten und ihnen die Kniee müde wurden, gab es noch manchen profanen kleinen Zwischenfall, und leicht begegneten sich ihre Blicke, wenn sie, schnurgerade einander gegenüber, jeder von ihnen in einer andern Ecke des großen Zimmers sich niedergesetzt hatten, um „dem Geist die Betrachtung leichter zu machen“. Aber es kamen bald die ersten Exercitien, und damit „hörte bei Adolf, so schien mir“, berichtet sein Gefährte weiter, „jeder Spaß auf. Er wurde ernst, sein Gesicht häufig sogar etwas zu lang, und es zeigte sich schon damals der Ausdruck jener Willenskraft, die er, so lang ich ihn kannte, an den Tag gelegt“. Am 30. November, dem Fest des hl. Andreas, erlebte er den ersten großen Freudentag im Orden. Er durfte zum ersten Mal das Ordenskleid anlegen und erhielt aus den Händen seines verehrten Novizenmeisters das Crucifix und den Rosenkranz, die ihn nun sein ganzes Leben hindurch begleiten, seine besten Waffen und sein einziger Trost sein sollten. Es war ein bedeutungsvoller Tag, das Fest jenes Apostels, der vor allen andern gefeiert ist ob seiner heldenmüthigen Kreuzesliebe. Sollte es eine Vorbedeutung sein für sein Ordensleben und die Art seines eigenen künftigen Apostolates? „O Kreuz, nun nahe!“ schreibt er später; „so weit auch deine Arme sich ausbreiten mögen, ich umpfange dich, ich bin auf Gott vertrauend bereit, nimmer von dir zu lassen. O Zeichen des Heils, willkommen! Seit an dir Jesus so Namenloses erduldet, seit er an dir verblutet, ist aller Schrecken von dir gewichen, und Salbung nur und Trost und Süßigkeit triefen mit Jesu Blut herab von dir auf den, der gläubig dich umarmt. O Zeichen des Sieges, heran zu mir! Hinweg, ihr bösen Mächte, —

im Namen des Kreuzes, weichet von hinnen! Und du, o böse Welt, blinde, thörichte, arge — o siehe, nun trennt uns das Kreuz; ein Aergerniß ist es dir, mir aber Kraft Gottes und Weisheit.“ Unter den Novizen, deren Schaar er mit diesem Tage eingereiht wurde, fand er auch seinen alten Freund aus dem Holland'schen Institut, der schon über einen Monat früher eingetroffen war, und für die nächsten vier Jahre konnte er sich mit ihm des gemeinsamen Glückes freuen. Dann riß Gottes Fügung sie auseinander, und sie haben sich nie wieder gesehen. Nur ein einziges Mal wechselte er später als Priester in einer Seelsorge-Angelegenheit mit dem Mitbruder im fernen Norden Amerika's, dem einstigen Gespielen seiner Kindheit und vertrauten Freund seiner Jünglingsjahre, einen kurzen Brief. Die regelmäßigen Uebungen des Noviziats begannen jetzt. Nach siebenstündiger Rast erhebt sich der Novize von hartem, ärmlichem Lager, und nachdem er in kurzem, aber innigem Aufblick zum Himmel sein Tagewerk Gott dargebracht, seine besonderen Vorsätze erneuert, den Gegenstand der bevorstehenden Betrachtung sich ins Gedächtniß zurückgerufen hat, eilt er in tiefer Sammlung, sich anzukleiden, um baldmöglichst in der Kapelle seinem Gott im heiligsten Sacrament seine Anbetung und Verehrung darzubringen. Es läutet zum „Engel des Herrn“, und nun beginnt für ihn die wichtigste Stunde des Tages. Da knieen nun diese jungen Leute ein jeder an seinem Tischlein, meist viele in einem großen Zimmer beisammen, und versenken sich in die Wahrheiten des Glaubens oder die Erzählungen der Evangelien. Das frische, junge Gedächtniß führt es mit aller Lebhaftigkeit dem Geiste vor: So hat mein Heiland gehandelt — das hat er gesagt — unter diesen Umständen, — so wurde es aufgenommen — solches waren seine Absichten — jeder Zug, jedes Wort wird mit Glauben und Liebe umfaßt. Inzwischen aber regt sich auch die Reflexion — der Verstand beginnt der Sache sich zu bemächtigen. Es werden die Beweggründe überdacht, Anwendungen gemacht — Schlüsse gezogen — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft mit dem Licht der neuerkannten Wahrheit beleuchtet und durchsucht. Darüber ist das junge Herz warm geworden, es erweckt jetzt die guten Wünsche, die festen Vor-

sätze, opfert sie auf, fleht um Beistand, dankt für die Erleuchtung — die Betrachtung klingt aus in einem Gebet des Dankes oder der Bitte — da, mitten in das Gebet hinein, ruft schon die Glocke zur heiligen Messe; — die Betrachtungsstunde ist vorüber. Da ist nun Gelegenheit, die guten Entschlüsse zugleich mit dem hochheiligen Opfer als kleines Scherflein des guten Willens der unendlichen Majestät darzubringen und aus den „Quellen des Erlösers" sich Kraft und Gnade zu schöpfen für das noch bevorstehende Tagewerk. — In bunter Folge reihen sich hieran: Handarbeit verschiedenster Art, geistliche Lesung, freie Zeit zu schriftlichen Aufzeichnungen, geistliche Unterweisung des Novizenmeisters. Den Tag über ist Stillschweigen vorgeschrieben. Nur nach dem Mittag- und Abendtisch ist etwa eine Stunde der Erholung gewidmet. An Festtagen ist diese reichlicher bemessen, ebenso sind zuweilen Spaziergänge gestattet, die jedoch stets mehrere gemeinsam anstellen. So wird mit der nöthigen Abspannung des Geistes zugleich die Nothwendigkeit geboten, auch die geselligen Tugenden und jene, welche der Verkehr mit anderen so leicht auf harte Proben stellen kann, in Uebung zu erhalten. Alles ist wohl überlegt und weise bemessen, und es gehört mit zu den Freuden des Novizen, von Tag zu Tag mehr zu erkennen, wie sicher und gut die Leitung ist, die er um das Opfer von Unabhängigkeit und Eigenwillen für sich eingetauscht hat. Gegen Abend heißt es den Geist nochmals zum betrachtenden Gebet zu bereiten, diesmal nur für eine halbe Stunde. Eine ernste Gewissenserforschung am Mittag und Abend sorgt dafür, daß die verschiedenen Uebungen auch pünktlich, eifrig und mit gehöriger Frucht vollzogen werden. Häufiger und zutraulicher Verkehr mit erleuchteten, im geistlichen Leben wohl erfahrenen Oberen und fleißiger Empfang der heiligen Sacramente gehen dem allem zur Seite. Die vorbereitende Bedeutung des Noviziats liegt eben darin, daß aus dem jungen Mann ein ganz übernatürlicher, wahrhaft geistlicher Mensch geformt werde, dem die Grundsätze des Glaubens völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, der ganz lebt und webt in den großen Wahrheiten der Religion, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Himmlisches ge-

richtet ist, nach den Worten des Apostels: „Unser Wandel ist im Himmel, von wo wir auch den Erlöser erwarten, unsern Herrn Jesus Christus.“ Ein solches Umschaffen des ganzen Menschen vollzieht sich aber nicht von selbst, sondern nur durch lange und sorgsame Schulung des Geistes, durch ernste Beobachtung, Bewachung und Bezähmung seiner selbst und ein fortgesetztes Leben der Selbstüberwindung und des Opfers. Denn wie man lesen lernt durch Lesen, und gehen durch Gehen, so lernt sich auch das Leben nach übernatürlichen Grundsätzen, das wahrhaft innerliche, geistliche Leben nur dadurch, daß man es übt. Um ein großer Geistesmann, ein Heiliger zu werden, braucht man nur beharrlich so zu handeln, zu denken, zu urtheilen, zu leiden, wie diese es gethan haben — und das muß man lernen.

Indes die süße, traumselige Stille des Novizenlebens mit den frommen Betrachtungen und geistlichen Gesprächen lieber Mitbrüder fand auch ihre Unterbrechungen. Der Novize muß lernen, die Sammlung des Geistes auch im Drang der Geschäfte, auch unter dem Druck von Zerstreuung und Ermüdung zu bewahren. Auch für Adolf kam die Zeit, im Spitale den Kranken zu dienen, den Dorfkindern den Katechismus zu erklären, dem Koch und dem Gärtner des Hauses für einige Zeit die niederen Handlangerdienste zu thun. „Alles packte er frisch und freudig an“, erzählt ein Augenzeuge, „und was er that, that er mit sichtbarer Entschlossenheit, auch die kleinsten Dinge.“ Eines seiner ersten Aemter war, die Lampen des Hauses zu putzen, ein ganzes Regiment, dessen blanke Reihen er nach gethaner Arbeit mit Feldherrnmiene zu mustern pflegte. Bald wurde er sogar Sakristan — ein heimlich beneidetes Amt, dessen Erfahrungen und fromme Liebhabereien in seinem spätern apostolischen Leben noch fruchtbar nachwirken sollten. „Er hielt die Stanislauskapelle gar säuberlich“, berichtet ein Novize von damals; „er schruppte und putzte und schniegelte und glättete nach Herzenslust, rieb seine Brille rein und schnüffelte in alle Ecken und Kanten jedem Stäubchen nach. Vor hohen Festtagen ging es noch wichtiger zu. Erst ein Universalfegen und dann Sinnen und Planen. Die ärmlichen Mauern wurden so

prächtig behangen wie möglich, Teppiche ausgelegt; der einfache Altar prangte in einem Walde von künstlichen Blumen und blinkenden Leuchtern, die zehnmal gestellt und wieder umgestellt, und dann immer von neuem gemustert wurden, bis sein Schmunzeln und die Amtsmiene, womit er die Versuchung zur Eitelkeit erdrückte, verkündeten, daß sein Geschmack befriedigt sei."

Eine größere Unterbrechung brachte die Pilgerreise, die gleichfalls zu den Prüfungen des Novizen gehört, wo nicht die äußeren Verhältnisse deren Ausführung unmöglich machen. Je zwei Novizen werden auf die Wanderschaft geschickt, ohne Reisegeld, nur mit der unentbehrlichen Wäsche für die nächste Zeit. Wohin es geht, wissen sie selbst nicht; der Reiseplan, den sie geschrieben bei sich tragen, gibt gewöhnlich nur für einen Tag Ziel und Richtung an. Dort angekommen, öffnen sie den Tagesbefehl für den folgenden Morgen. Ihr Unterkommen und ihre Nahrung müssen sie sich von Fremden erbetteln, und fehlt es natürlich bei solchen Gelegenheitten nicht an Verdemüthigungen und Unannehmlichkeiten jeder Art. Dabei aber sollen die Sammlung des Geistes bewahrt, die geistlichen Uebungen des Noviziats in thunlich gewissenhafter Weise eingehalten, Gottvertrauen, Geduld, Liebe zur Entsagung vor allem geübt werden. Adolf hatte es glücklich getroffen. Seine erste Pilgerreise im September 1844 führte ihn aus den Bergen des Wallis nach Oberitalien an den Lago Maggiore, wo an einem beliebten Wallfahrtsort die Wanderschaft ihr Ziel fand. Der junge Pilger ahnte damals wohl nicht, daß einst im schönen sonnigen Italien eine größere Wanderschaft für ihn ihr Ziel und sein Leib die letzte Ruhestätte finden sollte. Im September 1845 war es ihm vergönnt, in der berühmten Wallfahrtskirche Maria-Einsiedeln der Himmelskönigin, die er so sehr verehrte, seine Huldigung darzubringen. Was ihm aber von diesen Wanderungen wie eine süße Erinnerung unvergeßlich blieb, war, daß er wegen des Ordenskleides, das er trug, wiederholt öffentlich beschimpft wurde. In der Schweiz waren damals sehr erregte Zeiten, und nicht selten kam es vor, daß man den wandernden Jesuiten Steine oder Koth nachwarf oder ihnen nachkrächzte oder nachquakte. Aber Adolf

kannte ja die große Lehre seines Ordensstifters, die schon die Regel ihm vor Augen stellte: „So wie Weltmenschen das erstreben, was der Welt ist, — Ehre, Ruhm, einen großen Namen auf Erden lieben und mit allem Eifer suchen, wie die Welt es sie lehrt: so erstreben, lieben und verlangen diejenigen, die im geistlichen Leben voranschreiten und ernstlich Christo, unserem Herrn, nachfolgen, mit aller Inbrunst gerade das Entgegengesetzte, nämlich mit dem Kleide und den Wahrzeichen ihres Herrn angethan zu werden, aus Liebe und Ehrfurcht für ihn, so daß sie, wo es ohne jede Beleidigung der göttlichen Majestät und ohne Sünde des Nächsten geschehen könnte, Beschimpfung, Verleumdung und Beleidigung zu ertragen und für Thoren gehalten zu werden wünschen, eben weil sie sehnlich verlangen, unserem Herrn und Schöpfer Jesus Christus ähnlich zu werden, wenigstens einigermaßen ihm nachzuahmen und mit seinen Gewanden und den Abzeichen seiner Schmach umkleidet zu werden." — „War es billig," fragt daher später unser Pater, „Jesus allein zu lassen; ihm, der unseretwegen, aus Liebe zu uns alles, ja sich selbst dahingegeben, nichts wieder zu schenken? O Armuth, o Kreuz, o Leiden, o Niedrigkeit und Schmach, o selbsterwählte Lebensgefährtinnen des Heiligsten der Heiligen, seid auch unsere Begleiter und führet uns hin über Dornen und Nägel, über Oelberg und Golgatha nach Tabor und in das himmlische Jerusalem!... Und hätten wir auch mit voller Gewißheit unseres Heiles der Güter dieser Erde uns erfreuen können, konnten wir reich sein, in Ehren, in Wohlstand und Behaglichkeit leben, ohne darob unsere Seelen zu verlieren, so zogen wir es dennoch vor, mit Jesus dem Armen arm, mit Jesus dem Leidenden leidend, mit Jesus dem Niedrigen niedrig zu sein. Wir wollten Jesum und Jesum den Gekreuzigten."

Wichtige Tage waren für ihn seinen Pilgerfahrten vorausgegangen. In den dreißigtägigen, den sogenannten „großen" Exercitien hatte er die hohe Schule des geistlichen Lebens durchgemacht und für das künftige Leben und Wirken im Orden tiefe, starke Fundamente gelegt. Mehr als den reichen Traditionen seines Ordens auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie oder Jugenderziehung, mehr als allem Scharfsinn, allem Fleiß und aller Erfahrung

seiner tüchtigen Lehrer innerhalb des Ordens verdankt der Jesuit jener Schule der großen Exercitien. Da wird der Jesuit gebildet und erhält das ihm eigenthümliche Gepräge. Und doch sind sie im Grunde nichts anderes, als das in die That übersetzte Lieblingsgebet des hl. Augustin: „Herr Jesus, mach, daß ich Dich erkenne und daß ich mich erkenne!“ — ein ernstes, durch nichts gestörtes, durch eifriges Gebet befruchtetes Studium seiner selbst und seines göttlichen Meisters, um diesem sich nachzubilden. Statt der einen Morgenstunde gehören für diese Zeit 4—5 volle Stunden der Betrachtung, wozu der Novizenmeister vorher die Betrachtungspunkte vorlegt und kurz erklärt; eine weitere halbe Stunde geistlicher Unterweisung hilft ergänzend nach. Gewissenserforschung, geistliche Lesung, Handarbeit füllen, wie sonst, die übrige Zeit des Tages, nur ist, selbst zur Zeit der sonst üblichen Erholungsstunde jedes Gespräch untersagt; alles, was zerstreuen, die Aufmerksamkeit von den ernsten Wahrheiten, mit denen die Exercitanten sich zu beschäftigen haben, ablenken könnte, wird sorgfältig vermieden. Nur einige Male während dieser Zeit darf der ermüdete Geist einen Tag rasten, aber dann beginnt aufs neue der Ernst der Exercitien. Die erste Reihe von Wahrheiten, mit denen der Geist durchtränkt wird, soll ihm die Stellung recht klar zu Bewußtsein bringen, die der Mensch Gott, seinem Schöpfer, gegenüber, aber auch der Welt und seinen Mitgeschöpfen gegenüber einnimmt, die Absicht Gottes, da er die Menschen ihrer Gesammtheit nach, wie, da er diesen einzelnen Menschen ins Dasein rief, des Menschen Würde, des Menschen Pflichten, des Menschen Ziel. Je erhabener und größer diese sich darstellen, desto tiefer empfindet der Betrachtende den Gegensatz, wenn er jetzt, allein mit Gott und sich, ernstlich und ehrlich auf sein vergangenes wie sein gegenwärtiges Leben zurückblickt; er erschreckt über die Fehler und Irrungen seines Lebens, die er jetzt in ganz anderem Lichte betrachtet als zuvor, nicht minder über deren Wurzeln, die Schwächen und Leidenschaften des eigenen Ich, deren er erst jetzt recht gewahr wird; er schaudert bei dem Gedanken an die Folgen, die nothwendig aus jeder Schuld und Verirrung erwachsen, sei sie klein oder groß, und die möglicherweise

erwachsen könnten. Er erkennt die Gefahren, die ihm drohen, und zwar ihm besonders, bei seiner besondern Naturanlage, seinen Neigungen und Gewohnheiten. Er ist längst entschlossen, in allem Ordnung zu schaffen, jetzt um so mehr, wo klare Erkenntniß voranleuchtet; ja es verlangt ihn, Größeres zu leisten als die Pflicht erheischt, um alte Scharten auszuwetzen, aber auch um das erhabene Ziel möglichst sicher, möglichst schnell, möglichst glorreich sein eigen zu machen. Da, während er noch ganz mit solchen Gedanken erfüllt ist, erschließt sich dem Auge seines Geistes mit einem Mal ein ganz neues, überraschendes Schauspiel. Sein König und Heiland, der Gott seines Herzens, tritt vor ihn hin in himmlischer Schönheit und Anmuth und fordert ihn auf, ihm zu folgen, in sein Leben sich zu vertiefen und dieses in sich nachzubilden: das sei der sicherste, der schnellste, der glorreichste Weg zum Ziel, um so besser, je näher und großmüthiger die Nachfolge. Der junge Ordensmann greift zu, — schon nicht mehr des Zieles halber, denn da er seinen Heiland betrachtet und einmal recht tief in sein göttliches Herz hineinblickt und sein Auge den strahlenden, glänzenden Wundmalen begegnet, die einst sein König aus Liebe für ihn empfangen, da ist mit unwiderstehlicher Gewalt die Liebe, Dankbarkeit und Begeisterung in seinem Herzen emporgeflammt. Er ist zu allem bereit, er folgt überallhin. Aber es geht nicht zu glänzenden äußeren Heldenthaten, sondern zur stillen Demuth des Häuschens von Nazareth, zur tiefen Armuth des Stalles von Bethlehem, zur Hilflosigkeit und dem stummen Gehorsam der Flucht nach Aegypten. Das ganze Leben des Heilandes, Zug für Zug, entrollt sich nun dem Blick; man belauscht sein verborgenes Leben, ist Zeuge seiner Trennung von der trauten Heimat, begleitet ihn auf seinen Wanderungen, horcht auf seine Lehren. Bald hat man dies gottmenschliche Leben und Wirken in seinen Grundzügen erfaßt, und es ergibt sich von selbst eine prüfende Vergleichung mit der Art und der Taktik des Bösen und seinem entgegengesetzten Wirken in der Welt. Das aber belehrt nicht nur, wie man selbst auf andere einwirken, sondern auch, wie man gegenüber den verschiedenen fremden Einwirkungen von innen und außen Stellung nehmen soll. Die einen

kommen vom himmlischen König, die anderen aus dem Lager seines Feindes. Man versteht allmählich den Gegensatz von „Natur und Gnade" und den Kampf zwischen dem „guten und dem bösen Engel". Aber man hat auch erkannt, welcher Art die Anforderungen sind, die Christus an diejenigen stellt, die in besonderer Weise ihm nachfolgen wollen, und man soll sich jetzt entscheiden, ruhig und klar, ohne Selbstbetrug, bis zu welchem Grad und in welcher Nähe mit dem göttlichen Vorbild man dieser Nachfolge sich hingeben will. Denn es hat dieselbe viele Abstufungen. Man erinnert sich jetzt wieder aus den ersten Tagen der Exercitien, wie man damals entschlossen war, gerade die besten und sichersten Mittel zu wählen, um zum Ziel zu kommen, man erinnert sich der Begeisterung und Liebe, mit denen die Betrachtung der Person des Gottmenschen zuvor die Seele entflammt hat. Die folgenden Betrachtungen haben diese Gesinnungen nur verstärkt. Diese beiden Rücksichten sollen denn jetzt auch allein den Grad der Nachfolge Christi bestimmen und bei der Lebenswahl oder Lebensreform die Entscheidung geben. Es versteht sich von selbst, daß der junge Ordensmann, will er diesen Namen überhaupt verdienen, zum vorzüglichsten Grad der Nachfolge seines Heilandes sich entschließt. Aber die Begeisterung führt leicht zur Selbsttäuschung, und doch wäre Selbsttäuschung in diesem Augenblick verhängnißvoll. Es handelt sich nicht um ein Strohfeuer, einen schnell verrauschenden Enthusiasmus, sondern um eine feste, unabänderliche Lebenswahl, an der auch ein halbes Jahrhundert, sei es ruhmreichen Wirkens, sei es endlosen Leidens, nichts mehr zu erschüttern vermag. Deshalb werden jetzt nicht die Freuden des Himmels sogleich vorgeführt, sondern erst folgt noch der Exercitant seinem erhabenen Vorbild auf dem traurigen Gang nach dem Oelgarten, zur Geißelsäule, zum Richtplatz und endlich zum Calvarienberg, und angesichts alles dessen, was er da hört und sieht, fragt er sich ein letztes Mal, ob es ihm mit der Nachfolge eines solchen Königs auch ernst gemeint sei. Erst wenn so die guten Entschlüsse unverwischbar klar dem Geiste eingeprägt, unauslöschlich tief ins Herz aufgenommen und gleichsam mit dem Blut des sterbenden Erlösers begossen sind, folgt

die Betrachtung der frohen, wonnigen Tage nach des Herrn Auferstehung als ein Vorgeschmack dessen, was des treuen Knechtes wartet, wenn er einstmals nach dem guten Kampf eingeht in die Freuden seines Herrn. Ist so die ganze Schule durchlaufen bei dem, den Gottes Erbarmung uns als Wahrheit, Weg und Leben auf die Erde gesendet hat, so kehrt der betrachtende Geist zu dem zurück, was er bei Beginn der Exercitien so nachhaltig sich vorgeführt hatte, zu seinem Verhältniß zu Gott, dem Schöpfer und Vollender. Hatte Sünde und Verirrung dieses Verhältniß vorher gestört, die Nachfolge und das Mitleben mit dem Heiland stellt es schöner wieder her, schon ist es nicht mehr das Verhältniß der Nothwendigkeit und Pflicht; sondern das der Liebe. Vorher stand dem Herrn der Knecht gegenüber, der ihn beleidigt oder doch mißachtet hat, jetzt naht er wie ein Freund, ein Kind, der höchsten, liebenswürdigsten Majestät und schätzt sich glücklich, alles ihr zu opfern zu ihrem Dienst: Freiheit, Gedächtniß, Verstand, Willen, alles. Nur Eines verlangt er noch: Gottes Gnade und Liebe, und er ist reich genug, ja überreich.

Mit welchem Ernst und mit wie empfänglichem Gemüth damals der junge Adolf diese Schule durchgemacht und den Geist der Exercitien in sich aufgenommen hat, dafür bürgt nicht nur sein ganzes späteres Leben, sondern unverkennbar auch sein Erstlingswerk: „Gedanken und Rathschläge für gebildete Jünglinge“, das nichts anderes ist, als eine Blütenlese von Exercitiengedanken, nach Geschmack und Bedürfniß von Jünglingen, die in der Welt leben, zusammengestellt. Auf jeder Seite begegnet man Erinnerungen aus den Exercitien, und gerade da, wo er von dem gewöhnlichen Gang der Exercitien abweicht, um bei seinen Lesern die richtige Wirkung zu erzielen, zeigt er ein meisterhaftes Verständniß und volles Durchdringen des gesammten Exercitienstoffes. Auch dürfte die Vermuthung kaum eine gewagte sein, daß der Kern jenes wundervollen Erbauungsbuches schon in diesen ersten Jahren seines Ordenslebens als Frucht seiner Exercitienbetrachtungen sich gebildet habe. Die Glut und Kraft der Empfindung, die Fülle der Bilder, die Kühnheit der Sprache, wie sie vielfach hervortreten, verrathen zu sehr das Jünglingsalter

und die außergewöhnliche innere Erregung. Als er 1861 zur Veröffentlichung sich entschloß, war er von Arbeit fast erdrückt, durch schwere Körperleiden gelähmt, kaum im Stande, ein Werk von so erhabener Kraft und so hinreißendem Schwung völlig neu zu schaffen, wie denn auch seine späteren Schriften sich wesentlich von diesem Erstlingswerk unterscheiden.

Bezeichnen die großen Exercitien eine Epoche in seinem ganzen Ordensleben, so war ihm noch ein anderer Tag beschieden gewesen, epochemachend in dem Leben eines Novizen. Als Lohn seines Eifers ward ihm von den Oberen die Erlaubniß, schon vor Ablauf der vorgeschriebenen zwei Probejahre, dem Zeitpunkt für die regelmäßigen Ordensgelübde, sich durch die sogenannten Andachtsgelübde seinem Gott und Schöpfer gegenüber zu Armuth, Keuschheit und Gehorsam auf ewig zu verpflichten, wie zur treuen Anhänglichkeit an die Gesellschaft Jesu. War dies ein Zeichen, wie sehr es den Novizen drängte, der göttlichen Majestät das schönste Opfer darzubringen, das ein armes Menschenkind überhaupt darzubringen vermag, so war es andererseits ein Beweis, wie seine Oberen ihn schätzten und auf die Festigkeit seines Berufes bauten. Denn es wird diese Erlaubniß nur zuverlässigen und eifrigen Novizen ertheilt. Am Fest der Apostelfürsten 1845 brachte er in aller Stille sein Brandopfer dar, ohne andere Zeugen als Gott, seine Engel und Heiligen. Er war jetzt gebunden und hatte sich selbst die Fesseln angelegt, die einzigen freilich, die nicht erniedrigen, sondern erhöhen, nicht einschnüren, sondern frei machen. Aber noch war er nicht im vollen Sinne Ordensmann, dazu bedurfte es der regelmäßigen und eigentlichen Ordensgelübde. Das Fest des hl. Stanislaus, des Patrons der Novizen, dessen Berufsgeschichte mit der seinen eine so große Aehnlichkeit gehabt hatte und der als Schutzheiliger der Jugend ihm sein Leben hindurch vorzüglich theuer bleiben sollte, brachte ihm auch dieses Glück am 13. November 1845. Damit war seine Prüfungszeit zu Ende. Schon zehn Tage nachher ertheilte ihm der Bischof von Sitten, Msgr. de Preux, in seiner Hauskapelle die Tonsur und die niederen Weihen. So war der neugeschaffene Ordensmann auch Cleriker und hatte die erste Stufe zum Priesterthum bereits erstiegen.

3. Vorbereitung im Orden.

Das große Jesuitencollegium in Brig zerfiel in drei voneinander völlig getrennte Abtheilungen. Es befand sich daselbst eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Knaben, wo, angezogen durch den Ruf, den das Haus genoß, Söhne der besten und edelsten Familien aus verschiedenen europäischen Ländern versammelt waren; die zwei anderen Abtheilungen nahmen die jüngeren Mitglieder des Ordens auf. Die eine war für die Novizen, die andere für diejenigen, welche unmittelbar nach dem Noviziat noch zwei Jahre in den humanistischen Fächern sich ausbilden sollten. In diese letztere war mit Beginn des Schuljahres 1845/46 „Frater von Doß" übergegangen. Es handelte sich in diesen Jahren um eine gründlichere Ausbildung in den classischen Sprachen, einen gewandten und gefälligen lateinischen Stil, bei gleicher Sorgfalt für die Muttersprache; im zweiten Jahre insbesondere um Ausbildung in der geistlichen Beredsamkeit. Adolf vertauschte also den Besen mit der Feder, Thomas von Kempis mit dem Virgil, die Leben der Heiligen und andere fromme Bücher mit den heidnischen Schriftstellern Griechenlands und Roms, und putzte jetzt mit demselben Eifer an seinen Versen und Predigten und allerlei literarischen Arbeiten. Daß er mit großem Fleiße und der ganzen Energie seines Geistes diesen Studien sich hingab, werden am besten die Aemter zeigen, die das Vertrauen seiner Oberen später auf seine Schultern legte. Unter seinen Mitschülern war er dafür bekannt, daß er ausnehmend rasch und dabei gut arbeite und stets nebenher noch Zeit für andere nützliche Beschäftigungen übrig habe. Ausnahmsweise malte und pinselte er auch nicht ohne Geschick zum Schmuck der gemeinsamen literarischen Festgaben. Ohnehin war er der Hauptmusicus in der jungen Schaar. Es mochte ihm viel kosten, daß er als solcher seinem Genius nicht frei nachgeben konnte; doch ließ er es kaum merken. Nur in den Ferien benutzte er die ge-

gebene Freiheit zur allgemeinen Erheiterung. Aber es mehrten sich für ihn auch schon die Proben einer Thätigkeit nach außen. Es kam zuweilen vor, daß einer der Professoren an der Unterrichtsanstalt durch Krankheit oder andere Umstände von der Schule ferngehalten wurde, und da empfahl sich Frater von Doß mit seinen gediegenen Studien und seinem interessanten Vortrag ganz von selbst als Ersatzmann für die niederen Klassen. Die Knaben hatten ihn bald so lieb, daß sie sich sehr freuten, wenn ihr Professor wieder einmal verhindert war. Es verrieth sich eben schon damals sein seltenes Talent für den Verkehr mit der Jugend. Einer von den munteren Kleinen, die hier ihm zulauschten und um ihn herum spielten, sollte dereinst als sein Provinzialoberer ihm das letzte Arbeitsfeld auf Erden anweisen. Eine regelmäßige Thätigkeit übte er während jener zwei Jahre als Katechet. Sonntag für Sonntag zogen die jungen Scholastiker auf die benachbarten Dörfer, den Kindern der braven Walliser Bauern Christenlehre zu halten; und war dies ein trost- und segensreiches Amt, so war es auch schon eine gute Vorübung für das spätere Wirken in der Schule und auf der Kanzel.

Unter seinen Mitbrüdern war Frater von Doß stets heiter und gesellig, doch so, daß seine ernste Geistesrichtung sich dabei nicht verläugnete. Er liebte es, auch in den gewöhnlichen Erholungsstunden über ernste Dinge sich zu unterhalten, und wußte in interessanter und geistreicher Weise darüber zu sprechen, so daß man ihm gerne zuhörte und er sich der besondern Hochschätzung der älteren und gereifteren Mitbrüder erfreute.

Still und geräuschlos waren so auch diese zwei Jahre für unsern Frater dahingegangen. Aber schon hatten drohende Wolken sich am Horizont gesammelt, als die Ordnung der Studien und der Befehl der Oberen ihn nach Freiburg übersiedeln hieß, um dort seine philosophischen Studien zu beginnen. „Es waren damals böse Zeiten im Anzug," erzählt einer seiner Studiengenossen, „aber wir wußten wenig davon. Nur hie und da ließ unser ehrwürdiger Rector in unserer ‚unschuldigen Kinderstube' etwas von kommenden Stürmen laut werden . . . Deutlicher sprach einst der fromme Greis, als er einmal mit

uns im Garten auf- und abging. Er blieb mit uns vor einem großen Rosenstrauche stehen und zählte die prachtvollen Rosen. Es waren derselben so viele als Scholastiker. Er verglich nun diese mit jenen und frug dann: ‚Wenn der Sturm heranbraust, werden wohl alle fest sitzen bleiben am Strauch?‘ Er fügte bei: ‚Orate, ut non fiat fuga vestra in hieme vel sabbato‘ (Matth. 24, 20). Es waren geheimnißvolle Worte. Wenige Monate später wurden wir nach Freiburg gesandt, um unsere philosophischen Studien in Angriff zu nehmen. Die Freude war groß — nicht lange dauerte sie.“ Im Lauf des September 1847 trafen die jungen Leute in Freiburg ein.

Gerade um diese Zeit waren die Vertreter der 22 Schweizer-Kantone zur Tagsatzung versammelt gewesen, um über die Frage des Sonderbundes den letzten entscheidenden Beschluß zu fassen (9. September). Man stand vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges [1]. Noch einmal mußte man die Verhandlungen vertagen (auf den 18. October), da selbst manche der radikalen Kantone noch zauderten, für den Bruderkrieg ihre Stimme zu geben. Schon seit einem Jahrzehnt hatten nämlich die friedlichen Kantone der Schweiz den Schauplatz zu widerlichen Wühlereien einer fanatischen Umsturzpartei bieten müssen. Die Bundesacte von 1815, welche die Freiheit und Unabhängigkeit der 22 souveränen Kantone auch in religiösen Fragen garantirte, die selbständige Entscheidung confessioneller Angelegenheiten den Kantonsregierungen anheimstellte und der katholischen Bevölkerung den Bestand ihrer Klöster zusicherte, war einer mächtigen Partei freier Schweizer viel zu freisinnig, um sie noch länger dulden zu wollen. Das Ziel, das man mit vereinten Kräften anstrebte, war daher seit lange der Umsturz der bestehenden staatsrechtlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft und die Knechtung aller conservativen Elemente durch ein festgegründetes radikales Regiment. Hierzu bedurfte die Umsturzpartei nur der Mehrheit auf der Tagsatzung, und diese zu erreichen, mußten, wo immer möglich, die conservativen Kantonsregierungen durch radikale er-

[1] Vgl. Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Wien, Sartori, 1875.

setzt werden. Aufruhr im Innern sollte dies herbeiführen. Ein beliebtes und ausgiebiges Agitationsmittel bildete die Jesuitenfrage. Während unser Adolf noch den stillen Uebungen des Noviziates nachging, war 1844 vom Gesandten von Aargau der Antrag auf „Ausweisung aller Jesuiten von Bundeswegen“ auf der Tagsatzung gestellt worden. Zwar wurde er diesmal noch mit erdrückender Mehrheit abgelehnt, aber die nächste Kampfesbahn war damit vorgezeichnet; seitdem erschien diese Angelegenheit Jahr für Jahr auf der Tagsatzung. Der verdeckte Kampf galt den katholischen Kantonen, in deren Mitte die Jesuiten wirkten; die Jesuiten aber mußten das Schlagwort abgeben. Die unglückliche Berufung einiger Patres nach Luzern 1844 hatte die Feindseligkeiten noch mehr gereizt, die Jesuitenhetze wurde in großartigem Maßstab getrieben.

In den katholischen Kantonen gab man sich keiner Täuschung hin. Man wußte, der Kampf gelte der eigenen Freiheit und Selbständigkeit, dem Glauben und dem kirchlichen Leben der Katholiken. Die Umsturzversuche waren nun allerdings in diesen Kantonen mißlungen, so 1838 in Schwyz, 1844 im Wallis. In Freiburg war noch Januar 1847 ein bewaffneter Aufstand niedergeschlagen worden. Aber die Freischaarenzüge gegen Luzern am 8. December 1844 und 31. März 1845 hatten gezeigt, was man sich von den Schweizer Bundesbrüdern zu gewärtigen habe. Einer militärischen Macht, wie sie bei diesen Gelegenheiten aufgeboten wurde, war unter gewöhnlichen Umständen keiner der katholischen Kantone für sich allein gewachsen. Fast jeder Tag brachte neue Anzeichen, daß man entschlossen sei, den Kampf planmäßig weiterzuführen. Die Pflicht der Selbsterhaltung zwang die katholischen Kantone, auf ihre Vertheidigung bedacht zu sein, und führte auf den Gedanken eines gegenseitigen Schutzvertrags für den Fall eines ungerechten Angriffs. Dies ist das Bündniß, das man mit Unrecht den „Sonderbund“ genannt hat. Freiburg, die jetzige Heimat Adolfs, hatte am 9. Juni 1846 seinen Beitritt erklärt.

Es war in der That höchste Zeit, auf solche Weise der Gefahr zu begegnen. Denn, was in den katholischen Kantonen mißglückt war, der Sturz der conservativen Re-

gierungen, gelang einer unerhörten Agitation in den protestantischen und paritätischen Bundesstaaten nur zu wohl. 1841 war die Knechtung der Katholiken im Aargau geglückt, 1843 hatte die Freischaarenpartei in Bern gesiegt, 1845 wurde die Regierung in Waadt gestürzt, 1846 in Genf, 1847 mit Aufgebot aller Mittel auch in St. Gallen, und damit hatte die Umsturzpartei die Mehrheit auf der Tagsatzung. Diese erklärte nun am 20. Juli den Sonderbund für aufgelöst. Die katholischen Kantone protestirten, hatten doch auch 1832 eine Anzahl der liberalen Kantone zur gegenseitigen Wahrung der Verfassung einen besondern Bund geschlossen, ohne deshalb von den übrigen behelligt zu werden. Am 3. September folgte der Beschluß, die Jesuitenfrage sei von Bundeswegen zu behandeln. Die Kantone Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis wurden „eingeladen", die Jesuiten zu entfernen, künftige Niederlassungen des Ordens in irgend einem Kanton der Schweiz sollten untersagt sein, alles dies mit Rücksicht auf die „innere Ruhe und Ordnung der Staaten". Da die katholischen Kantone nicht daran dachten, nachzugeben, wurde am 24. October ein Aufgebot von 50000 Soldaten beschlossen, die jedoch größtentheils schon bereit standen. Die neue Aufstellung, die man mit ihnen vornahm, verrieth klar die kriegerischen Absichten gegenüber den verbündeten Kantonen. Am 29. October verließen die Gesandten dieser letzteren die Tagsatzung, und so waren die Würfel gefallen; am 4. November erfloß der Befehl der Tagsatzung, den Sonderbund mit Waffengewalt zu sprengen.

Freiburg[1] lag völlig isolirt, ihm mußte voraussichtlich der erste Stoß gelten. Leider hatte es seine Rüstungen zu spät begonnen. Ein Munitionstransport war in Tessin aufgefangen, die 5000 von der französischen Regierung angekauften Gewehre theils in Neufchatel aufgehalten, theils den Feinden in die Hände gespielt worden. Trotzdem war das brave Volk voll von Muth und Siegeszuversicht. In den sieben Kantonen wurden öffentliche Gebete und Bittprocessionen angestellt; der Magistrat von Freiburg er-

---

[1] Vgl. Fribourg, la Suisse et le Sonderbund, par Pierre Esseiva, Imprimerie cath. suisse 1882.

neuerte am 15. August die feierliche Weihe des Kantons an Unsere Liebe Frau von den Siegen, die 200 Jahre vorher stattgefunden hatte. Gerade in dieser Zeit der höchsten Spannung und Erregung mußte unser junger Ordensmann das schöne Wallis mit Freiburg vertauschen. Noch war er nicht zwei Monate in der neuen Heimat, als sich die Stadt in Belagerungszustand versetzt sah. Für ihn wie für seine Mitbrüder war es ein verhängnißvoller Wendepunkt. Handelte es sich für die sieben Kantone um ihre Freiheit und Selbständigkeit, so handelte es sich für die Jesuiten um ihre Existenz. Am 4. November war der Befehl zum bewaffneten Angriff erfolgt, in der Nacht vom 8. auf den 9. ward der Staatsrath von Freiburg benachrichtigt, der Feind habe die Grenzen des Kantons überschritten. Ohne Widerstand marschirten die Truppen, das Land vor sich her verwüstend, von Waadt her gegen Freiburg, wohin alle waffenfähige Mannschaft zusammengezogen worden war. Ein anderes feindliches Corps hatte sich von der Berner Grenze her in Bewegung gesetzt. Am 13. November vereinigten sich beide Truppenkörper und bereiteten sich zum Angriff auf die Westseite der Stadt. Das Heer zählte 25 000 Mann und 60 Kanonen, eine Reservedivision von 8000 Mann hatte in der Nähe Stellung genommen, um von anderen Seiten her die Stadt zu beunruhigen und die Aufmerksamkeit von den bedrohten Punkten abzulenken.

In Freiburg hatte man zur Vertheidigung gethan, was unter diesen Umständen noch möglich war. 5115 Mann regulärer Truppen mit 31 Geschützen deckten die Stadt. 10 000 Mann schlecht gewaffneten und nicht geschulten Landsturms sollten diese unterstützen. Mit der Begeisterung, die eine gerechte Sache verleiht, verlangten die Truppen sich zu schlagen. Niemand zweifelte am Sieg, falls man ihnen nur Gelegenheit gäbe, ihre Bravour zu zeigen. Oberst von Maillardoz, in dessen Hände der Staatsrath die militärische Leitung gelegt hatte, glaubte jedoch bei so ungleicher Stärke die Befestigungen nicht verlassen zu dürfen. Nur die Defensive könne unter den obwaltenden Umständen durchgeführt werden, auf diese ziele sein ganzer Plan, unter keiner Bedingung werde er davon abgehen. In der That bot die Vertheidigung Aussicht auf Erfolg. Die

Höhen um Freiburg waren mit Truppen besetzt und Batterien waren angelegt, deren Feuer die wichtigsten Zugänge zur Stadt bestreichen konnte. Im Umkreis von einigen Stunden war so um die Stadt ein schützender Cordon gebildet. Die Truppen waren vom besten Geiste beseelt.

Auch die Jesuiten hatten ihre Vorbereitungen getroffen. Der größere Theil der Zöglinge der damals berühmten Freiburger Erziehungsanstalt war unter dem Schutze der französischen Gesandtschaft schon vor der Belagerung nach Bern geflüchtet worden. In dem Krankenhaus des Collegiums und in den Schulräumen hatten die Patres ein Militärspital eingerichtet, das zur Aufnahme der Verwundeten dienen sollte, aber bei der Truppenanhäufung in der Stadt schon jetzt kranke Soldaten als Insassen erhielt. Seit dem 11. November war Frater von Doß hier in der Pflege der Kranken thätig, was er als einen besondern Gnadenerweis Gottes gegen ihn betrachtete und aufzeichnete. Die Priester des Collegiums hatten sich zum Beistand der Sterbenden und Verwundeten auf verschiedene Posten vertheilt.

Zum Unglück verlor im entscheidenden Augenblick der Commandant den Kopf; infolge eines Wortwechsels mit einer der leitenden Magistratspersonen legte er am Morgen des 13. November, da eben die feindlichen Truppen gegen die Stadt sich vereinigten, das Commando nieder. Man war rathlos. Erst nach langer Weigerung gelang es, ihn zur Wiederaufnahme des Befehls zu bewegen, gegen die Bedingung, daß niemand ihm in sein Amt hineinreden dürfe. Aber diese Vorgänge hatten in den Großrath selbst Verwirrung gebracht, beunruhigende Gerüchte, übertriebene und entstellte Nachrichten über Stärke und Stellung der Feinde mußten dieselbe noch vermehren. So war die frühere Siegeszuversicht schon stark erschüttert, als vom Commandirenden der feindlichen Armee ein Parlamentär ankam mit der Aufforderung, die Stadt zu übergeben gegen Schutz von Personen und Eigenthum. Da ein Theil der Staatsräthe auf militärischen Posten festgehalten war, verlangte man einen Waffenstillstand bis nächsten Morgen 7 Uhr, um eine Berathung möglich zu machen. Nichts konnte dem Feind erwünschter sein. Noch war der Großrath in eifriger Debatte über die Frage der Uebergabe, als plötzlich

die Kanonen erdröhnten — der Waffenstillstand war gebrochen. Völlig unerwartet hatte der Feind angegriffen. Die zunächst bedrohte Abtheilung des Landsturms hatte sich in Flucht aufgelöst und ihre Stellung den Feinden überlassen. Darüber war es im Vertheidigungsheer lebendig geworden und wurde jetzt brav geschossen und gekämpft. Mit blutigen Köpfen und einem Verlust von nahe an 100 Todten wurden die Angreifer an den übrigen Punkten zurückgeworfen, aber der verlorene Posten ward nicht wieder eingenommen. Die Freiburger hatten nur zwei Todte und wenige Verwundete, der erste Erfolg hatte Muth und Kampfeslust erhöht. Mit Ungeduld erwartete man den nächsten Morgen, um für die gute Sache zu kämpfen und zu siegen.

Sonntag, der 14. November war endlich angebrochen. Die Soldaten standen an ihren Posten; jeder Augenblick konnte das Signal zur Erneuerung des Kampfes bringen. Aber Stunde um Stunde verstrich und alles blieb ruhig. — Da kam plötzlich der Befehl, die Waffen niederzulegen, der Großrath habe in der Nacht abgedankt und die Regierung in die Hände eines provisorischen Verwaltungsausschusses niedergelegt, die Stadt sei übergeben, vier feindliche Bataillone würden vertragsgemäß in kurzem einrücken. Oberst von Maillardoz hatte in der Nacht vor dem Großrath die bestimmte Erklärung abgegeben, daß eine fernere Vertheidigung aussichtslos sei, die durch den Ueberfall genommene Stellung sei für ihn eine wichtige gewesen; der Feind habe sich jetzt daselbst befestigt und könne nicht mehr zurückgeworfen werden. Die Ehre sei ohnehin gerettet, da man mit Erfolg den ersten Schwertstreich geführt habe. Die biederen Staatsräthe von Freiburg, auf die Erklärung des verantwortlichen Commandanten angewiesen, andererseits selbst verantwortlich für das Wohl und Wehe der Stadt, glaubten angesichts der gänzlichen Entmuthigung und Rathlosigkeit des Befehlshabers und bei den übertriebenen Vorstellungen von der Stärke und den Vortheilen der Feinde, die ihnen waren beigebracht worden, ein nutzloses Vergießen von Bürgerblut und den Ruin der Stadt im Falle einer gewaltsamen Eroberung nicht auf sich nehmen zu dürfen. Bei solcher Oberleitung war ja allerdings auf einen dauernden Erfolg der Waffen kaum zu hoffen. So

hatten sie sich denn zum schweren Schritte entschlossen und zugleich im Interesse der Mitbürger sich selbst geopfert, indem sie, als dem Feind besonders mißliebig, die Regierung niederlegten.

Aber statt der vier Bataillone, über die man im Vertrag übereingekommen war, rückten bald 20 000 Mann in die Stadt, die selbst nur 9000 Einwohner zählte. Statt der provisorischen Behörde, welcher der Großrath bei seiner Abdankung die Leitung der Dinge übergeben, wählte jetzt die kleine, bisher niedergehaltene radikale Partei eine provisorische Regierung von Radikalen mit dictatorischer Gewalt. Thatsächlich war die Stadt in Anarchie. Die Wuth der einmarschirenden Eidgenossen gegen Jesuiten, Priester und deren Anhänger, die man Jahre lang künstlich geschürt hatte, sollte jetzt auch für einige Tage freien Lauf haben. Ein katholischer Priester, den man in der Nähe von Freiburg ergriff, wurde von den Soldaten ermordet, ein anderer in den Straßen von Freiburg mißhandelt und schwer verwundet, so daß man für sein Leben fürchtete. Natürlich wälzten sich bald die Haufen gegen das Jesuitencollegium, aber man fand es leer. Kein einziger Jesuit war aufzuspüren, und man mußte sich begnügen, das Haus zu verwüsten, Fenster einzuschlagen, auf Bilder zu stechen und zu schießen. Nach kurzer Zeit bot das stattliche Gebäude einen traurigen Anblick dar. Seit 1818 hatte das Collegium bestanden und der Stadt mit jedem Jahre mehr zum Ruhm, den Einwohnern zum geistlichen wie zum zeitlichen Vortheil gereicht. Am 19. November ward das Decret bekannt gemacht, alle Jesuiten, wie deren Affiliirte, hätten binnen dreimal 24 Stunden den Kanton zu verlassen. Güter und bewegliche Habe wurden sofort mit Beschlag belegt.

Was war inzwischen aus den Freiburger Jesuiten geworden? Unerwartet hatte am 14. November, Sonntag morgens zwischen 8 und 9 Uhr der Rector des Collegiums alle Hausgenossen um sich versammelt und die ganze Sachlage ihnen eröffnet. Schon lagen die Weltkleider für jeden bereit, jedem einzelnen bezeichnete der Rector das Quartier in einem Privathaus, wo er sich bis auf weiteres zu verbergen habe. Noch in der Nacht war nämlich der Rector bei der Gefahr, die den Seinigen mehr als allen anderen

drohte, von der bevorstehenden Uebergabe benachrichtigt worden, und edle Freunde hatten sich angeboten, einzelne Mitglieder der Genossenschaft einstweilen zu beherbergen. Alle, die gerade anwesend waren, konnten die nothwendigsten Vorbereitungen zur Flucht noch treffen. Schlimmer ging es den Patres, die zum Beistand der Verwundeten auf entfernten Posten waren und dort von der Nachricht der Capitulation überrascht wurden. Es blieb ihnen nur sehr wenig Zeit, bevor die Feinde vor dem Colleg erschienen. Frater von Doß hatte mit der Mehrzahl seiner jungen Ordensgenossen bei einem großen Gönner der Patres Zuflucht gefunden. Die Bestürzung, Enttäuschung und Angst der jungen Leute läßt sich denken. Sie dachten an jenes geheimnißvolle Wort ihres frühern Oberen. „In hieme et in sabbato“ war die Flucht gekommen: es war ein Sonntag, und schon war kalter Winter. Am peinlichsten war für sie die Ungewißheit, in der sie schwebten. Keiner wußte, wie die Sachen in der Stadt eigentlich stehen, ob, wie und wann sie flüchten könnten. Da regte sich in unserem Adolf wieder einmal die kühne, kräftige Natur, die dem niederbayerischen Volksstamm eigen ist. Er entschloß sich, auf die Straße zu gehen und Erkundigungen einzuziehen. Die Stadt war auf dem Höhepunkt der Verwirrung. Ueberall begegneten ihm bewaffnete Haufen, er hörte die furchtbarsten Flüche und Drohungen gegen Jesuiten und Pfaffen. Es war kein kleines Wagestück gewesen, in solchem Augenblick sich auf der Straße zu zeigen. Die Verkleidung, in aller Eile bewerkstelligt, konnte ihn ebenso leicht verrathen, als sie ihn verbergen sollte. Allein hier, wie in seinem spätern Leben, kam ihm die Unscheinbarkeit seines Aeußern sehr zu statten. Niemand beachtete den schmächtigen, kurz gewachsenen jungen Menschen; wohlbehalten kam er ins Versteck zurück und mahnte nach dem, was er gesehen hatte, die Mitbrüder zu äußerster Behutsamkeit. Unterdessen waren die Oberen der Ordensprovinz und ihre Freunde, besonders der edle Bischof von Freiburg, thätig gewesen, den im Versteck verborgenen die Flucht zu ermöglichen. Durch Verwendung von Mittelspersonen erwirkte man von dem jetzt in Freiburg commandirenden Offizier der feindlichen Armee Pässe für jeden einzelnen.

In kleinen Truppen konnten sie allmählich die Stadt verlassen. Doch wurde, um Gewaltscenen zu verhüten, jeder einzelnen Abtheilung ein bestimmtes Stadtthor und eine genau bestimmte Stunde angegeben, wann gerade katholische Soldaten, deren eine nicht geringe Zahl aus den gemischten Kantonen bei der siegreichen Armee sich befand, die Wache hatten. Alle entkamen glücklich, wenn auch nicht ohne allen Schrecken und alle Gefahr. „Am 15. November, Montag," schreibt P. von Doß in seinen Aufzeichnungen, „rettete ich mich durch nächtliche Flucht aus dem verrathenen Freiburg." Während die Mehrzahl seiner Mitbrüder fürs erste in Chambéry in Savoyen eine Zuflucht fand, hatte ihn der Befehl der Oberen für Frankreich bestimmt. Am 22. November langte er glücklich in Vals an und wurde von den französischen Ordensbrüdern mit größter Liebe aufgenommen. Hier, in den Tagen der Trübsal, war es, wo er, gewaltsam herausgerissen aus seinen Studien, und der Möglichkeit, sie fortzusetzen, vorläufig beraubt, wieder mehr der Musik sich zuzuwenden begann. Drei seiner musikalischen Schöpfungen entstanden in den ersten Wochen nach seiner Flucht, vielsagend genug: das eine ein Te Deum, das andere ein Gloria in excelsis. Mehrere andere Werke folgten im Beginn des Jahres 1848.

Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, wie sehr auch seine schwächliche Gesundheit der Ruhe und Pflege bedurft hätte. Noch nicht drei Monate waren seit seiner Ankunft verflossen, als plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die Schreckenskunde eintraf, die rothe Republik sei ausgebrochen, der König geflohen, Paris in hellem Aufruhr. Das Schicksal der Jesuiten schien von vornherein klar, der fremde Flüchtling konnte den bedrohten Mitbrüdern, die selbst auf ihre Rettung denken mußten, nicht ferner zur Last fallen. Es blieb nur eine abermalige Flucht. In der Nacht des 27. Februar floh er nach Lyon, um im Versteck eine Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten. Aber wohin sollte er sich wenden? Chambéry, wo der Flüchtling hoffen konnte, bei seinen Mitbrüdern ein Unterkommen zu finden, hatten diese eben jetzt, am 5. März 1848, gleichfalls räumen müssen, ja es war die Austreibung mit barbarischer Strenge erfolgt. Oesterreich

und Galizien, selbst am Vorabend einer Staatsumwälzung, duldeten die unbequemen Ankömmlinge nicht lange innerhalb ihrer Grenzen. Ueberall erhob die Revolution ihr Haupt, und überall war sie dieselbe. Wie sie die Throne umstürzte, so war sie unversöhnliche Feindin aller erhaltenden Elemente, die jenen eine Stütze waren; während sie Freiheit verkündete, übte sie die größte Unduldsamkeit gegen arme, müdegehetzte Ordensleute. Schon nach zehn Tagen kehrte Frater von Doß nach Vals zurück. Unvermuthet, wie die Februarrevolution ausgebrochen war, schienen auch ihre Schrecken sich zu verlieren. In Paris war es einigen Volksmännern gelungen, den Pöbel zu beschwichtigen und die Ordnung einigermaßen herzustellen.

Für die Ordensoberen war es eine schwere Aufgabe gewesen, nach der so jäh hereingebrochenen Katastrophe vom November 1847 alle bisher in der Schweiz thätigen Ordensmitglieder passend unterzubringen, insbesondere die Studirenden, die nicht, wie die Priester, in der Seelsorge sich beschäftigen und so ihren Unterhalt finden konnten. Kaum glaubten sie nun, vorläufig alles geordnet zu haben, als der neu ausbrechende Sturm der Revolution, der ganz Europa durchbrauste, alles wieder zu nichte machte. Bei der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit blieb nichts übrig, als die jungen Leute bis auf weiteres in ihre Heimat zurückzusenden und dort zu lassen, bis irgendwo, sei es in Amerika, sei es in Europa, sich eine Zuflucht eröffnet habe. Auch der Aufenthalt in Frankreich war seit der Februarrevolution keinen Tag mehr sicher. Dazu kam, daß Frater von Doß das militärpflichtige Alter hatte und die Oberen wünschten, er möchte diese Angelegenheit in Bayern selbst in Ordnung bringen. Wie zur Entschädigung für die ausgestandenen Mühen und Schreckenstage ward ihm aber vorher noch von den Oberen gestattet, sich die Subdiakonatsweihe ertheilen zu lassen. Am Charsamstag den 22. April empfing er die Weihe in der bischöflichen Kapelle von den Händen des Bischofs de Morlhon von Annecy. Es war ein weiterer großer Schritt zum Ziel seiner Wünsche, dem heiligen Priesterthum. Am 30. April reiste er von Vals ab, den 16. Mai ward er für militärfrei erklärt und blieb nun die Sommermonate über in der Heimat.

Es waren nicht ganz drei Monate, und die Vorsehung selbst schien sie dem müden Flüchtling beschieden zu haben zur Erholung und Zerstreuung. Aber schon tief genug war er in den Geist seines Ordens eingedrungen, um zu wissen, daß es ein Stillestehen und Müßiggehen für ihn nicht geben dürfe, daß ihm die Zeit von Gott gegeben sei, um Gutes zu wirken auch für andere. So fuhr er denn nicht nur fort, eine Reihe von Kirchengesängen zu componiren, theils dreistimmige, theils vierstimmige, bald hatte er auch etwas Neues gefunden, wodurch er sich noch unmittelbarer anderen nützlich machen konnte. Er war eben Subdiakon geworden und hatte als solcher die Pflicht des täglichen Breviergebetes auf sich genommen, des officiellen Gebetes der Kirche. Ernst und gewissenhaft, wie er in allem war, hatte er viel darüber nachgedacht, wie er dieser Pflicht in möglichst vollkommener Weise genügen könnte, und sich auch umgesehen, ob er in geistlichen Büchern eine entsprechende Anleitung dazu finden könne, und da er sich eben zu unfreiwilliger Muße verurtheilt sah, war er schnell entschlossen, diese zum Nutzen anderer zu verwerthen. Nach dem Vorbild eines Büchleins, das in Frankreich erschienen war, schrieb er Erwägungen über das Breviergebet nieder und stellte verschiedene Methoden zusammen, es gut und andächtig zu verrichten. Bald erschien es im Druck, freilich noch ohne seinen Namen, und mit Gottes Gnade mag das bescheidene Schriftlein manches Gute gefördert haben [1].

Endlich fand sich Raum für eine Anzahl der Vertriebenen in den blühenden Jesuitencollegien des katholischen Belgien. Im August 1848 war Adolf so glücklich, in Namur bei den belgischen Mitbrüdern freundliche Aufnahme zu finden, und wurde die Freude noch erhöht, da er mit mehreren seiner Leidensgefährten aus der Schweiz hier wieder zusammentraf. Zum Theil nahmen sie mit ihm jetzt das Studium der Philosophie und Physik wieder auf, in welchem das Revolutionsjahr sie gestört hatte. Jeder

---

[1] „Für Geistliche", verschiedene Arten, dem Breviergebet im Sinne der Kirche obzuliegen, nach dem Französischen. 8°. Regensburg, Manz, 1848.

der Ankömmlinge mußte mit seinen Studien zugleich noch eine Schule übernehmen. Drei seiner Gefährten gaben Religionsunterricht, einer war Lehrer des Lateinischen, er selbst gab Unterricht im Deutschen für die erste Klasse.

Einen Einblick in das innere Leben des jungen Philosophen in jener Zeit gewähren seine Aufzeichnungen aus den achttägigen Exercitien von 1849. Unter einer Reihe von Vorsätzen, die von einem seltenen Eifer zeugen, über das Gebet, über besondere Bußwerke für jeden Monat, jede Woche und bestimmte Tage, und über Vorsichtsmaßregeln, um ja in nichts der Regel untreu zu sein, finden sich folgende Punkte:

„Durch keine Anhäufung von Arbeit will ich mich dazu drängen lassen, mein Brevier schneller zu beten, als es der Würde und dem Werthe dieser Pflichterfüllung entspricht. Ich will hierin das Beispiel unseres hochwürdigen P. General nachahmen, der, obgleich gewiß von weit größerer Geschäftslast gedrückt, als ich dies nur sein kann, mit solcher Großmuth den geistlichen Uebungen so viele Zeit widmet.

„Ich will manchmal über das nachdenken, was derselbe einmal jemandem in ein Buch geschrieben hat: ‚Die Lösung aller Schwierigkeiten ist Christus, der Gekreuzigte.‘

„Das Stillschweigen, ohne das wahre Geistessammlung nicht möglich, will ich sorgfältig in Acht nehmen und nie aus Menschenfurcht dagegen fehlen.

„Noch eifriger als bisher will ich in der Gewohnheit fortfahren, täglich das Officium der unbefleckten Empfängniß und jeden Freitag das Stabat mater und den Rosenkranz zu beten, um die Gnade des Martyriums zu erlangen.

„In der Uebernahme oder Unterlassung von Arbeiten, die von meinem eigenen Willen abhängen, will ich der Regeln der Wahl (wie sie in den Exercitien des hl. Ignatius vorgelegt werden) mich bedienen und nicht so leicht an ein Werk Hand anlegen, ohne den göttlichen Willen darüber erforscht zu haben.

„Ich will mir wohl bewußt bleiben, daß ich nie in anderen irgend welche Frucht des Geistes wirken werde, wenn ich nicht mit großen Tugenden ausgerüstet bin; daß ich

mit diesen in drei Jahren für das Heil der Seelen mehr ausrichten werde, als in achtzehn Jahren ohne dieselben, oder doch mit dürftigem Tugendleben. Gewiß nicht umsonst hat mein Heiland und Gott so viele Jahre ein verborgenes Leben führen wollen und ‚zunehmen an Weisheit und Tugend‘. Sein Beispiel beschämt und zermalmt den nicht ganz geordneten angeblichen ‚Seeleneifer‘, mit dem man häufig eigentlich nur sich selbst sucht.“

Im folgenden Jahre übernahm er die Aufsicht über die Zöglinge beim Musikunterricht, überhaupt die Unterstützung des Musikpräfecten. Hier war es auch, wo er mit seinen ersten größeren musikalischen Arbeiten hervortrat und die ersten Erfolge errang. Als er im Herbst 1850 sein Examen über die gesammte Philosophie glücklich bestanden hatte, wünschten die Oberen des Hauses, die in den zwei Jahren den jungen Scholastiker schätzen gelernt hatten, seine glücklichen Anlagen für das dortige Collegium auszunützen. Er wurde für das kommende Schuljahr mit der Beaufsichtigung der jungen Herren betraut, die nach Beendigung ihrer Gymnasialstudien noch ein Jahr lang im Collegium dem Studium der Philosophie sich widmeten. Es war eine Art von Vertrauensposten, denn gerade für junge Leute in diesem Alter und diesen Verhältnissen, in der gefährlichen Uebergangszeit vom Jünglings- zum frühen Mannesalter und von der Einschränkung und Ueberwachung des Gymnasiums oder Pensionats zur akademischen Freiheit, bedarf es großer Gewandtheit und feinen Taktes, um zu beaufsichtigen ohne den Jünglingsstolz zu verletzen, und Freiheit zu gewähren ohne der Zucht und Ordnung dadurch Eintrag zu thun. Es gelang ihm, seine Aufgabe zur vollen Befriedigung zu lösen. Dabei hatte er die Leitung des Gesangs für die ganze Anstalt und die Ueberwachung des gesammten Musikunterrichts. Den deutschen Unterricht für eine Klasse hatte er beibehalten, dazu kam im folgenden Jahre auch noch der im Griechischen. Alles dies hinderte ihn nicht, mit größeren und kleineren musikalischen Compositionen sein Glück zu versuchen, die in Namur, Brüssel und an anderen Orten Belgiens mit Beifall zur Aufführung kamen.

Mitten aus dieser emsigen und erfolgreichen Thätigkeit

rief ihn schon nach zwei Jahren der Befehl der Oberen. Es war diesen daran gelegen, die jungen Leute thunlichst bald zum Priesterthum zu befördern, und in dem neuen holländischen Jesuitencollegium zu Maestricht bot sich eben eine gute Gelegenheit, ihn das Studium der Theologie und damit die nächste Vorbereitung für das priesterliche Amt beginnen zu lassen. So war denn des Wanderns noch kein Ende. Am 4. October 1852 verließ er Namur, um sich für das nächste Jahr der gemüthlichen Gastlichkeit der holländischen Brüder zu erfreuen und dem Ernst der Studien sich wieder hinzugeben.

Doch seit 1848, wo das Parlament von Frankfurt die ewige Ausschließung der Jesuiten aus den Grenzen deutscher Staaten zum Beschluß erhoben hatte, waren auch im deutschen Vaterland die Dinge erheblich geändert. Gleich nach der Katastrophe in der Schweiz hatte eine kleine Zahl deutscher Ordenspriester in den heimatlichen Gauen eine zeitweilige Unterkunft gefunden und dort bald in aller Stille ihre Thätigkeit auf dem Gebiet der Seelsorge entfaltet. Sie begannen schon, an einzelnen Orten Volksmissionen abzuhalten, und gegenüber der Gährung, die im Revolutionsjahre die Geister ergriffen hatte und die öffentliche Ordnung auf die Dauer zu gefährden schien, gelang es ihnen, mannhaft mitzuwirken, in dem Volk das Bewußtsein der Unterthanenpflicht wieder wachzurufen. Wo immer ihrer Thätigkeit kein Hemmniß im Wege stand, hatten sie bald die Liebe des Volkes, aber auch die Werthschätzung der Behörden sich erworben. Die weise und freisinnige Verfassung vom 21. Januar 1850, unter deren Einfluß Preußen zu so hoher Macht und Blüte sich erheben sollte, gewährte unterschiedslos auch den Mitgliedern der katholischen Orden die Möglichkeit, in preußischen Landen des allen gemeinsamen Rechtsschutzes zu genießen. Sie konnten Niederlassungen gründen, priesterliche Thätigkeit ausüben, junge Leute, die sich ihnen anschlossen, für den Beruf eines Priesters und Missionärs ausbilden. Auch die Jesuiten waren hiervon nicht ausgeschlossen.

Es schien demnach, als habe die Vorsehung das Unglück in der Schweiz nur zugelassen, um der aufblühenden Ordensprovinz eine weitere und schönere Thätigkeit auf

deutschem Boden zu eröffnen. Allmählich sammelten sich jetzt die Männer, welche die Revolution in der Schweiz des Wirkungskreises und der Heimat beraubt hatte, und begannen, unter dem Schutz der preußischen Verfassung auf deutschem Boden bescheidene Niederlassungen zu gründen. Bald errichtete man auch Häuser zur Aufnahme der noch in den Studien begriffenen Ordensmitglieder. Zwar ließen diese an Geräumigkeit und der nothwendigsten Bequemlichkeit noch auf Jahre hinaus zu wünschen übrig, aber die Oberen legten Werth darauf, daß die jungen Leute, größtentheils aus Deutschland stammend und für die Wirksamkeit in Deutschland bestimmt, auch im deutschen Lande und unter ihren eigenen Augen ausgebildet würden. Sobald irgendwie möglich, rief man die in verschiedene Länder und Ordensprovinzen Zersprengten nach Deutschland. Auch Frater von Doß wurde schon nach dem ersten Jahr von Maestricht nach Köln berufen, um dort das Studium der Theologie fortzusetzen, wo bereits die anderen sich gesammelt hatten. Aber vorher durfte er noch einmal sein liebes Belgien besuchen. Am 15. September, der Octav von Mariä Geburt, erhielt er in der Kapelle des Jesuitencollegs zu Lüttich von Msgr. de Merci-Argenteau, Erzbischof von Tyrus, die Weihe des Diakonats. Den 5. October 1855 traf er in Köln ein und übernahm bald neben seinen theologischen Studien die regelmäßige Abhaltung der Christenlehre für die Kinder der Pfarrei St. Jakob. War es doch für ihn ein Lebenselement geworden, der Kinderseelen sich anzunehmen. Aber harte Tage standen ihm bevor. Seine Körperkräfte, längst wankend, waren durch die vielen Erschütterungen der letzten Jahre, durch den Feuereifer, mit dem er sich auf jede Arbeit zu werfen pflegte, wohl auch durch die Ungemächlichkeiten der nothdürftigen Einrichtungen im neuen Hause, völlig erschöpft. Ein schweres Brustleiden hatte sich ausgebildet, und niemand zweifelte, daß er in kurzem einer zehrenden Krankheit erliegen werde. Einer leichtern und besseren Pflege halber sandte man ihn nach Aachen, wo gleichfalls eine kleine Jesuitenniederlassung bereits bestand. Die vorhergehenden Jahre hatte man schon mehrere kranke Ordensmitglieder dahin gebracht, um sich daselbst in aller Ruhe zum Tode vorzubereiten;

sie hatten dort nach liebevoller Pflege ihr Grab gefunden, der letzte von ihnen erst kurz zuvor. So war ein Platz frei für Frater von Doß. Ein eigenthümlicher Empfang sollte dem Kranken zu Theil werden, als er am 12. Mai 1855 in Aachen ankam. Der Obere des dortigen Hauses, ein kerniger, biederer Elsässer von goldenem Gemüth, aber anscheinend rauhem Aeußerem, in Art und Erscheinung das Bild eines alten deutschen Ritters, sagte ihm nach freundlichem Gruß in seiner originell derben Weise: „Sie sind also gekommen, um hier zu sterben? Nun, wenn Sie sterben wollen, so machen Sie etwas schneller, wie der Pater vor Ihnen, der wollte es auch, brauchte aber elf Monate dazu.“ Zum Glück ist ein Jesuit viel zu wohl mit dem Gedanken an den Tod vertraut, als daß ein solcher Gruß ihn schrecken könnte. Ein Ordensmann auf dem Krankenlager oder sonst in Todesgefahr pflegt darüber zu denken und zu sprechen fast wie über eine Reise in die Heimat. „Ich habe junge Ordensleute sterben sehen,“ erzählte P. v. Doß selbst bei seinen Exercitienvorträgen zu Mainz 1868, „die den Tod ausgelacht haben, die lächelten, wenn ich neben ihnen das ‚**Proficiscere, anima christiana**‘ betete, und ein solcher fragte mich einst: ‚Pater, ist es wohl Sünde, daß man sich so freut, zu sterben?‘“ — Aber es war etwas anderes, was damals den Kranken niederdrückte. Er stand dem Priesterthum so nahe und wäre noch gerne Priester geworden, bevor er sterbe. Menschliche Hoffnung und menschliche Hilfe war ihm keine geblieben, aber es gab noch eine Arznei, die ihm das Leben verlängern konnte, und die gebrauchte er, soviel seine Kräfte es erlaubten: inbrünstiges, himmelstürmendes Gebet. Sein Flehen sollte erhört werden. Am 30. Juli durfte er nach Köln zurückkehren zu einer nochmaligen kurzen Vorbereitung. Samstag den 15. September, gerade zwei Jahre nach seiner Diakonatsweihe, sollte er auch die heilige Priesterweihe erhalten. Aber noch war der Tag nicht erreicht. Das Frohlocken seiner Seele über die frohe Aussicht wechselte gar oft mit der Angst, er werde den Tag nicht mehr erleben, so schwach und elend fühlte er sich noch. Als die achttägigen Exercitien herannahten, durch die er seine Seele auf den Tag der Weihe bereiten sollte, glaubte er, diese nicht zu über-

leben, und begann deshalb zwei Tage vor den Exercitien eine neuntägige Andacht, damit doch Gott die Gnade des Priesterthums ihm nicht vorenthalten möge. Endlich war der große Tag erschienen und — er lebte noch. An einem Samstag war er geboren, an einem Samstag in den Orden getreten, an einem Samstag sollte man ihn einst zu Grabe tragen. Jetzt ward ihm an diesem der Himmelskönigin geweihten Tag die erhabenste, heiligste Würde, die einem sterblichen Menschen zu Theil werden kann. In der Jesuitenkirche zu Löwen ertheilte ihm der päpstliche Nuntius in Belgien, Msgr. Gonella, Erzbischof von Neocäsarea, die heilige Weihe, und am folgenden Morgen, am Fest Mariä Namen, demselben, an dem er einst die heilige Taufe empfangen, feierte er sein erstes heiliges Meßopfer. Um dem Kranken eine besondere Freude zu machen, hatten es die Oberen so eingerichtet, daß er zu dieser schönen Feier in sein liebes Collegium von Namur reisen durfte. Dort brachte er unter Assistenz des P. Rector freudigen Herzens sein Erstlingsopfer dar.

„Wer damals den erst dreißigjährigen P. von Doß gesehen," schrieb nach seinem Tod ein Freund in einer in Amerika erscheinenden musikalischen Zeitschrift, „mußte ihn für einen Schwindsüchtigen halten, dessen Leben höchstens nach Monaten bemessen wäre." Indessen hatten sich die Oberen doch überzeugt, daß in der schwächlichen Körperhülle noch immer ein gutes Quantum Kraft und Zähigkeit verborgen liege. Es war fast, als ersetze die Kraft seines Feuergeistes und die außergewöhnliche Energie seines Willens, was den Körperkräften abgehe. Die Freudigkeit, die jetzt am Ziele seiner Wünsche ihn erfüllte, vielleicht auch die sorgsame Pflege, die er in Aachen genossen, hatten wohlthätige Wirkung gehabt. Versuchsweise sandte man ihn nach Münster, das sogenannte „dritte Probejahr" zu beginnen. Es ist dies eine Art von zweitem Noviziat, vorwiegend Uebungen der Frömmigkeit, der Betrachtung und der Abtödtung, zum Theil aber auch schon der besondern Vorbereitung zum apostolischen Beruf gewidmet. Jeder Priester der Gesellschaft Jesu muß es am Ende seiner langen Vorbereitungszeit durchleben. Abermals öffnet sich ihm hier die Geistesschule der großen Exercitien; eine

zweimalige Betrachtung im Tag, geistliche Lesung und Uebungen, wie im Noviziat, sollen ihm, noch mehr als bisher geschehen, den Verkehr mit Gott und himmlischen Dingen natürlich und unentbehrlich machen. Als gereifter Mann, nach so vielen Erfahrungen im innern und äußern Leben, vertraut mit allen Einrichtungen seines Ordens, meist auch schon mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Seelsorge, soll er Zeit und Gelegenheit haben, nochmals reiflich über sich nachzudenken und sich mit seinem Gott und mit sich zurechtzufinden, unwiderruflich fürs Leben. Mag auch an Stelle jugendlichen Ungestüms jetzt die ruhige, nüchterne Ueberlegung getreten sein, der erste Eifer und die erste Liebe sollen in alter Kraft und Innigkeit wieder aufflammen, bevor er als evangelischer Arbeiter die äußere Thätigkeit beginnt. Wie die des Adlers soll sich seine Jugend erneuern. Doch sollte P. von Doß dieses Jahr nicht mit den übrigen verbringen, die gleich ihm die theologischen Studien eben beendet hatten und jetzt ihr Probejahr (das „Tertiat") antraten, sondern man bestimmte ihn absichtlich für eine Stellung, mit der einige äußere Beschäftigung und Zerstreuung verbunden war, um so das Jahr für seine Gesundheit weniger anstrengend zu machen.

---

4. Wirksamkeit in Münster.

Im katholischen Münster bestanden damals zwei Häuser der Jesuiten: das eine mit einer eigenen Kirche, nur von wenigen Patres bewohnt, die ausschließlich für die Seelsorge thätig waren; das andere, die Friedrichsburg, ein großes Collegium, hauptsächlich für die Heranbildung des jüngsten Nachwuchses, ähnlich wie einst in Brig zugleich Noviziatshaus und Studienhaus für die zwei ersten Jahrgänge der Studirenden, die den humanistischen Fächern sich zu widmen hatten. Auch das Tertiat befand sich daselbst und stand unter dem gleichen Oberen wie das Noviziat. Unser Pater aber sollte von den übrigen getrennt, während seines

Probejahres dem Novizenmeister in der vielfachen Sorge für die Novizen zur Seite sein. Für die Laienbrüder-Novizen ertheilte er die regelmäßige geistliche Unterweisung, zugleich war er unmittelbarer Vorgesetzter („Minister") der Scholastiker, um diesen in großen und kleinen Anliegen die Hilfe und Sorgfalt zu Theil werden zu lassen, deren sie bedürfen mochten. Dazu kamen noch verschiedene andere kleine Aemter. Er hatte die Pflege der Kranken zu überwachen, für die Bibliothek wie für die Gottesdienstordnung in der Kapelle zu sorgen. Selbst ein gewandter Sprecher, durch glückliche Begabung wie durch Studien zum Redner gebildet, übernahm er die Leitung der regelmäßigen rethorischen Uebungen der Scholastiker, die Durchsicht und Verbesserung ihrer Predigten, kurz, es war vorgesehen, daß er nicht viel Zeit habe, mit sich selbst und seinem leidenden Zustand sich zu beschäftigen. Für fast jeden andern Kranken wäre es des Guten zu viel gewesen, nicht so für ihn. In geistlichen Dingen war er heimisch; die schweren Prüfungen, die Gott ihm geschickt hatte, die Nähe des Todes, die er so lange gefühlt, hatten nur dazu beigetragen, seinem ganzen Leben und Denken das Gepräge des Uebernatürlichen zu geben. Es war ihm nicht schwer, von dem Reichthum anderen mitzutheilen, mit dem die eigene Seele erfüllt war. Auf der andern Seite war es fast nur die Sorge für Jünglinge und Ordensbrüder, die ihm oblag, und hier konnte ihm nichts zu viel sein. Liebe und Lust an solchen Mühen machten es ihm leicht. Zusehends besserte sich während dieses Jahres seine Gesundheit, wenn sie auch nie wieder hergestellt wurde. Das Brustleiden machte sich weniger bemerkbar und schien einem andern Uebel gewichen zu sein. Ein Hämorrhoidal-Leiden bildete sich aus, von dem er bis zu seinem Ende Unsägliches duldete, das aber wenigstens sein Leben nicht unmittelbar gefährdete.

Hier in den geheiligten Tagen seiner großen Exercitien war es, wo er wieder einmal mit seinem eigenen Innern eine gründliche Abrechnung hielt und dieselbe auch zu Papier brachte. Es spiegelt sich darin die Reinheit, Frömmigkeit und Einfalt eines Kindes:

„So viel steht fest, daß ich: 1. lieber alles leiden will," als auch nur durch eine einzige kleine läßliche Sünde

Dich beleidigen; 2. nur allein Gott anhangen will und ihm allein dienen. — Aber das ist viel zu allgemein! ‚Erleuchte, o Herr, meine Augen, daß ich niemals zum Tode entschlafe‘ — oder zur Lauheit, die da der Vorbote des Todes ist.

„Wäre doch die praktische Ueberzeugung da, daß Gott an Großmuth sich nicht übertreffen läßt. Aus dieser Großmuth allein fließt für uns alles Gute: kräftige Entschlüsse, ehrliche und nachhaltige Vorsätze. Wenn wir nur eine einzige krankhafte Wurzel einmal ernstlich in Angriff nehmen und allmählich austrocknen würden! Aber ich Feigling fürchte noch Messer und Schere!

„Die Eigenliebe muß niedergetreten und bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt werden. Voll und ganz will ich Gottes allmächtiger Hand und seiner Vorsehung in allem mich unterwerfen, alles als von seiner Hand gesendet hinnehmen, allen Mitbrüdern Ehrfurcht erweisen mit Herz und That, wie solchen, die höher und besser sind als ich, allen, auch den geringsten unter ihnen, im höchsten Maße aufmerksam, zuvorkommend und liebevoll mich erweisen.

„Sucht nach Lob und Auszeichnung niederzukämpfen, will ich kräftig bemüht sein, will es vermeiden hervorzutreten, will im Lob nicht Befriedigung suchen.

„Mich und das Meine will ich den Oberen ganz und gar anheimgeben.“

Noch war das Probejahr nicht zu Ende, als man seine Schultern stark genug glaubte, eine neue Arbeit ihm aufzulegen. Schon im Juni 1856 betraute man ihn mit der Leitung der Marianischen Congregation für die jungen Akademiker, und so war er in seinem rechten und eigentlichen Element, er hatte die besondere Seelsorge für eine auserwählte Schaar von Jünglingen.

Das beginnende Schuljahr im Herbst 1856 sollte neue große Anforderungen an ihn stellen. Zwar verblieben ihm seine lieben Akademiker, die er schon ganz an seine Person gefesselt hatte, und war er auch noch ferner Minister der Scholastiker; aber statt der Unterweisungen in der Wissenschaft der Heiligen übernahm er jetzt für die jüngeren Ordensbrüder die Führerschaft auf dem Gebiete weltlichen

Wissens. Es war ein ähnlicher Uebergang, wie einst der aus dem Noviziat zu den ersten Studien; ein ganz neuer Wirkungskreis öffnete sich ihm. Eine beträchtliche Anzahl junger Leute, die alle mit Erfolg die Gymnasialstudien zurückgelegt hatten, sollten unter seiner Leitung nochmals ein Jahr lang die heidnischen Autoren lesen und an den classischen Mustern den eigenen Geschmack und den eigenen Ausdruck bilden. Es galt, so lang das Gedächtniß noch frisch, der Geist noch schwungvoll und geschmeidig, mit der wünschenswerthen Schulung in den alten Sprachen das Verständniß für eine edle und zweckmäßige Form zur Reife zu bringen, in der die jungen Leute einst die Wahrheiten des Glaubens durch Wort und Schrift zur Darstellung bringen sollten. Schon nach einem Jahr stieg er zum zweiten Cursus auf. Auch hier nahm die Lectüre der altclassischen Redner und Dichter eine hervorragende Stellung ein. Aber der Hauptzweck des Jahres, dem dies nur als Mittel diente, war die Ausbildung der Schüler in der geistlichen Beredsamkeit. Es handelte sich um einen eigentlichen, sorgfältigen Unterricht in der Redekunst. Nicht mit Unrecht hat ein berühmter Meister dieser Kunst einmal gesagt, der Dichter werde „geboren", der Redner aber „gebildet"; denn wenngleich auch hier zu außerordentlichen und hervorragenden Leistungen glückliche Naturanlagen die nothwendige Voraussetzung sind, so läßt sich doch durch einsichtsvolle Leitung und zweckmäßige Einübung bei jungen Leuten vieles erreichen. Manche Talente werden so erst geweckt, mittelmäßige Anlagen können zu hoher Vollkommenheit erhoben werden; hervorragende Talente werden auf die Fehler aufmerksam, die ihnen leicht ankleben, und auf die Seiten ihrer Fähigkeit, die sich am wirksamsten verwerthen lassen; bei solchen, die jeder rednerischen Begabung ermangeln, läßt sich wenigstens die Kunst einer klaren und geordneten Gedankenmittheilung erzielen. Der Lehrer der geistlichen Beredsamkeit für die jungen Jesuiten mußte demnach nicht nur ein gewiegter Philologe und dabei selbst ein begabter und geschulter Redner, sondern vor allem auch ein scharfblickender Menschenkenner sein, der seine jungen Leute mit allen Fähigkeiten ihres Geistes und Herzens klar durchschaute,

um für die glückliche Entwicklung ihrer Anlagen ihnen helfend und rathend zur Seite stehen zu können. Bei der hohen Wichtigkeit des Predigtamtes im Leben des Priesters wie im Wirken eines gesammten Ordens ist es von selbst klar, daß man ein Amt von so entscheidendem Einfluß auf die künftige Wirksamkeit der jungen Ordensmitglieder nur einem Manne anvertraute, der dazu in hervorragender Weise die Befähigung besaß. Zwei Jahre lang wirkte P. von Doß mit allem Eifer in dieser Stellung, während ihm zugleich die Oberleitung über das gesammte Studienwesen auf der Friedrichsburg übergeben war. Die Leitung der wöchentlichen rhetorischen Uebungen für die jungen Leute und die Durchsicht ihrer Predigten hatte er seit seiner Ankunft in Münster beibehalten, bald war auch die Direction des Gesangchores hinzugekommen, die ihm hinfort sechs Jahre lang eine angenehme, wenn auch nicht mühelose Aufgabe blieb.

Indessen hatte aber auch seine Wirksamkeit für Auswärtige bedeutend zugenommen; sein Beichtstuhl, sowohl in der Jesuitenkirche, als in der Kapelle der Friedrichsburg, hatte bedeutenden Zudrang, seine Thätigkeit für die Akademiker hatte die schönsten Früchte getragen, es häuften sich die Besuche, die ihn für geistliche Anliegen in Anspruch nahmen, er war ein „gesuchter Mann" geworden. Da schien es denn zweckdienlicher, ihn der regelmäßigen Vorlesungen, die stets eine sorgfältige Vorbereitung voraussetzen, zu entheben, damit er in einer andern Stellung freier und ausgiebiger dem Felde der Thätigkeit sich hingeben könne, auf dem er schon bisher so vielen Segen ausgestreut und geerntet hatte. Für die folgenden drei Jahre verwaltete er als Minister des Hauses die äußeren Angelegenheiten der Genossenschaft, erhielt aber zugleich zu seiner Freude die Seelenleitung für die jüngeren Ordensbrüder, denen er die geistlichen Unterweisungen ertheilte und als Beichtvater und Seelenführer ein erfahrener, zuverlässiger Freund war. Die Aufsicht über die Gesundheitspflege für das ganze Haus und die Leitung des Gesangchores vertrugen sich mit diesem doppelten Amt gar wohl, wenigstens bei ihm, dem leben und arbeiten eins und dasselbe waren. Im Herbst 1861 mußte er überdies an Stelle des P. Rector,

der krankheitshalber abwesend war, einige Monate lang die Oberleitung des gesammten Hauses übernehmen. So hatte es sich gefügt, daß er während der ersten Periode seiner priesterlichen Thätigkeit in den verschiedensten Stellungen gerade mit den jüngsten unter den Ordensmitgliedern sich beständig abgeben mußte und buchstäblich alle Aemter der Reihe nach verwaltete, die auf deren äußere und innere Heranbildung nur immer Bezug hatten. Es war die Erziehung, welche die Vorsehung ihm selbst für seinen großen Beruf als Apostel der Jugend noch angedeihen ließ. Das Studium des Jünglingsherzens und die Kunst, Jünglinge zu leiten, wurde denn auch immer mehr die hervorragendste Seite an diesem so vielseitig begabten und allseitig ausgebildeten Mann. Und mit der Erfahrung wuchs die Liebe. Es war keine leichte Bürde, die auf seinen Schultern ruhte. Fast die ganze Sorge für die zeitlichen Bedürfnisse, für Nahrung, Kleidung, Wohnung 2c. von etwa 125 Ordensleuten, dabei die Seelenleitung für etwa 50 junge Ordensbrüder, die ihn nicht wenig in Anspruch nahm, waren in seine Hände gelegt, und doch war alles dies, nebst einer Reihe von Nebenämtern, nur die eine Hälfte seiner Thätigkeit. Wenn er indes auf seine 50 Scholastiker blickte, hatte er alle Ursache, der Früchte seiner Wirksamkeit sich zu freuen. Die Jahresberichte aus jener Zeit wissen nicht genug zu rühmen, wie schön ernstes Tugendstreben mit regem Studieneifer sich auf der Friedrichsburg vereinigt fand, und wie die jungen Leute trachteten, „ihren Fleiß und ihr Wissen durch echte Frömmigkeit zu adeln, die Frömmigkeit hinwieder durch wissenschaftliche Tüchtigkeit zu zieren". Zugleich hatte er durch sein liebevolles Wesen und seine Selbstaufopferung sich in hohem Maße die Zuneigung der jungen Ordensbrüder erworben, nicht nur jene allgemeine und pflichtgemäße, wie sie nur selten einem Ordensoberen fehlen wird, sondern eine ganz ungezwungene, tief im Herzen gewurzelte, die sich ungesucht bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab.

Aber während es schien, als ob er bei seiner schwächlichen Gesundheit in der Sorge für das große Haus und die geistliche Leitung so vieler jungen Leute sich ganz verzehren müßte, war es ihm bei seiner riesigen Willensstärke

und unermüdlichen Arbeitslust noch möglich, auch auf anderen Gebieten eine umfassende, ja geradezu seine Hauptthätigkeit auszuüben. Dies vor allem als Präses der Marianischen Congregation der Akademiker. Schon im Wintersemester 1859/60 zählte dieselbe 224 active Mitglieder und erhielt sich auch in dem stets schwächer besuchten Sommersemester auf der Höhe von 212. Als er nach etwas mehr denn sechsjährigem Wirken in diesem Amte 1862 Münster verließ, war sie in derselben hohen Blüte und nahm unter der Studentenschaft eine imponirende Stellung ein. Sie zählte damals 248 Mitglieder, die vielen Ehrenmitglieder, die früher derselben angehört hatten, und noch jetzt mit ihr in Verbindung standen, nicht eingerechnet. Zwei der liberalen Studentenverbindungen, vorher wegen wenig sittlicher Aufführung berüchtigt, waren im letzten Jahre seiner Thätigkeit aus Mangel an Leuten schmählich zusammengebrochen, selbst die früheren Mitglieder hatten sich von ihnen losgesagt. Drei andere derartige Verbindungen kämpften den Verzweiflungskampf um ihre Existenz und suchten sich nur dadurch noch zu halten, daß sie die neuen Ankömmlinge ungestüm umwarben und listig zu umgarnen wußten, bis sie ihnen ein „Ehrenwort" abgerungen hatten, in ihre Verbindung einzutreten. Seine Congreganisten aber thaten fast alle sich hervor durch solides Leben, durch Eifer in den Studien und durch fleißigen Empfang der heiligen Sacramente. Ihre Haltung war so musterhaft, daß sie allenthalben in der Stadt wie auch beim Senat der Akademie laute Anerkennung fand. Als der hochwürdige Bischof von Münster im December 1862, wenige Monate, nachdem unser Pater die Stadt verlassen hatte, in eigener Person die Aufnahme von 18 neuen Mitgliedern in die Congregation der jungen Kaufleute vollzog, die von einem andern Pater geleitet wurde, wie er früher auch öfter für die Congregation der Akademiker gethan hatte, äußerte er sich in einer herzlichen Ansprache an die Congreganisten in der anerkennendsten Weise über die bestehenden Jünglingscongregationen. Wenn er an seinem Geiste vorüberziehen lasse, sagte der erfahrene Oberhirt, was ihn in seiner Diöcese am meisten mit Freude erfülle, so seien es vorab die Jünglingscongregationen. Sein Herz

fühle sich von einer großen Sorge befreit, wenn er sehe, wie diese jungen Leute in der Blüte der Jugend, von so vielen Gefahren umringt, doch so standhaft und männlich den Weg der Tugend wandelten. Galt dieses Lob auch zunächst den 150 jungen Kaufleuten, die damals eine seit vier Jahren bestehende blühende Congregation bildeten, so durfte es doch mit gleichem Recht auf die Akademiker angewendet werden.

P. von Doß verstand es in außerordentlicher Weise, die jungen Leute anzuziehen. Die sonntäglichen Congregationsversammlungen, in denen er zu ihnen sprach, waren sehr regelmäßig besucht; im Hause gingen seine jungen Freunde täglich bei ihm aus und ein. Kaum hatte er einen kennen gelernt, so waren sie auch schon gute Freunde, er nannte sie mit ihrem Vornamen, und viele, die es ihm anboten, redete er bald mit Du an. Ihr ganzes Herz stand ihm offen, und auf jede Art waren sie bemüht, ihre Anhänglichkeit an ihn zu beweisen. Kam ein neuer Student an die Akademie, den sie kannten oder mit dem sie sonstwie zusammentreffen konnten, so boten sie alles auf, ihn dem Pater zuzuführen. Einmal, da sie hörten, die Patres auf der Friedrichsburg hätten Nahrungsmangel, veranstalteten sie sofort unter sich eine Sammlung und schickten dann einige zum Pater hin, die ihn bitten sollten, ihr Almosen anzunehmen. Er seinerseits that aber auch alles, sich diesen Jünglingen wahrhaft nützlich zu machen. Unschuldige Freuden und Erholungen gönnte er ihnen gern. Er wußte, daß junge Leute sich ihres Lebens freuen wollen; Unvernunft und Engherzigkeit waren ihm fremd. Aber zwei Dinge sollten unter den Erholungen nicht leiden: die Sittenreinheit und das Berufsstudium. Er war daher keinem Vereine von Studenten gram, der nicht das Duell zur Pflicht machte oder für Sittlichkeit und Mäßigkeit besondere Gefahren bot. Die Mitglieder von allen derartigen Vereinigungen konnten sich an der Congregation betheiligen, und gerade sie sollten in ihrem Bekanntenkreis ein heilsamer Sauerteig werden, um gut auch auf die anderen einzuwirken. Er begünstigte es denn auch, daß seine Congreganisten an einem Gesangverein sich betheiligten, der unter den Akademikern emporgekommen war, obgleich er

selbst für die Congregationsversammlungen aus seinen Leuten einen Gesangchor gebildet hatte, den er mit großer Sorgfalt leitete. So mild und väterlich er war im Beichtstuhl wie im persönlichen Verkehr, so zärtlich seine Freundschaft und Fürsorge für jeden einzelnen, so konnte er doch unerbittliche Strenge zeigen, wo eines der Mitglieder in der Aufführung sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen oder Vernachlässigung der religiösen Pflichten zur Schau trug. Er scheute sich dann gar nicht, vor den übrigen Akademikern auch auf der Kanzel solches zu erwähnen — vorausgesetzt, daß es allgemein bekannt war —, zu warnen, zu tadeln oder den Schuldigen mit Nennung seines Namens auszuschließen. Und dies gerade war von der heilsamsten Wirkung. Durch die wöchentlichen Vorträge, die er hielt, verstand er es vorzüglich, den jungen Leuten feste christliche Grundsätze einzuprägen. Es war solide Kost, die er ihnen reichte, sorgfältig durchdacht, theologisch und rationell begründet, und vor allem — nicht langweilig. Er wußte gar wohl, daß dies der erste Canon einer erfolgreichen Beredsamkeit sei. War er auch nicht ein großer Prediger, wie man sich solche vorzustellen pflegt, schon aus Mangel an Stimme und Körperkraft, so war er immer ein interessanter Sprecher, der den Geist zu überzeugen, das Herz zu erschüttern wußte und vom ersten bis zum letzten Wort alle Zuhörer in Spannung erhielt. Im übrigen gründete sich sein Haupteinfluß auf den persönlichen Verkehr mit den jungen Leuten, für den er eine außerordentliche Begabung hatte.

Indes seine seelsorgliche Thätigkeit und väterliche Sorgfalt erstreckte sich keineswegs bloß auf die Congreganisten. Eine große Zahl junger Leute aus den verschiedensten Lebensverhältnissen schenkten ihm ihr Vertrauen und stellten ihr Gewissen unter seine Leitung, viele Schüler der Gewerbeschule, viele junge Kaufleute und selbst eine Anzahl von Gymnasiasten trotz aller Schwierigkeiten, welche ihnen damals Professoren des Gymnasiums entgegenzustellen suchten. So groß war schon 1859 die Zahl der jungen Männer, die bei dem Pater beichten wollten, daß er an allen Samstagen und den Vorabenden der kirchlichen Feste sieben volle Stunden unausgesetzt im Beichtstuhl sein mußte, ab-

gesehen davon, daß viele ihn im Hause aufsuchten und dort ihre Beicht auf dem Zimmer ablegten und um Rath fragten.

Dem allem zur Seite ging eine bedeutende und erfolgreiche Thätigkeit in Ertheilung von viertägigen geistlichen Uebungen, die unter dem Namen von „Exercitien" bekannt sind. Oder vielmehr diese waren eines der kräftigsten Hilfsmittel, dessen er sich in der Sorge für seine Jünglinge bediente. Im November 1859 hatte man ihn als bewährten Exercitienmeister in das weitentlegene Collegium nach Feldkirch gerufen, um sie dort für mehrere hundert Zöglinge abzuhalten. Der Erfolg entsprach dem Ruf, den er bei seinen Mitbrüdern bereits genoß, wie dem guten Geist, der an jener Anstalt herrschte. Aehnliche reiche Früchte des Geistes, wie hier, erntete er im folgenden Jahr bei den 117 Zöglingen des bischöflich münsterischen Knabenseminars Gaesdonk, nachdem er zuvor auch den dortigen Professoren acht Tage lang in den Exercitien als Seelenführer gedient hatte. 1861 lud man ihn zum gleichen Zweck in das Ludgerianum in Münster, 1862 abermals nach der Gaesdonk. Andere Exercitien in Klöstern und für Privatleute liefen nebenher. Unterdessen versäumte er aber auch nicht, für seine Congreganisten und andere junge Freunde, überhaupt für alle jungen Leute, die sich anschließen wollten, Exercitien zu veranstalten. Weihnachten 1859 z. B. betheiligten sich 85 junge Männer, meist Akademiker aus der Congregation, aber auch 17 Gymnasiasten von Warendorf und einer von Recklinghausen. Abermals sammelten sich um ihn zu diesem Zweck schon in den Fastnachtstagen 1860 weitere 40 Akademiker, die mit überströmender Freude die heiligen Uebungen verließen, so daß sie offen bekannten, die geistigen Freuden, die sie in diesen Tagen genossen hätten, gingen weit über alle Genüsse, welche in dieser Zeit der Lust und des Taumels die Welt zu bieten vermöge. In der Charwoche wiederholten sich die Exercitien für 23 Gymnasiasten und Gewerbeschüler, so daß binnen vier Monaten in Münster allein 148 junge Leute unter seiner Leitung durch die Schule seiner Exercitien gegangen waren. Nicht anders wurde es in den folgenden Jahren. Weihnachten 1860 waren es 50 Aka-

demiker und 20 Zöglinge verschiedener Gymnasien, Fastnacht 1861 weitere 60, ein Jahr darauf 63 Akademiker. Am interessantesten gestaltete sich wohl sein Auditorium in den Weihnachtstagen 1861. Zwei junge Professoren des Gymnasiums, 48 Akademiker, 10 Schüler des Gymnasiums von Münster, 12 von Warendorf, 7 von Recklinghausen, ein junger Kaufmann und ein junger Bauersmann hatten sich diesmal betheiligt.

---

5. Erste Werke.

Als Frucht seiner ersten Thätigkeit im Jünglingskreis veröffentlichte P. von Doß 1861 sein treffliches Buch „Gedanken und Rathschläge für gebildete Jünglinge“, ein in seiner Art einziges und für junge Leute unschätzbares Buch. In mehreren Zeitschriften erfuhr es gleich damals eine sehr günstige Besprechung. Es ist eine glänzende Lösung der Aufgabe, jungen Weltleuten einen Unterricht über das gesammte geistliche Leben zu vermitteln von den elementärsten Begriffen der Sittlichkeit bis zu den erhabensten Höhen heroischer Tugend, ohne ihnen dabei Ueberdruß zu bereiten, und so, daß es nicht nur Belehrung, sondern auch ein mächtiger Sporn zum übernatürlich Guten sei. Mit Recht bemerkte damals der Mainzer „Katholik“: „Gewöhnliche ascetische Schriften liegen ihnen (den jungen Weltmännern) zu fern, sie sind nicht unmittelbar für das jugendliche Herz berechnet und berücksichtigen auch nicht so unmittelbar die Stimmungen, Verhältnisse und Gefahren, welchen dasselbe in der gegenwärtigen Zeit unterworfen ist. Daher ist diese Schrift ihrem Plane nach höchst zeit- und zweckgemäß.“ Und der Kritiker gab nach Abwägung aller Schwierigkeiten für ein solches Werk sein Urtheil dahin ab, der Verfasser habe „nicht nur allen Anforderungen genügt, sondern dieselben weit übertroffen“. Was er glaubt aus diesem Buch ablesen zu können, ist „eine große und

zärtliche Liebe zur Jugend, eine langjährige Erfahrung in ihrer Seelsorge und geistlichen Leitung . . ., tiefe und allseitige Kenntniß des jugendlichen Herzens, und gründliches, erfolgreiches Studium einerseits der weiten und offenen Wege des Geistes der Welt und der Zeit, die zum Verderben führen, andererseits der stillen und verborgenen Wege des Geistes Gottes und der ewigen Wahrheit, der zu jeder Zeit mit ungeschwächter Kraft und mit immer neuen Mitteln seiner Weisheit an der Rettung und dem ewigen Heile der Seelen arbeitet". — „Verderbliche Gedanken," schreibt unser Pater, wo er von dem Zweck seines Buches redet, „werden in Fülle der Jugend mitgetheilt — in Schrift und Rede, in Büchern und Tagesblättern, im Umgange und von den Lehrstühlen herab — weltliche, rein irdische Gedanken, hohle Gedanken, irrthümliche Gedanken, böse, abscheuliche Gedanken, gottlose Gedanken; Rathschläge werden der Jugend gegeben, die es auf ihren Untergang absehen, Rathschläge zu sündhaftem Genuß und Wohlleben, zu Pflichtversäumniß, zu Unordnung, zu Auflehnung, zu thörichter und verbotener Rache, zu wildem Treiben, zu Gottesverachtung — seelenmörderische, höllische Rathschläge. Wer möchte es dem wahren Freunde der Jugend verargen, wenn es ihn drängt, auch seinerseits den Jünglingen Gedanken nahezulegen, Gedanken des Heiles, wenn es ihn treibt, ihr Rathschläge zu ertheilen . . . ? Soll denn der Hölle allein das folgenschwere Vorrecht zugestanden bleiben, Jünglinge zu erbeuten und in ihren Bund zu ziehen? . . . O rette, wer da kann!"

Die ganze Schrift theilt sich in vier große Abschnitte. Das erste Buch, „Umkehr" betitelt, soll den Jüngling wieder zur Besinnung bringen und hält ihm mit erschütternder Gewalt die großen Wahrheiten entgegen von seinem Ziel und Ende, von der Kostbarkeit der unsterblichen Seele und dem Werth der schönen Jugendzeit, im Gegensatz hierzu die Sünde und ihre Folgen. Aber der Lesende soll nicht abgeschreckt werden, sondern ermuthigt, die Rückkehr wird ihm leicht gemacht. „Eine Heilsanstalt wird ihm gezeigt, göttlich in ihrer Einsetzung, himmlisch in ihren Segnungen; er wird angeleitet, sich ihrer fruchtreich zu bedienen." Nachdem der Anblick des „guten

Hirten", der Gedanke an Gottes Barmherzigkeit, und die Betrachtung des verlorenen Sohnes den Muth, den Schritt zur Versöhnung zu thun, neu belebt haben, folgt unter den verschiedensten Aufschriften, aber stets in derselben anregenden und fesselnden Darstellung, ein gründlicher Beicht- und Bußunterricht. Während man zu betrachten, in erhabene Gedanken sich zu vertiefen glaubt, steht man wie einem unsichtbaren Katecheten gegenüber, der das Werk der Belehrung vollendet hat, ehe man es recht gewahr wird. Aber mit der „Umkehr" allein ist's noch nicht gethan, sie muß eine beharrliche sein, und muß daher der junge Büßer gegen künftige Gefahren gestärkt und gefeit werden. Es folgt das zweite Buch, die „Befestigung", eine Reihe von Betrachtungen über das, was von außen oder innen Gefahr bringen kann: Welt, Geschöpfe, Leidenschaften, offene oder verborgene Klippen, die im tagtäglichen Leben des Jünglings aufzustoßen pflegen. Alles wird auf seine wahre Bedeutung und seinen wahren Werth geprüft im Lichte gesunder Vernunft und übernatürlichen Glaubens. Aber dann bietet der erfahrene Seelenarzt auch die Gegenmittel. Auch sie werden auf ihren Werth geprüft, und nach Bedürfniß wird die Gebrauchsanweisung gegeben. — So wäre wohl die Sünde auf immer ausgeschlossen, aber ein edles Jünglingsherz, das einmal „die Süßigkeit der Freundschaft Gottes gekostet", will mehr. Es gilt auch den geistlichen „Fortschritt". Mit dem Hinblick auf das persönliche Tugendideal, das Gott selbst uns auf diese Erde gesandt hat, unsern Herrn und König Jesus Christus, beginnt die Unterweisung über die Tugenden mit ihrer Schönheit und ihrem ewigen Werth, wie über die besten Mittel, sie zu erwerben. Im Vordergrund steht hier die „Tugend der Tugenden: das Tagewerk heiligen" für die Gegenwart; für die Zukunft aber die für den Jüngling so wichtige Frage der „Standeswahl". — Hatte mit der Bestimmung des Menschen, dem nächsten und letzten Ziel seines Daseins der Kreislauf der Betrachtungen begonnen, so zeigt jetzt das letzte Buch die „Vollendung" dieser Bestimmung, die Erreichung des Zieles, „die Vollendung des Menschen im Diesseits durch größtmögliche Verähnlichung mit Gott, die Vollendung des Menschen im

Jenseits durch den entsprechenden Grad der Anschauung und den Besitz des unendlich vollkommenen Wesens, das ist: Gottes". Es zielt dieser letzte Theil hauptsächlich dahin, „in jene geläuterten Tugenden einzuweihen und zu jenen erhabenen Stufen" des innern Lebens zu führen, die man bezeichnen kann als die „praktische Heiligkeit"; mit anderen Worten: ein Leben der Gottesliebe jungen Leuten verständlich, begehrenswerth und erreichbar zu machen. So ist jedes Buch bei allem gemeinsamen Zusammenhang ein abgeschlossenes Ganzes, und verfolgt seinen besondern praktischen Zweck, auf den es mit jedem Satz stetig und sicher hinarbeitet. Will das erste eine entschiedene Bekehrung, eine gesunde Generalbeicht, so leitet das zweite an zu häufigem und würdigem Empfang der heiligen Sacramente; das dritte dringt auf Ordnung des gesammten Lebens nach Grundsätzen des Glaubens und der Tugend und gipfelt in der Anleitung zur Standeswahl. Das letzte endlich mit seinen fruchtbaren Winken für ein höheres Leben der Innerlichkeit und Opferwilligkeit bereitet zu einem heiligen Tod. Ein Doppeltes ist durch diese Anordnung erreicht. Der Jüngling, der über geistliche Dinge sich belehren will, findet alles vereinigt, was er für ein wahres innerliches Leben braucht, und wird stufenweise von einer Wahrheit zur andern, von einer Erkenntniß zur andern emporgeführt. Andererseits finden Jünglinge „von der verschiedensten sittlichen Beschaffenheit" und derselbe Jüngling in der verschiedensten Seelenverfassung Lehren und Anhaltspunkte, wie sie deren im Augenblick bedürfen. Fünf Auflagen hat seitdem das Buch in Deutschland erlebt; 1882 erschien es in Belgien und Frankreich in französischer Uebersetzung[1], und wird, in Belgien wenigstens, trotz der Mängel, die der Uebersetzung anhaften, viel gelesen. Die

---

[1] Gedanken und Rathschläge ꝛc. von A. von Doß, 5. Aufl., Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1885. — Pensées et Conseils offerts aux jeunes gens instruits et à tous ceux qui s'occupent de leur direction spirituelle par le R. P. A. von Doss . . traduit avec l'autorisation de l'auteur par Louis Schoofs. Société générale de librairie catholique, Bruxelles, J. Albanel, rue des Paroissiens 12.

Gazette de Liège schrieb darüber am 20. April 1884: „In den musikalischen Compositionen, die er veröffentlichte, finden sich Seiten, die den größten Meistern Ehre machen würden, aber es sind deren noch vollendetere, erhabenere und hinreißendere in dem frommen Buch „Pensées et Conseils“, aus dem das Herz und der Glaube eines Apostels und die tiefe Kenntniß der Seelen mit dem zündenden Feuer und dem Talent eines Künstlers hervorstrahlen.“

Mit jeder neuen Auflage war P. von Doß besorgt, wie er doch das Buch für die Jünglinge noch wirksamer machen könne. Kapitel wurden umgestellt, Ausdrücke gefeilt, kräftigere oder deutlichere Worte gewählt. Noch ein Jahr vor seinem Tod, da er die fünfte deutsche Auflage vorbereitete, hielt er von Rom aus bei erfahrenen Priestern Umfrage, ob sie ihm nicht einen Rath geben könnten, das Werk zu verbessern und fruchtreicher zu machen. Wohl mancher Jüngling verdankt diesem Buch allein den Beruf zum Priesterthum, mancher die Rettung seiner Seele, viele gewiß mächtigen Antrieb zum Guten. Manchen wurde es zu einem wahren „Vade mecum“, dem beständigen Begleiter ihrer Jugendjahre. Als P. von Doß 1884 nach Rom kam, erzählte man ihm noch von einem jungen Mann, der vorher seine Studien im deutschen Collegium vollendet hatte. Er sei eines Tages ganz angstvoll im Hause herumgelaufen, und habe jeden, der ihm begegnete, gefragt: „Haben Sie vielleicht meine Gedanken gesehen? — Ich habe meine Gedanken verloren.“ Jedermann stutzte über die eigenthümliche Frage, er aber meinte die „Gedanken und Rathschläge“ und dachte, jeder müsse mit dem Buch so vertraut sein, wie er selbst. Von einem andern jungen Mann erzählte der Pater selbst einmal bei Studentenexercitien, die er gab, mit wahrer Rührung. Es war ein guter, braver Junge gewesen, den er wegen der Unschuld seines Herzens und des Vertrauens, das er ihm stets entgegenbrachte, ungemein gern hatte. Die Eltern hatten ihn für die preußische Cadettenschule in X bestimmt, und nur mit schwerem Herzen sah der Pater ihn ziehen. Aber mitten in den Gefahren, die ihn dort umringten, hielt der junge Mann sich prächtig und versäumte es nicht, dem Pater von Zeit zu Zeit zu schreiben. Einmal erzählte er

ihm denn auch, es sei an einigen Tagen der Religionslehrer nicht in die Schule gekommen, und da habe er den katholischen Kameraden den Vorschlag gemacht, ihnen inzwischen etwas vorzulesen, und die ganze Stunde habe er aus den „Gedanken und Rathschlägen" ihnen vorgelesen, das sei auch Religionsunterricht gewesen. Ein anderer Jüngling glaubte nicht besser auf die wöchentliche heilige Communion sich vorbereiten zu können, als wenn er am Samstag Abend statt jeder andern Unterhaltung nur in die „Gedanken und Rathschläge" sich vertiefe.

Ein wahres Meisterstück ist das Buch in Bezug auf Einrichtung und äußere Form. Der Pater hatte sich den Wink zu nutzen gemacht, den der hl. Franz von Sales in der köstlichen Vorrede zu seinem „Theotimus" gibt, wo er als das Beste an seinem berühmten Erbauungsbuch, der „Philothea", rühmt, daß sie — „kurze Kapitel" habe. In der That wird die Aufmerksamkeit so nie ermüdet; leicht überschaut man das Gelesene, und man hat eher den Muth, das Buch zu öffnen — man ist ja gleich mit einem Kapitel zu Ende. Auch ist man so recht eigentlich eingeladen, über das Gebotene nachzudenken, bevor man zu dem ganz neuen folgenden Abschnitt übergeht. Denn auch in den „Gedanken und Rathschlägen" steht jedes Kapitel einzeln und wie für sich da, wenngleich ein geistiger Zusammenhang zwischen allen besteht. Diese kurzen Kapitel gliedern sich wieder in viele kleine Absätze, die manchmal nur aus einem einzigen kurzen Satze bestehen, und auch in diesen einzelnen Sätzen oder Gruppen von Sätzen wird durch Hervorhebung einzelner Worte vermittelst Sperrschrift ein ganz eigenthümliches Leben erzeugt. Bald glaubt man nicht mehr, daß man lese, sondern daß ein Geistesmann eindringlich zu einem spreche. Dabei eine Fülle von Gedanken, die zum Nachdenken zwingt, bald neu, bald altes in ganz neuer, origineller Form, oft poetisch kühn, voll packender Bilder und von dramatischer Lebendigkeit. „Da ruht in gleicher Entfernung von dem Lager Jerusalems und Babylons", heißt es z. B. in Kapitel 126 („Ein Kriegsbild"), „ein Jüngling, nachlässig auf den Rasen hingestreckt. Er sieht in den blauen Himmel hinein, er freut sich der linden Lüfte, er lauscht dem muntern Singen der Vögel und dem freudigen

Plätschern des nahen Bächleins. Sorglos spielt er mit den zierlichen Feldblumen oder läßt die glatten Kiesel durch die tändelnden Finger gleiten.

„Da schreckt ihn plötzlich fernes Getümmel aus seinen Träumen auf. Er blickt hierhin, er blickt dorthin. Es nahen, in Staubwolken gehüllt, Kriegerschaaren. Wohin fliehen? Es graut ihm, er bebt, er ahnt die Gefahr, und dennoch kann er sich nicht trennen von dem Kindertande, der ihn fesselt, dennoch fühlt er nicht Kraft genug, sich aufzuraffen.

„Ein Krieger sprengt an ihn heran und fordert ihn zur Theilnahme an dem Kampfe auf. Nimm, ruft er, waffne dich und folge mir; es gilt die Ewigkeit! Und der Kämpfer des Lichts hält dem erschrockenen Jüngling die strahlende Rüstung dar, er reicht ihm das blitzende Schwert und mahnt zur Eile, indem er auf die nahenden Feinde zeigt.

„Und unentschlossen, wie er ist, weichlich, feige, dem Ernste fremd, der kräftigen That abgeneigt, schiebt der Jüngling die dargebotene Waffe von sich oder läßt die aufgedrungene ohnmächtig der schlaffen Hand entgleiten. Traurig verabschiedet sich der himmlische Streiter und nimmt die verschmähte Gabe mit sich fort.

„Aber sieh, bereits umringen den kindisch Wimmernden Krieger aus Babels Lager. Fort mit uns! rufen sie und stecken drohend und dennoch lockend dem zitternden ihre feurigen Waffen entgegen. Und da er auch jetzt zaudert, so schwingen die Höllenjäger hohnlächelnd ihre Fangnetze und reißen den Umgarnten mit sich fort.

„Freund, gibt es solcher jämmerlichen Jünglingsgestalten nicht genug?"

Aehnlich lebhaft, oft noch überwältigender durch die Wucht der Gedanken ist die Darstellung in vielen Kapiteln. Wenn je ein gedrucktes Buch den lebendigen Vortrag zu ersetzen vermag, so ist es dieses bescheidene Erbauungsbuch für gebildete Jünglinge, dank seiner trefflichen äußern Anordnung. Dem Inhalt nach ist es großentheils Frucht aus eigenen früheren Exercitien, aber auch aus den praktischen Unterweisungen, die er bei seinen wöchentlichen Congregationsvorträgen, sowie bei Jünglingsexercitien seinen jungen Freunden zu geben pflegte. „Die vielen Schrift-

stellen, die, wörtlich oder dem Sinne nach, miteingeflochten wurden, haben den Zweck, dem armen Menschenwerke eine höhere Weihe zu geben und die irdischen Worte mittels der Salbung des Heiligen Geistes wirksamer zu machen."

Eine andere kleine Arbeit ging nebenher. In vielen Klöstern herrscht der Gebrauch, für die verschiedenen Monate den einzelnen bestimmte Heilige, deren Fest in diesem Monat von der Kirche begangen wird, als besondere Patrone zuzutheilen. Hierfür nun suchte er kleine Tafeln zusammenzustellen, die in wenigen Sätzen ein Lebensbild des Heiligen enthalten, eine an ihm besonders hervortretende Tugend zur Nachahmung empfehlen und nebst dem Kirchengebet zum Heiligen irgend eine entsprechende fromme Praxis und einen frommen Wahlspruch für den Monat an die Hand geben sollten. Um für die zwölf Monate des Jahres auch für große Genossenschaften solche Tafeln in der gehörigen Mannigfaltigkeit und zugleich gehaltvoll und ansprechend herzustellen, bedurfte es einer umfassenden Kenntniß des Lebens der Heiligen. Das aber war ihm gerade erwünscht. Er studirte sich hinein, gab 1857 seine Heiligentafeln im Druck heraus, für sich selbst aber bewahrte er sein Leben lang eine seltene Vertrautheit mit der Heiligengeschichte der katholischen Kirche und wußte später in seinen sonntäglichen Ansprachen und seinen Exercitienvorträgen gerade durch packende Züge aus dem Leben der Heiligen oft einen wunderbaren Eindruck hervorzubringen.

Wie seine Stellung als Präses einer Congregation von gebildeten Jünglingen zu den „Gedanken und Rathschlägen" die Veranlassung wurde, so entstammt ein anderes Werk seiner gleichzeitigen Thätigkeit als Dirigent von zwei Männerchören. Schon in Belgien hatte er sich theils aus Neigung, theils von Amtswegen mit der Musik viel beschäftigt, hatte Chöre dirigirt und mit Erfolg eigene Compositionen an die Oeffentlichkeit gebracht. Und doch mußte er jetzt vollauf die Erfahrung machen, wie schwer es zu jener Zeit noch war, ein reichhaltiges Repertorium von würdigen lateinischen Kirchengesängen für Männerstimmen zusammenzubringen. „Mühevolles, zeitraubendes Aufsuchen, Zusammentragen, Arrangiren und Ausschreiben" blieb ihm nicht erspart. Mochten auch die Congreganisten für ihre sonntäglichen Ver-

sammlungen auf großartige kirchenmusikalische Leistungen nicht Anspruch erheben, sondern nur durch einfache fromme Lieder ihre Andacht nähren, so mußte doch wenigstens auch hier für Passendes gesorgt werden. Mehr der Sorgfalt bedurfte es für den Chor der Scholastiker, der den gemeinsamen Gottesdienst in der Kapelle der Friedrichsburg verherrlichte, an größeren Festtagen aber und außergewöhnlichen Gelegenheiten in der Jesuitenkirche in der Stadt den Kirchengesang übernahm. In jene Zeit des Prüfens und Suchens scheinen auch mehrere kritische Aufsätze über Kirchenmusik zu fallen, die er gelegentlich veröffentlichte. 1859 ließ er ein kleines Liederbuch mit 100 Nummern deutscher und lateinischer Kirchenlieder drucken, zunächst nur zum Gebrauch der beiden von ihm geleiteten Chöre, insbesondere der Congreganisten. Aus diesem bescheidenen Anfang entwickelten sich dann die beiden größeren, noch jetzt werthvollen Liedersammlungen, von denen die lateinische eben im Druck begriffen war, als der Befehl der Oberen ihn von Münster abrief. Lange wußte er nicht, ob es ihm möglich sein würde, auch die entsprechende deutsche Liedersammlung folgen zu lassen. Es gelang ihm als Superior in Bonn 1864/5.

6. Wirksamkeit in Bonn.

Sieben Jahre lang hatte P. von Doß in rastloser Thätigkeit in Münster gewirkt. Der erste Eifer, den er als neugeweihter Priester dahin mitgebracht, war noch nicht erkaltet, hatte sich im Gegentheil immer mehr entflammt. Am 15. August 1857, dem Fest der Himmelfahrt Mariä, abermals einem Samstag, hatte er hier die letzten Ordensgelübde abgelegt und so noch das letzte Band geschlungen, das die Söhne der Gesellschaft Jesu an den Orden knüpft. Die Vorsehung hatte ihm jetzt ein anderes Arbeitsfeld bestimmt. Ohne etwas zu ahnen, arbeitete

er noch ruhig in Münster im gewohnten Geleise, als er am 10. October 1862 bei den Patres zu Bonn als neuer Oberer der dortigen Häuser verkündet wurde. Samstag den 11. October verließ er Münster, um im bischöflichen Knabenseminar Gaesdonk zuerst den hochwürdigen Professoren, dann auch den 120 Zöglingen abermals die Exercitien zu geben und anderen seelsorglichen Arbeiten nachzugehen, nach deren Beendigung er sich in Bonn einstellen sollte. Am 25. October bei seiner Ankunft daselbst erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß er Oberer der beiden Häuser in der Stadt und auf dem Kreuzberg geworden und als solcher längst officiell verkündet sei.

Die Zahl seiner neuen Untergebenen war allerdings eine nicht sehr beträchtliche. In beiden Häusern zusammen waren es 9 Priester, 3 Scholastiker, die an der Universität Naturwissenschaften studirten, und 11 Laienbrüder. Aber an Arbeit und Sorgen sollte es trotzdem nicht fehlen. Ein Jahr zuvor hatten die Oberen beschlossen, vor dem Neuthor eine Kirche und eine Wohnung für die in der Seelsorge thätigen Patres zu errichten, zu welchem Zwecke von einem Wohlthäter testamentarisch ein Grundstück hinterlassen worden war. Schon hatten die Patres in Rücksicht auf die bevorstehende Veränderung und um dem Bauplatz näher zu sein, die alte Wohnung verlassen und ein nothdürftig eingerichtetes kleines Haus in der sogenannten Maarfläche bezogen. Die vorbereitenden Schritte zum Beginn des Neubaues waren geschehen, und am Tag bevor der neue Superior eintraf, hatte man mit den Fundamenten der künftigen Priesterwohnung begonnen. Der Plan zu Kirche und Haus war von einem der Patres selbst, einem erfahrenen Architekten, entworfen. Derselbe Pater sollte jetzt, zugleich Minister und Procurator der kleinen Niederlassung, den Bau persönlich leiten. Es war natürlich für den neuen Superior eine wesentliche Erleichterung und Beruhigung, dieses für den Augenblick drängendste Geschäft in so zuverlässigen Händen zu wissen. Schon bald nach seiner Ankunft entschloß man sich, von der Priesterwohnung, deren Fundamente bereits gelegt waren, einstweilen abzusehen und ausschließlich den Bau der neuen Kirche zu betreiben. Nun aber kam die Frage

an den Superior, wem die neue Kirche zu weihen sei. Von Jugend an hatte er eine kindliche Verehrung zu Maria im Herzen gehegt und hätte gar gerne die Kirche unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß zu ihrer Ehre der Vollendung zugeführt. Aber auch dem hl. Joseph hätte er sie gerne geweiht. Sollte doch nach seinem Wunsche diese Kirche vor allem der Männerseelsorge dienen, Männer sollten dort im Glauben befestigt, Männer für den Glauben herangezogen, Männer zum Glauben zurückgeführt werden. Wie konnte er da einen passendern Patron und einen mächtigern und hilfreichern finden, als jenes in seiner heiligen Einfachheit so erhabene Vorbild der christlichen Männerwelt? Doch zuletzt entschieden besondere Gründe dafür, daß dieses neue Gotteshaus sich erheben solle als Huldigung und Ehrendenkmal für das göttliche Herz Jesu. Der Hauptgrund war, weil fast in ganz Deutschland keine Kirche bekannt sei (im Jahre 1862), die dem göttlichen Herzen geweiht wäre. Es war deshalb der Wunsch der Patres, durch dieses Vorangehen etwas zur Ausbreitung der segensreichen Andacht zum göttlichen Herzen beizutragen, als echte Söhne der Gesellschaft Jesu. Dazu kam die eigenthümliche Beobachtung, daß alle wichtigen Ereignisse und Abmachungen betreffs der neuen Kirche, die bisher äußerst günstig erfolgt waren, stets mit Tagen zusammentrafen, die mit der Verehrung des göttlichen Herzens besonders in Bezug standen. Mit Freuden gab denn auch der Ordensgeneral seine Zustimmung zu dem getroffenen Entscheid. Eine andere schöne Anerkennung ward der getroffenen Wahl zwei Jahre später durch den edeln Cardinal-Erzbischof von Geissel, der von seinem Sterbebett aus kurz vor seinem Tod den Patres an der neuen Herz-Jesu-Kirche Reliquien der seligen Maria Margaretha Alacoque, jener vorzüglichen Verehrerin des göttlichen Herzens, zusandte, die er bis jetzt in seinem Besitz gehabt.

Viele und große Schwierigkeiten, die von Anfang an dem ganzen Unternehmen entgegengestanden hatten, lösten sich nun bald, wie vor einer höheren Macht, und am 6. März 1863, am ersten Freitag des Monats, schritt man zur feierlichen Grundsteinlegung. Dank dem frommen Eifer der braven Katholiken Bonns gestaltete sich diese Feierlich-

keit zu einem großartigen Fest, wie die Patres es auch nicht zu denken gewagt hatten. An der großen Procession, die nach dem feierlichen Hochamt von der St.-Martins-Kirche zum Bauplatz hin sich in Bewegung setzte, betheiligten sich nicht nur der gesammte Clerus der Stadt und viele Priester der Umgegend, sondern auch der Magistrat mit den Bürgermeistern, der Fabrikrath der verschiedenen Pfarreien, der St.-Vincenz-Verein, die Schützengesellschaft, der zahlreiche städtische Gesangverein, der nicht wenig zur Hebung des Festes beitrug, die verschiedenen Congregationen und Bruderschaften mit ihren Fahnen, ein stattliches Heer katholischer Männer — ein erhebender Anblick für alle, ein Trost besonders für den Superior, dem es die thatsächliche Versicherung war, daß er auf fruchtbarem Erdreich die Arbeiten in der Seelsorge beginne. Frauen waren mit Absicht ganz fern gehalten worden. Das in lateinischer Sprache abgefaßte Document, das man unter dem Grundstein barg, lautete:

„Zum Ruhm
des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes
und des Heiligen Geistes,
Zu Ehren
der seligsten, ohne Makel empfangenen Jungfrau, des hl. Ignatius, Stifters der Gesellschaft Jesu, des hl. Aloysius,
Bekenners aus der Gesellschaft Jesu, und Patrons
der Jugend,
Unter dem Titel
des heiligsten Herzens unseres Herrn Jesus Christus

hat Gerhard van Wehnem, Dekan und Pfarrer von St. Martin in der Stadt Bonn, kraft besonderer Delegation durch feierliche Legung des Grundsteins zu dieser Kirche und des anliegenden, zur Wohnung der in hiesiger Stadt wirkenden Väter der Gesellschaft Jesu bestimmten Hauses das Werk begonnen (fundamenta jecit), während Pius IX. die ganze Heerde Christi regierte, unter Se. Eminenz Cardinal von Geissel, Erzbischof von Köln, unter Wilhelm I., König von Preußen, Petrus Beckx, Generalobern der Gesellschaft Jesu, Anton Maria Anderledy, Provinzial der deutschen Ordensprovinz, Adolf von Doß, Oberen des Hauses von Bonn,

am 6. März, dem ersten, dem Herzen Jesu geweihten Freitag des Monats, 1863.

(Hier folgten die Unterschriften des Dekans von St. Martin, des P. Superior und von etwa 20 der angesehensten unter den Festtheilnehmern.)

Erbauen wird die Kirche mit Gottes Hilfe
P. Karl Wagner S. J.
Was somit Gott segnen möge!"

Im October desselben Jahres war die Kirche bereits unter Dach und der Thurm ragte auf der Epistelseite darüber empor. Jedermann war erstaunt über die Schnelligkeit, mit der das Werk voranschritt, zumal auch das Wohnhaus schon fast bis zum Giebel fertig stand. Aber nicht weniger staunten die Patres selbst, daß alles so gut sich abgewickelt hatte. P. von Doß und sein Architekt hatten mit leerer Kasse angefangen, von dem frühern Ankauf eines Gartens waren sie noch mit Schulden belastet. Gar oft wollte es nicht reichen und bangte es dem Minister-Architekten vor dem Samstag, da er nicht wußte, wie die Arbeiter bezahlen. „Aber jedesmal," heißt es im Jahresbericht der Patres, „kamen wir wieder glücklich durch, augenfällig durch die That belehrt, daß die Freigebigkeit Gottes gegen uns sich messe nach dem Maß unseres Vertrauens auf ihn." Die Katholiken von Bonn hatten in großmüthiger Weise des Unternehmens sich angenommen. Um die Patres in Bonn zu erhalten, hatten sie sich schon vorher durch Subscription zu einem jährlichen Zuschuß für dieselben auf drei Jahre anheischig gemacht, was wirklich für sie eine große Wohlthat war. Bei Gelegenheit der Grundsteinlegung war mancher schöne Beitrag gegeben worden und noch im Lauf des Jahres kamen von Zeit zu Zeit beträchtlichte Geschenke bald an Geld, bald auch an Baumaterial. Besonders aber hatte eine von den Patres veranstaltete Lotterie vieles für den Bau eingetragen. Für einen Theil der innern Einrichtung hoffte man auf die Munificenz einzelner besonderer Wohlthäter. In der That hatten bereits einige die Errichtung der Seitenaltäre für sich in Aussicht genommen, andere wollten das Fenster im Chor oder andere Fenster schenken. So schritt das Werk

rüstig voran, und am 21. Mai 1864, ehe noch die Kirche ganz vollendet war, feierte man daselbst zum ersten Mal das Opfer der heiligen Messe. Im Juli konnte man in die neue Wohnung einziehen. Aber auch die Kirche war jetzt vollendet. Nachdem am 12. Juni die Glockenweihe stattgefunden, vollzog an Stelle des Cardinals der Weihbischof Dr. Baudri von Köln die feierliche Einweihung. Für einen würdigen Gesangchor hatte P. von Doß bereits Vorsorge getroffen. Er hatte die jungen Handwerker dafür gewonnen und sie mit unermüdlicher Geduld, aber auch mit großem Erfolg von den elementärsten Anfangsgründen an durch seine Schule gehen lassen. Schon nach einigen Monaten konnten sie wetteifern mit den besten Gesangchören der Stadt. Dieser tüchtige Männerchor unter dem Titel des „Cäcilienvereins" übernahm hinfort die musikalischen Leistungen beim Gottesdienst unter der Leitung unseres Paters. Für den Dienst am Altar hatte der Superior bereits eine auserlesene Schaar aus den besten katholischen Zöglingen des Gymnasiums herangebildet.

So lange P. von Doß in Bonn weilte, verging kaum eine längere Zeit, ohne daß etwas Neues zur Ausschmückung und größeren Zierde des Gotteshauses geschehen wäre. Der Hochaltar ward aufgestellt, vom P. Architekten entworfen und von einem Laienbruder der Gesellschaft ausgeführt. Kirchenbänke und Beichtstühle folgten bald, einen der letzteren hatte der Bildhauer selbst zum Geschenk gemacht. Eine Wohlthäterin stiftete die Orgel. Ein schönes gemaltes Fenster, den Englischen Gruß darstellend, war das Geschenk junger adeliger Herren an der Universität; die marianischen Congregationen schenkten zwei kunstvolle Statuen, eine die seligste Jungfrau, die andere den hl. Aloysius darstellend. Aber auch bauliche Sorgen sollten P. von Doß nicht verlassen, so lange er die Stelle eines Oberen in Bonn bekleidete. Erst im letzten Jahre war es möglich, durch eine Mauer den Garten abzuschließen und ein entsprechendes Gewächshaus einzurichten, das auch im Winter die Kirche mit Blumen und Grünem versehen könnte.

Wichtiger als dies war jedoch, nach Herstellung des Gotteshauses den Gottesdienst so einzurichten, daß er, wahrhaft volksthümlich, auch wirklich erreiche, was den litur-

gischen Feierlichkeiten der Kirche stets als Ziel vorschwebt: die Andacht der Gläubigen und die Ehre Gottes zu fördern. Hierauf wurde nun alle Mühe verwendet, denn dem erfahrenen Obern erschien der Glanz und die Würde des Gottesdienstes nicht nur als der gebührende Zoll der Verehrung gegenüber der göttlichen Majestät, sondern auch als das wirksamste Mittel, Seelen zu retten, wie er es in den Jahresberichten ausdrücklich hervorhob. Wie die Leitung des Gesangchores, so hatte er auch die Homilie am Sonntag Vormittag, die Sorge für den Schmuck der Kirche und die Anordnung der gottesdienstlichen Feierlichkeiten sich selbst vorbehalten und zeigte für dieses letztere ein ganz außergewöhnliches Geschick. In den Weihnachtsfeiertagen lud die geschmackvoll aufgestellte Krippe des göttlichen Kindes, stets strahlend im Schmuck von Blumen und Kerzen, die Gläubigen zur Andacht, an den Sonntagen der Fastenzeit sprachen die abendlichen Betrachtungen über das bittere Leiden machtvoll in die Seele, und die Klänge des **Miserere** und **Stabat mater**, von seinem trefflichen Männerchor mit Verständniß vorgetragen, hinterließen einen tiefen Eindruck; in der Charwoche kamen die Gläubigen in großer Zahl, das heilige Grab zu besuchen; im Monat Mai lockte am frühen Morgen schon die einfache, aber erhebende Mai-Andacht. Mehr und mehr zeigte sich denn auch die Kirche an Sonntagen mit Andächtigen überfüllt, aber auch der Werktagsgottesdienst ward gut besucht. Noch mehr brachte der folgende Monat Veranlassung, allen Glanz des katholischen Cultus zugleich mit allem Eifer für die Rettung und Heiligung der Seelen zur Entfaltung zu bringen. 1864 war die Seligsprechung des P. Petrus Canisius, des ersten deutschen Jesuiten und Gründers der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, erfolgt, und es ziemte sich, dies freudige Ereigniß in gebührender Weise zu feiern. Aus praktischen Gründen, hauptsächlich um Sänger und Ministranten leichter um ihre Dienste ansprechen zu können, hatte man die Feier auf die Pfingsttage verlegt. Schon fünf Tage hindurch vor der eigentlichen dreitägigen Festfeier wurden am Morgen in der Frühmesse 5½ Uhr Vorträge über das Leben des Seligen gehalten und geeignete Gebete laut vorgebetet. Während

des Triduums selbst prangte der Chor der Kirche in einem Wald von Blumen. Auch die neue Orgel, obgleich noch nicht ganz fertig, wurde zum ersten Mal gespielt. Hervorragende Geistliche der Stadt, auch Priester aus dem Orden des hl. Dominikus und des hl. Franziskus, hatten die verschiedenen Festpredigten übernommen. P. von Doß wollte bei dieser Gelegenheit hinter seinen Bonner Ordensbrüdern nicht zurückstehen. Einer derselben hatte als Architekt, ein anderer als Bildhauer so viel zur Verherrlichung des Hauses Gottes gethan, jetzt wollte auch er, als Musiker, sein Scherflein zu dem gleichen erhabenen Zwecke beitragen. Trotz seiner erdrückenden Arbeitslast componirte er eine Messe zu Ehren des seligen Canisius, die bei der Feier von seinen Sängern mit Erfolg vorgetragen wurde und die er später (1867) im Druck veröffentlichte. Aber auch das erste Herz-Jesu-Fest in der neuen Herz-Jesu-Kirche durfte nicht ohne besondere Feierlichkeit vorübergehen. Mit dem vierzigstündigen Gebet vereinigt, zog es die Gläubigen mächtig an. Schon bei der Predigt war das Volk zu Thränen gerührt; die feierliche Sühne, am Abend des ersten Tages gleich nach der Predigt dem göttlichen Herzen dargebracht, wirkte Wunder der Bekehrung. Natürlich war alles aufgeboten, der Feier den höchsten Glanz zu verleihen. Mit nicht minder großem Zudrang des katholischen Volkes beging man die sechs Aloysianischen Sonntage, sowohl in der Herz-Jesu-Kirche wie in der alten Jesuitenkirche. Am dritten Sonntag wurde in der Herz-Jesu-Kirche allein an 400 Personen die heilige Communion ausgetheilt. Auch dieser Feier folgten großartige Bekehrungen. So hatte die Herz-Jesu-Kirche ihren Zweck erreicht. Sie sollte eine Stätte der Andacht und ein Herd kirchlicher Gesinnung werden für viele, vor allem für die Männer von Bonn, und das war sie geworden.

Doch über all den Sorgen für Bau und Baukosten, für Kirche und Gottesdienst war auch sonst das Geschäft der Seelenrettung nicht verabsäumt worden. Im Gegentheil schienen sich die Arbeiten für die Seelsorge stets zu mehren. Gerade in dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Bonn, wo geschäftliche Anliegen die wenigen Patres und ihren Obern so vielfach drängten, betrug die Zahl

der von ihnen gehörten Beichten um 6000 mehr als in den früheren Jahren. Schon die regelmäßige Thätigkeit der Patres in der alten Jesuitenkirche, im Beichtstuhl in St. Martin, St. Remigius, der Gymnasiastenkirche, im Convict, in der eigenen kleinen Hauskapelle war eine bedeutende; dazu kamen außerordentliche Arbeiten in der Fastenzeit und bei anderen kirchlichen Festzeiten, die Vorbereitung der Soldaten zur Osterbeicht u. s. w., auch die Sorge für die Waisenkinder in dem von den Schwestern vom armen Kind Jesu geleiteten Erziehungshaus. Um diese verwahrlosten Geschöpfe, deren christlicher Gesittung jene Ordensfrauen mit so großer Selbstaufopferung sich hingaben, nahm sich P. von Doß mit besonderer Liebe an, nicht ohne sichtbaren Erfolg. Mit der Stellung des Obern hatte der Pater zugleich die Leitung der Congregation der Universitätsstudenten übernommen. Wohl zählte sie in diesem ersten Jahre nicht weniger als 140 Namen, aber die bisherigen Gepflogenheiten und Einrichtungen wollten ihm für seine Art, auf junge Leute zu wirken, nicht recht passen. Er wartete nur auf die Vollendung der neuen Kirche, um dann die wöchentlichen Versammlungen dahin zu verlegen, aber auch bei Gelegenheit dieser Veränderung feste Statuten zu geben, deren die Congregation bis dahin entbehrt hatte. So geschah es denn auch gegen Ende des zweiten Semesters 1864. Es gelang ihm, diese Congregation zu hoher Blüte zu bringen; über die Hälfte sämmtlicher Studenten gehörte bald dazu. Und wie er es liebte, das katholische Selbstgefühl seiner jungen Freunde zu wecken, konnte er ihnen bald vorhalten: „Wir brauchen uns nicht zu schämen, wir bilden über die Hälfte der Akademie.“ Nicht zufrieden damit, gelang es dem unermüdlichen Seelenjäger, in demselben Jahr außer den bestehenden vier Congregationen noch eine fünfte, die der jungen Kaufleute, ins Leben zu rufen, deren Leitung er selbst in Händen behielt; die für junge Handwerker war schon im ersten Jahr seiner Amtsführung in Bonn gegründet worden, doch hatte er die Sorge für diese einem andern Pater übertragen. Ein Herzenswunsch wäre es ihm gewesen, auch für die Gymnasiasten eine eigene Congregation ins Leben rufen zu können. Sie zeigten so vielen Eifer und guten Willen,

brachten ihm so viel Vertrauen entgegen, kamen oft in großer Zahl auf sein Zimmer gezogen, empfingen die heiligen Sacramente fleißig. Aber wichtige Klugheitsrücksichten schreckten ihn davor zurück. Er begnügte sich, die Gelegenheiten, die sonst sich boten, für seine jungen Freunde vom Gymnasium etwas Gutes zu thun, um so eifriger zu benützen. So bewerkstelligte er es, wenigstens die besten katholischen Schüler der verschiedenen Klassen in die Scapulierbruderschaft aufzunehmen und sie dadurch wie mit einem unsichtbar einigenden Band unter dem besondern Schutz Maria's gegenseitig zu verbinden.

„Aber die Art seelsorglicher Thätigkeit," heißt es im officiellen Jahresbericht der Patres vom Herbst 1863, „die dieses Jahr am meisten blühte, waren die ‚Exercitien', welche einem großen Theil der Jugend wie auch der Männer dieser Stadt mit herrlichem Erfolg gegeben werden konnten. Die Veranlassung dazu gab der neue P. Superior, dem nach vieler und langjähriger Erfahrung und Uebung im Exercitiengeben diese Art der Thätigkeit, als die wirksamste zur Belebung des religiösen Geistes, vorzüglich am Herzen liegt. Anfang November gab er selbst 92 Theologen des Convicts dreitägige Exercitien. Desgleichen vom Aschermittwoch an die elf nächstfolgenden Abende in der alten Jesuitenkirche für die Männer, wobei die Herren vom St.=Vincenz=Verein mit gutem Beispiel vorangingen. Welch ein erhebendes Schauspiel, nahezu 500 Männer (zum Schluß der Exercitien) dem Tisch des Herrn sich nahen zu sehen! Am letzten Abend, nachdem der Schlußunterricht über die Beharrlichkeit zu Ende war und die Anwesenden mit hinreißender Gewalt in das Te Deum eingestimmt hatten, wollte man unsern Pater mit Fackeln nach Hause begleiten. Nur mit Mühe und durch größte Eile gelang es ihm, sich der Menge und einer solch ungewöhnlichen Ehrenbezeugung zu entziehen . . ." Des längern werden dann die segensreichen Früchte dieser geistlichen Uebungen geschildert, die zahlreichen Bekehrungen u. s. w. Dann fährt der Bericht fort: „An den Tagen, die dem Fest Mariä Verkündigung vorausgingen, wurden in gleicher Weise und mit gleichem Erfolg 600 Jünglingen (meist junge Handwerker) Exercitienvorträge gehalten. Da sah

man diese jungen Leute, wie sie am späten Abend nach hartem Tagewerk noch in die Kirche strömten und mit unverwandter Aufmerksamkeit an den Lippen des Predigers hingen. Am letzten Tag sah man sie zur Communionbank sich drängen, so daß ältere Männer, die in der Kirche zugegen waren, so ergriffen wurden, daß sie der Thränen sich nicht erwehren konnten. Den Eindruck, den das Ganze machte, kennzeichnet eine Aeußerung, die man von Religionsfeinden allenthalben hören konnte: ‚Seht nur, die Pfaffen kriegen wieder alles unter ihren Hut.'" In der zweiten Woche nach Ostern bot die erste heilige Communion der jüngeren Schüler des Gymnasiums eine willkommene Gelegenheit, 80 derselben, die theils in diesem Jahr dieser Gnade theilhaftig werden sollten, theils im vorhergehenden zuerst dieses Glück gehabt hatten, durch einen ihrem Alter angepaßten Cursus von Exercitien auf die Generalbeicht und die heilige Communion vorzubereiten. Ja, als im Juni desselben Jahres der Weihbischof von Köln nach Bonn kam, um nach sechs Jahren zum ersten Male wieder dort die heilige Firmung zu spenden, wußte der erleuchtete Eifer und die Klugheit des damaligen Religionslehrers den Umstand, daß die meisten Gymnasiasten noch nicht gefirmt waren, auszunützen, um P. von Doß Exercitienvorträge für das ganze Gymnasium in der Gymnasiastenkirche selbst möglich zu machen. Sie sollten gegeben werden als Vorbereitung auf das heilige Sacrament der Firmung. In der ganzen Angelegenheit ward der Pater von dem trefflichen Religionslehrer in selbstlosester und dabei umsichtigster Weise unterstützt, und ruhte denn auch sichtbarer Segen auf dem Unternehmen. Das Fest des hl. Aloysius, das noch in denselben Monat fiel, wurde dieses Jahr zum ersten Mal von den katholischen Gymnasiasten hochfeierlich begangen. Ganz aus freien Stücken kamen sie zu gemeinsamer heiliger Communion, zu Predigt und Festgottesdienst, viele hielten zum ersten Mal die sechs Aloysianischen Sonntage, und dies ganz öffentlich und ungescheut, zum erhebenden Beispiel für andere. Dieser umfassenden Thätigkeit seines ersten Jahres als Oberer entsprach die der beiden folgenden, wo sie durch zwei Umstände noch erleichtert wurde. Durch eine Veränderung in der Verwaltung der

Häuser war er der Sorge für die Niederlassung auf dem Kreuzberg gänzlich enthoben und konnte sich um so ungetheilter dem Dienst der Seelen hingeben, andererseits gewährte die jetzt vollendete neue Kirche mit ihrem erhebenden Gottesdienst seinen Bemühungen wesentlichen Vorschub. Es wiederholten sich die Exercitien im Convict und die für die Erstcommunicanten des Gymnasiums. In einem benachbarten Ort konnten 500 Männern und Jünglingen gemeinsam die Exercitien gegeben werden. Die Waisenkinder, Knaben und Mädchen, im Haus der Schwestern vom armen Kind Jesu bereitete er 1864 und 1865 durch eine Art von Exercitien zur ersten heiligen Communion vor. Auch in auswärtige Städte wurde er zu ähnlichem Zwecke gerufen, z. B. 1864 ins Priesterseminar zu Freiburg im Breisgau.

Noch vor Vollendung der Herz-Jesu-Kirche, im Advent 1863, war es gelungen, in St. Martin von drei auswärtigen Patres eine Volksmission abhalten zu lassen. Schon hatte der Oberpfarrer den Gedanken an diese Mission wieder aufgeben wollen, als es der Beredsamkeit und den Gründen unseres Paters gelang, alle seine Zweifel und Befürchtungen zu heben. Der Zudrang während der Mission war ein so gewaltiger, daß die Räume von St. Martin bald nicht mehr ausreichten und eine große Volksmenge noch im Freien vor der Kirche etwas von den Predigten zu erhaschen sich bemühte.

In den achttägigen Exercitien, denen sich P. von Doß bald nach seinem ersten Eintreffen in Bonn unterzog, hatte er für sein künftiges Wirken in dieser Stadt ein festes Programm entworfen. Es lautet wörtlich:

„Exercitien 1863. ‚Ihr seid nicht Euer eigen.‘ (1 Kor. 6, 19.)

„Gottes eigen bin ich: Also sein unmittelbarer Dienst muß mir vorzüglich am Herzen liegen. Somit Treue in den geistlichen Uebungen, wahre Innerlichkeit, häufiger Verkehr mit Gott!

„Dem göttlichen Herzen bin ich eigen, da mir die Vorsehung es übertragen hat, einen Tempel zu seiner Ehre zu bauen: Ich will Sorge tragen, diese Andacht in mir und anderen nach Kräften zu fördern.

„Den mir anvertrauten Untergebenen bin ich eigen: Ich will mich bemühen, ihnen zur Erbauung zu sein, alles aufbieten, ihnen in jeder Weise hilfreich zu sein, auf daß ihnen das Joch des Herrn wirklich lieblich sei und seine Bürde leicht werde.

„Dem Nächsten bin ich eigen, und namentlich der Jugend: Ich will mich aufopfern und zum Uebermaß aufopfern! Unverdrossen will ich arbeiten, mich bemühen, allen alles zu werden. Auf Dankbarkeit will ich nicht rechnen, allen Erfolg Gott anheimstellen!

„Mein eigen bin ich nicht: Möchte ich doch losgelöst werden vom eigenen Selbst!"

Diesem Programm war er treu geblieben. Im Flug waren über dem aufreibenden Schaffen des Superiors die ersten drei Jahre vorübergegangen, ein Zeitraum, nach welchem unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. wo nicht besondere Gründe es widerrathen, die Oberen in den Häusern der Gesellschaft Jesu gewechselt zu werden pflegen. Die Herz-Jesu-Kirche stand in frischer Schönheit da, mächtig lebte in den Männern von Bonn der kirchliche Geist, die fünf Congregationen waren in Blüte, am Gymnasium hatte ein kräftiger katholischer Kern sich gebildet. Noch im letzten Jahre waren, abgesehen von den Theologen des Convicts, zweimal für eine Anzahl Universitätsstudenten, einmal auch für 17 ältere Gymnasiasten von ihm die Exercitien gegeben worden, ebenso für die Erstcommunicanten in Euskirchen. Wie kräftig katholisches Leben in den Herzen der Bonner Bürger sich eingewurzelt hatte, wie groß zugleich das Vertrauen zu den Patres war, zeigte noch das letzte segensreiche Unternehmen, mit dem er seine Thätigkeit in Bonn beschließen sollte. Zur Vorbereitung auf die Gewinnung des Jubiläumsablasses von 1865 veranstaltete er abermals öffentliche Männer-Exercitien, diesmal in der Herz-Jesu-Kirche. 500 Männer, zum guten Theil Herren aus den angesehensten Familien der Stadt, und gleich darauf 700—800 Jünglinge betheiligten sich daran mit erhebendem Eifer. Nicht nur vor Sonn- und Festtagen, sondern die ganze Woche hindurch waren in jenem Monat die Beichtstühle umlagert, mehrere Patres waren aus-

schließlich mit Beichthören beschäftigt, allem Anschein nach war die Frucht dieser Exercitien eine außerordentliche. Um für so reiche Gnaden gebührend Dank zu sagen und die guten Eindrücke der Exercitien zu befestigen, ließ dann der Superior den Schluß des Jubiläums mit größter Feierlichkeit begehen. Bei der Predigt und dem feierlichen Segen war die Kirche so überfüllt, namentlich mit Männern, wie man es noch nie gesehen hatte. So war das Wirken in Bonn für unsern Pater gar schön und lieb geworden, und es schien, als solle es ihm noch länger vergönnt sein; denn schon hatte das neue Amtsjahr begonnen, mehrere Monate waren bereits über den dreijährigen Termin dahingegangen, fast alle im Hause, Patres wie Laienbrüder, waren gewechselt worden, nur der Superior war geblieben. Da, als alles wieder im ruhigen Gang war, kam völlig unerwartet gegen Ende Januar 1866 der Befehl, Bonn mit Mainz zu vertauschen und bei den Seelsorge-Arbeiten der dortigen Patres die Leitung zu übernehmen. Obwohl als Jesuit an solche plötzliche Veränderungen gewöhnt und auf jedes Opfer eingeschult, scheint es diesmal doch seinem Herzen schwer geworden zu sein. „Am 1. Februar (1866) verlasse ich Bonn," heißt es in seinen sonst so dürftigen und trockenen Aufzeichnungen, „die Stadt, die mir so lieb geworden ist, so viele mir überaus theure Jünglinge, und auch die Herz-Jesu-Kirche, das Theuerste, was ich auf Erden habe, und eile nach Mainz, um dort am 8. Februar als Superior verkündigt zu werden." Das Opfer, dessen Schwere selbst ein ehrendes Zeugniß ist für das Priesterherz, das sie gefühlt, sollte den Segen herabziehen auf seine fast siebenjährige Thätigkeit in Mainz, die schönste und fruchtreichste Zeit seines Lebens und Wirkens als Priester.

7. Mainz.

Inmitten der Wirren der kirchlich-politischen Revolution, die im 16. Jahrhundert unser deutsches Vaterland verwüstete, war still und unbeachtet ein bescheidener Ordens-

priester durch Deutschlands Gaue gezogen, der, ohne ein großer Prediger, ohne ein berühmter Gelehrter oder Träger eines großen Namens zu sein, auf das katholische Deutschland einen mächtigen und nachhaltigen Einfluß geübt hat. Köln, Mainz, Speier, Lüttich waren der hauptsächliche Schauplatz seiner mehrjährigen tiefgreifenden Wirksamkeit gewesen, auch in Löwen, Mastricht, Aachen hatte er vorübergehend gearbeitet, bis er nach längerem Aufenthalt im Ausland im August 1546 zu Rom aus diesem Leben schied. Was er wirkte, erreichte er hauptsächlich durch seinen Privatverkehr, durch seine Thätigkeit als erfahrener und liebreicher Beichtvater und mehr noch durch Ertheilung von Exercitien, worin er eine außergewöhnliche Meisterschaft besaß. Was seinen Ordensbrüdern am meisten an ihm auffiel, war nebst dem hinreißenden Einfluß, den er auf jüngere Mitglieder des Ordens, Novizen wie Scholastiker, ausübte, die eigenthümliche Gabe, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit und seine Exercitien zahlreiche junge Leute für den Priesterstand, Ordensstand und namentlich für den Eintritt in die Gesellschaft Jesu zu begeistern. Die Zahl der durch ihn gewonnenen neuen Mitglieder war eine ganz außerordentliche. Dieser Mann war P. Petrus Faber[1], den die Kirche jetzt als Seligen verehrt, dem zwei andere leuchtende Gestirne am Himmel der katholischen Kirche, der hl. Franz Borgia und der sel. Petrus Canisius, den Beruf zur höheren Vollkommenheit — soweit durch einen Menschen ein solcher vermittelt werden kann — zu verdanken haben. So fruchtreich das Wirken dieses merkwürdigen Mannes in Worms, Speier und Köln gewesen, so war doch seine größte und glücklichste Thätigkeit für Deutschland seinem Aufenthalt im kurfürstlichen Mainz zugefallen, wo die Gunst des Cardinals Albrecht von Brandenburg ihn festhielt. Lange weilte er da und konnte von hier an den hl. Ignatius, seinen Obern, schreiben, wie es ihn nicht reue, Rom verlassen zu haben, um nach Parma zu gehen, wegen der großen Ernte an Seelen, die er dort gehalten,

[1] Vgl. Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu, von Rudolf Cornely (Freiburg, Herder 1873), z. B. S. 160. 172.

und wie es ihn aus eben diesem Grunde nicht reue, Parma mit Deutschland vertauscht zu haben, so reue es ihn auch jetzt nicht, von Speier nach Mainz gekommen zu sein, da die Frucht hier so überaus groß sei.“ Als Wohnung hatte ihm sein bischöflicher Gönner das Haus des Pfarrers Chunrad von St. Christoph angewiesen. In diesem Hause wurde auch von ihm der erste Deutsche für die Gesellschaft Jesu gewonnen, der sel. Petrus Canisius, der Ostern 1543 von Köln dahin gekommen war, um Exercitien zu machen, und daselbst auf seine Bitten die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu erlangte. Oft las Faber die heilige Messe in St. Christoph, und er erzählt gerne in seinem Tagebuch von den inneren Tröstungen, die er daselbst erfahren habe. „Am Tag des hl. Martyrers Georg,“ schreibt er einmal, „da ich in St. Christoph die heilige Messe las, fühlte ich großen Trost, indem ich lebhaft der Verherrlichung inne wurde, die Christus einst den Seelen wird zu theil werden lassen. Insbesondere aber empfand ich jene Freigebigkeit Christi, die er den Seinigen für ihre guten Werke erzeigen wird, indem er einem jeden nach den guten Werken vergelten wird, die er im Glauben an ihn vollbracht hat.“ Mit vorzüglicher Verehrung und Andacht erfüllte ihn das wunderthätige Crucifix, das noch jetzt in St. Christoph mit Ehrfurcht bewahrt wird.

In dieses selbe St. Christoph sollte nun, nach mehr denn 300 Jahren, ein anderer Priester der Gesellschaft Jesu seinen Einzug halten, der letzte auf lange Zeit, dem dort zu wirken vergönnt sein sollte. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der erste und der letzte Jesuit in St. Christoph in Bezug auf die Art und den Erfolg ihrer Wirksamkeit so auffallend viele, oft überraschende Vergleichungspunkte bieten, gleich als sollte der Thatsachenbeweis geführt werden, daß die nach ihrer Unterdrückung wieder erstandene Gesellschaft Jesu von der ursprünglichen Idee ihres Ordens um kein Haarbreit abgewichen, und daß die Jesuiten, die man 1872 aus Mainz und aus ganz Deutschland verjagt, durchaus dieselben sind, die 1542 ein Albrecht von Brandenburg um jeden Preis in Mainz erhalten wollte.

Mainz, vormals „die erste katholische Stadt Deutschlands“, einst der Metropolitansitz des hl. Bonifatius, war

infolge der französischen Revolution und der damit zusammenhängenden Wirren in der Stadt selbst, wie durch die darauffolgenden Kriegszeiten in seinen kirchlichen Verhältnissen sehr herabgekommen. Nur hervorragenden Persönlichkeiten, die seitdem den Mainzer Bischofsstuhl geziert haben, dem Kreis ausgezeichneter Priester, die diese um sich sammelten, und dem unentwegten Verfechter echt kirchlicher Grundsätze, dem Mainzer „Katholik", ist es zu verdanken, daß trotzdem diese Stadt nie aufhörte, für das katholische Deutschland von hoher Bedeutung zu sein. Bei der ersten kirchlichen Organisation nach den Revolutionsstürmen wurden für die Seelsorge in Mainz, das damals weit unter 20 000 Katholiken zählte, im ganzen fünfzehn Priester angestellt, und so war es noch unter dem hochseligen Bischof von Ketteler, ewig unvergeßlichen Andenkens für die Katholiken Deutschlands, obgleich unter ihm die Zahl der Gläubigen sich bereits nahezu verdoppelt hatte. Man zählte in den sechziger Jahren, abgesehen von der Garnison, wenigstens 30 000 Katholiken. Außer den regelmäßigen Pflichten der Seelsorge für die Bewohner der Stadt wie die oft zahlreich hereinströmenden Landleute der Umgegend oblag jenen fünfzehn Priestern die Sorge für die vielen Pfarrschulen und eine große Zahl von Privatinstituten, deren die Stadt ungewöhnlich viele zählte. Der Mißstand, der aus dieser Ueberbürdung sich ergab, war um so größer, als die Verhältnisse von Stadt und Land für katholischen Glauben und kirchliches Leben nichts weniger als günstig waren. Die braven Katholiken, die Mainz noch zählte, die „7000, die noch vor Baal das Knie nicht gebeugt" [1], lebten inmitten einer Ueberzahl von Ungläubigen oder Andersgläubigen. Freimaurerthum und Judenthum standen in Blüte und die katholische Mainzer Jugend mußte in solcher Atmosphäre aufwachsen. Bischof Wilhelm Emanuel war nicht der Mann, hier mit verschränkten Armen zuzusehen. Da er nicht Geld hatte, neue Pfarrstellen zu fundiren, so beschloß er nach dem Vorbild der großen katholischen Bischöfe einer gläubigen Vorzeit, für seine Bischofsstadt Ordenspriester zu Hilfe zu rufen. Seine Wahl

---

[1] 3 Kön. 19, 18.

fiel auf die Jesuiten, die er von Kindheit an gekannt, unter deren Leitung er in Brig die ersten Studien gemacht hatte. Auf seine Einladung hin kamen 1859 einige Patres nach Mainz, um an der kleinsten und am schlechtesten fundirten dortigen Pfarrei St. Christoph mit der durch Alter sehr heruntergekommenen Kirche vorläufig den Dienst zu übernehmen. Die Verwaltung der Pfarrei besorgte der am nächsten wohnende Pfarrer von St. Quintin. Es war genug, daß die Patres als Beichtväter und Prediger an dieser und anderen Kirchen wirken konnten und aushelfen, wo es Noth that. Daß er sich bei der Gesinnung aller kirchenfeindlichen Elemente gegen die Gesellschaft Jesu infolge dieser Anordnungen auf einen Sturm von Widerstand gefaßt halten mußte, mochte dem muthigen Oberhirten von vornherein klar sein. Aber er war der letzte, der aus Feigheit zu einem Compromiß mit den Kirchenfeinden die Hände geboten hätte oder aus Furcht vor unberechtigtem Widerstand auch nur einen Schritt von dem zurückgetreten wäre, was er als katholischer Bischof für recht und gut und für seine Heerde ersprießlich hielt. Die Gesellschaft Jesu war ein von der Kirche und ihrem Oberhaupt anerkannter und gutgeheißener Orden, er glaubte einiger ihrer Mitglieder sich mit Nutzen für seine Diöcese bedienen zu können, niemand hatte das Recht und niemand hatte damals noch die Macht, ihn daran zu hindern, wenn er es wollte. Daß er den Muth hatte, es zu wollen, und die Kraft und Klugheit, trotz der endlosen Schwierigkeiten, die man ihm bereitete, seinen Willen durchzusetzen, war allein schon ein moralischer Sieg über das gesammte kirchenfeindliche Lager. Er sollte der Welt zeigen, was ein katholischer Bischof sei, und was ein einziger muthvoller Mann auf dem bischöflichen Throne vermöge. Er versäumte indes nicht, dem großherzoglich hessischen Ministerium über die Berufung der Jesuiten und den Charakter dieser Berufung sofort eingehendsten Bericht zu erstatten, so daß das großherzogliche Ministerium von Anfang an auch darüber aufgeklärt war, daß es sich hierbei lediglich um eine Aushilfe in der Seelsorge handle. Die Regierung war es zufrieden, nicht so die kirchenfeindliche Partei in Hessen, die in Zeitungen, Broschüren und Reden fort-

während dem bethörten Volk das Schreckbild des „Jesuitismus“, „Ultramontanismus“ und „Romanismus“ vorzuhalten sich beeiferte. Seit vollends die Neuwahlen sowohl für den Mainzer Stadtrath als für die zweite Kammer Ende 1862 so ungünstig ausgefallen waren, hatte sich das Gerücht verbreitet, man rüste mit allem Nachdruck zu einem entschiedenen Vorgehen gegen das kirchliche Lager, und die kirchenfeindlichen Blätter von Mainz und Frankfurt „spielten wacker auf zum Tanz“. Was der edle Bischof in einer Broschüre 1864 „das bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Verbrechen einer systematischen Verleumdung“ nannte, das „noch empörender sei, als der Despotismus, welcher in der Verfolgung und Unterdrückung der Gesellschaft Jesu im 18. Jahrhundert sich kundgab“, wurde gegen die fünf Patres, die als Hilfspriester im Pfarrhaus von St. Christoph wohnten, nach Kräften in Schwung gebracht. Das Jahr 1863 begann mit einem ebenso niedrigen als lügenhaften Pamphlet, das gegen jene Männer die gröbsten Anschuldigungen schleuderte. Zwar wurde der Verfasser dieser Broschüre vom Gericht wegen „Verleumdung“ erst zu sechs Monaten, dann zu zwei Jahren Gefängniß und Tragung aller Kosten verurtheilt, aber sein Machwerk war das Signal zu einem allgemeinen Angriff auf Bischof, Clerus und namentlich die Jesuiten. Die Patres, um der Verleumdung von Anfang an entgegenzutreten, reichten dem Bischof eine Protestation ein gegen die über sie ausgestreuten Beschuldigungen, konnten aber dadurch öffentliche Kundgebungen ihrer Feinde in Wort und Schrift nicht verhindern. Schon im Mai kam bei der Debatte über eine neue Kirchenvorlage die Jesuitenfrage in der Kammer zur Erörterung. Besonders die Studentencongregation, sechzig Gymnasiasten unter der religiösen Leitung eines Paters, erschien der Kammer wie den religionsfeindlichen Zeitungen eine sehr bedrohliche Erscheinung. Das neue Gesetz sollte bezwecken, die katholische Bevölkerung vor der Tyrannei der Jesuiten und dem Ultramontanismus zu schützen. Aber der gesammte Clerus erließ dagegen eine feierliche Protestation, fast alle Pfarreien der Diöcese sandten Proteste an den Großherzog, an die erste oder zweite Kammer, der streitbare Oberhirt erließ einen öffentlichen Brief an einige der Wortführer des Abge-

ordnetenhauses zur Beleuchtung ihrer Wahrheitsliebe, das „Mainzer Journal“ kämpfte muthig den heißen Kampf, und ein Zeitgemälde, von Meisterhand entworfen, „Mainz im Jahre 1863“, beleuchtete wie eine helle Fackel das dunkle Kampfgewühl zum Wahrzeichen für alle rechtlich Denkenden nah und fern. Noch war man nicht müde. Im October stellte der protestantische Superintendent Z.... im Herrenhaus den Antrag auf Ausweisung der Jesuiten aus Mainz und, da seinen Declamationen von Dr. Moufang die verdiente Abfertigung wurde, trat im November der Mainzer Stadtrath selbst mit einer Eingabe hervor. Die edeln Stadtväter von damals erhoben in dieser Eingabe an die Stände gegen ihren großen Bischof, damals den schönsten Ruhm ihrer Stadt, die Anklage: „er habe die Privatrechte der Stadt verletzt“ und durch die ungesetzliche Verfügung über St. Christoph „einer Kränkung des öffentlichen Rechtsbewußtseins“ sich schuldig gemacht, welches doch „eine Hauptsäule der staatlichen Ordnung“ bilden solle. Es verstoße gegen die Gesetze, daß Jesuiten sich in Mainz niederlassen, daß ihnen vom Bischof die Pfarrwohnung von St. Christoph überlassen und gottesdienstliche Verrichtungen übertragen werden. Der Bischof, schlagfertig wie immer, antwortete mit seiner Broschüre „Die Jesuiten in Mainz“ 1864 und nach dem Referat über die Beschwerde des Stadtraths in der Kammer abermals mit seinem „Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz“ noch im gleichen Jahre. Dennoch entschied das Abgeordnetenhaus, soweit es an ihm lag, fast einstimmig gegen die Jesuiten, glücklicherweise ohne dadurch den Patres das Geringste schaden zu können.

Es gab aber auch noch Katholiken in Mainz, und es war, als ob jeder neue Schlag sie kräftiger, muthiger und zahlreicher mache. Mitten in diesen Stürmen traten mehr denn 200 katholische Männer zum „katholischen Casino“ zusammen; eine marianische Congregation für junge Kaufleute wurde von einem der Patres gegründet, 20 junge Männer machten den Anfang. Die Handwerker-Congregation stand schon in großer Blüte, die der Gymnasiasten nahm gerade infolge der Angriffe, die sie von den Kirchenfeinden erfahren hatte, neuen Aufschwung. Den Patres

aber stellte 1864 der Oberhirt in einer seiner Schriften das Zeugniß aus, daß sie bei einem großen Theil der Bevölkerung das vollste Vertrauen genössen. „Ihre Kirche ist angefüllt, ihre Predigten werden ohne Unterlaß von einer großen Volkszahl und namentlich von Männern aus allen Ständen besucht, sehr groß ist die Zahl derer, welche bei ihnen die heiligen Sacramente empfangen, sie werden täglich zu Kranken und Sterbenden gerufen.“ Was aber die Patres selbst mit Freudigkeit und Dank in ihren Jahresberichten hervorheben, ist, daß sie das Wohlwollen und Vertrauen des verehrten Diöcesanbischofs und seines trefflichen Clerus in und außerhalb der Stadt genossen. Reichlich war ihnen Gelegenheit zu apostolischem Wirken geboten, ihre Congreganisten, selbst ganz junge Leute schon, zeichneten sich aus wie durch religiösen Eifer, so durch Muth und Charakterfestigkeit.

So standen die Dinge, als P. von Doß als neuer Superior seine Arbeiten in Mainz aufnahm. Das eben beschlossene Jahr 1865 war bedeutend ruhiger verlaufen als die früheren. Es schienen sich die Feindseligkeiten und Gehässigkeiten erschöpft zu haben, gewachsen war hingegen die Arbeit für die fünf Patres. Außer dem regelmäßigen Pfarrgottesdienst in St. Christoph und den vielen außerordentlichen Seelsorge-Arbeiten, wozu sie nach verschiedenen Theilen Süddeutschlands eingeladen wurden, oblag ihnen die Leitung von vier marianischen Congregationen, die sie nach den Traditionen ihres Ordens nicht als Nebenbeschäftigung, sondern als ein Amt von großer Wichtigkeit betrachteten. P. von Doß übernahm zunächst die Congregation der Herren und Bürger, die sein Vorgänger bis dahin geleitet hatte; im übrigen war sein Wirken nur die Fortsetzung von dem, was er in Bonn mit so großem Erfolge geübt und erprobt hatte. Gleich im Mai veranstaltete er eine allabendliche, sehr anziehende Mai-Andacht, wozu er alles aufbieten ließ, was die Frömmigkeit anregen konnte. Im Juni wurden die Aloysianischen Sonntage mit größter Feierlichkeit begonnen. Die drei Jünglings-Congregationen der Gymnasiasten, Kaufleute und jungen Handwerker vereinigten sich dazu. Predigt, Gesang und gemeinsame Gebete verfehlten ihre heilsame Wirkung nicht, aber leider

verhinderten die Unruhen des Krieges für dieses Jahr die Fortsetzung der sechswöchentlichen Andacht. Noch glänzender gestalteten sich die kirchlichen Feierlichkeiten in St. Christoph im folgenden Jahr. Besondere Veranlassung bot an Ostern die Einführung der Sacramentsbruderschaft, die der fromme Bischof, selbst ein großer Verehrer des allerheiligsten Altarssacramentes, in allen Pfarreien angeordnet hatte. St. Christoph erlebte bei dieser Feier einen solchen Menschenzudrang, daß es kaum möglich war, im Innern der Kirche die Procession zu halten. Ganz ähnlich ging es bei der großen Säcularfeier des Todes der Apostelfürsten, zu der St. Christoph alle Pracht aufgeboten hatte. Die Krone aller kirchlichen Festlichkeiten aber, die unter unserem Pater in St. Christoph statthatten, bildete das fünfte Centennarium des Mainzer heiligen Kreuzes, das eine ganze Woche lang begangen wurde.

Auch der Zustand von Haus und Kirche nahm die Aufmerksamkeit des neuen Obern bald in Anspruch. Das Haus wurde von außen völlig, von Innen fast völlig erneuert, und in der Kirche begannen die Restaurationsarbeiten, die ihn fortan bis zum letzten Tage in Mainz beschäftigen sollten, mit verschiedenen zweckmäßigen Veränderungen und Einführung einer bessern Beleuchtung durch Gas.

Der besondern Seelsorge für die Jugend hatte jedoch der „Jugendapostel" mit seiner Uebersiedelung nach Mainz keineswegs entsagt, im Gegentheil bot sich ihm gerade hier das herrlichste Feld. Freilich hatte er für das erste Jahr die Sorge für die Männer-Congregation übernehmen müssen, aber schon nach fünf Monaten kam die der Gymnasiasten hinzu, deren bisheriger Präses seiner Abberufung entgegensah, noch einige Monate später war die Männer-Congregation einem andern Pater übertragen, dafür die der jungen Kaufleute sammt der der Gymnasiasten in seinen Händen. Die Gymnasiasten-Congregation zählte Herbst 1867 bereits über 100 Mitglieder. Dasselbe Jahr hatte die Patres auch noch mit der Sorge für eine fünfte Congregation (der Lehrlinge) betraut, welche bis dahin ein hochverdientes und hochangesehenes Mitglied des Domcapitels mit bewundernswerther Hingabe geleitet hatte. P. von Doß übernahm deren Leitung nicht selbst, wegen zu großer an-

derer Lasten, und begnügte sich mit dem indirecten Einfluß, der ihm als Oberem vorbehalten war. Dagegen gelang ihm nach großen Mühen und Sorgen und Ueberwindung von unsäglichen Schwierigkeiten 1869 die Gründung einer besondern Congregation für die Realschüler. Am 28. Februar ward sie feierlich errichtet und unter den Schutz des hl. Aloysius gestellt. Bei dem würdigen Religionslehrer fand der Pater hierbei volle Unterstützung. Die junge Congregation zählte schon im ersten Jahre 80 Sodalen und zeigte großen Eifer, das erhebende Beispiel der Congreganisten des Gymnasiums nachzuahmen. Dieses sein Schmerzenskind mußte natürlich unter seiner besondern Obhut bleiben, und von nun an bis zu seinem Scheiden aus Mainz war er Präses von drei Jünglings-Congregationen, die alle drei über 100 Mitglieder zählten. Jedes dieser Mitglieder hatte in ihm einen Freund und Vater, wie es keinen erfahrenern, sorglichern und aufopferndern finden konnte.

Aber wenngleich schon so durch die Seelsorge für die Jugend über die Maßen in Anspruch genommen, begnügte sich damit sein apostolischer Eifer noch nicht. In der christlichen Heranbildung der Jugend sah er die größte, wichtigste Aufgabe für den katholischen Priester in unserer Zeit. Immer kehrt dies in seinen Jahresberichten wieder: „Die Sorge für die heranwachsende männliche Jugend gehört zu unseren vorzüglichsten Arbeiten in hiesiger Stadt, unsere Mühen gelten vielfach den Jünglingen und Knaben, denn ganz sicher hängt von der Jugend, besonders hier in Mainz, der Wiederaufbau des Hauses Gottes ab.“ Das Vertrauen des edeln Bischofs wie seines würdigen Clerus kam hier dem Streben unseres Paters aufs glücklichste entgegen. Schon vorher wurden die Zöglinge des Gymnasiums, der Realschule, der von Ordensbrüdern geleiteten Marienschule und einer andern Privatschule zu ihren regelmäßigen Beichten den Patres in St. Christoph zugeführt. 1865, im Jahr der Canisiusfeier, hatten diese auch mit Freuden den regelmäßigen Religionsunterricht in der Marienschule übernommen, die damals 180—200 Schüler zählte, aber schon 1870 über 300 Schüler hatte, unter denen 27 Interne, die meisten der übrigen die Kin-

der Mainzer Bürger. Von Anfang an hatten die Patres mit Eifer der Sache sich angenommen, aber besonders P. von Doß, der der blühenden Anstalt alle Liebe und Aufmerksamkeit zuwendete, dem deshalb auch die guten Schulbrüder mit Dankbarkeit und Anhänglichkeit in jeder Weise zuvorkamen. 1863 hatte der rastlos thätige Oberhirt der Mainzer Diöcese sich entschlossen, ein Asyl für Waisenknaben in Kleinzimmern, nicht gar weit von der Stadt, ins Leben zu rufen. Da er nach längerem Suchen keine Ordensgenossenschaft fand, die in der Lage gewesen wäre, die Verwaltung zu übernehmen, so entwarf er selbst den Plan zur Gründung einer eigenen Genossenschaft. Brave Männer, die Beruf zum klösterlichen Leben und zugleich die Fähigkeit besaßen, sei es als Lehrer im Elementarunterricht, oder als Meister im Handwerk, die Waisenknaben zu unterrichten, sollten gesammelt und für das geistliche Leben herangebildet werden. Sie sollten „Brüder vom hl. Joseph" heißen, ein eigenes Ordenskleid, gemeinsame Lebensregel und Gelübde haben, ihren Händen die Waisen anvertraut werden. Ein Priester wohnte bei ihnen im Haus, mit der Leitung des Ganzen beauftragt. Aber für die ersten Jahre, bis das Werk einmal recht im Gang, und ein recht religiöser Geist bei der jungen Genossenschaft in Blüte sei, hatte das Vertrauen des Bischofs die geistliche Oberleitung dem Obern der Patres von St. Christoph übertragen. Das war nun so recht eine Arbeit für P. von Doß. Hatte er doch als Oberer in Bonn drei Jahre lang mit besonderer Sorgfalt und Liebe der Waisenkinder sich angenommen und ihrer Seelen gewartet. Anleitung von Novizen aber zum Ordensleben, Seelenleitung von angehenden Ordensleuten war nicht minder für ihn der Gegenstand langjähriger Erfahrung und besonderer Neigung. Als er nach Mainz kam, waren bereits 50 Waisenknaben aufgenommen und eine Anzahl brauchbarer Männer durch geistliche Unterweisung, Exercitien, Triduen u. s. w. für das klösterliche Leben und die aufopfernde Thätigkeit, die ihnen zugedacht war, trefflich vorbereitet. Der neue Novizenmeister ließ es denn auch an Sorgfalt und Interesse nicht fehlen. Trotz der beträchtlichen Entfernung des Hauses und sonstiger Arbeiten war er ein häufiger Gast in Klein-

zimmern. Mit erhebendem Beispiel ging ihm hierin der Bischof der Diöcese voran, der oft mehrere Tage unter seinen Waisenknaben zubrachte, und dem Haus und dessen Bewohnern die größte Liebe und Sorge angedeihen ließ. Am Fest des hl. Joseph 1867 legten die vier ersten der Novizen in die Hände des Bischofs ihre heiligen Gelübde ab; einer aus ihnen wurde dann zum Obern gewählt. Aber die geistliche Leitung behielt noch P. von Doß bis 1870, wo die Anstalt, im besten Fortschreiten und in voller Blüte, seiner Dienste nicht mehr bedurfte. In ähnlicher Weise war ihm vom Bischof der Diöcese ein überaus lieber Wirkungskreis unter den Zöglingen des aufblühenden bischöflichen Convictes von Dieburg eingeräumt worden, um dessentwillen er gerne den weiten Weg und das damit verbundene Opfer an Zeit und Mühe auf sich nahm. Erst als er 1870 von den Oberen seines Ordens auch mit der Sorge für die Patres in Marienthal betraut worden war und häufig dahin reisen mußte, um diesen mit Rath und That zur Seite zu stehen, sah er sich genöthigt, den Ausflügen nach Dieburg zu entsagen.

Schon vor Ostern 1865 hatte einer der Patres 23 Erstcommunikanten der Pfarreien St. Quintin und St. Christoph durch mehrtägige, der Fassungskraft der Kinder angepaßte Exercitien zu ihrem großen Feste vorbereitet. Damit war er nur den Wünschen des künftigen Superiors zuvorgekommen, der, wie er schon in Bonn gethan, mit größtem Nachdruck sich dieser Vorbereitung der Kinder annahm. In seinem ersten Jahr, Ostern 1866, waren es bereits 133 Kinder aus den Pfarreien von St. Christoph, St. Quintin und St. Emmeran, zugleich Schüler des Gymnasiums und der Realschule, die in drei Abtheilungen von ihm selbst durch die Exercitien auf die Generalbeicht vorbereitet wurden, und dies mit ausgezeichnetem Erfolg. Im nächsten Jahre waren es die Kinder von fünf Pfarreien nebst den Zöglingen der Realschule; noch ein Jahr später nennt der Jahresbericht die Kinder von „fast allen“ Pfarreien.

Auch sonst wurde das kräftige Mittel der Exercitien zur Belebung des christlichen Geistes eifrig in Anwendung gebracht. Als er im Herbst 1866 im bischöflichen Convict den Zöglingen die Exercitien hielt, schlossen 24 Gym-

nasiasten aus der Stadt sich aus freien Stücken diesen heilsamen Uebungen an — eine bisher nie gesehene Erscheinung. Aehnlich war es 1867, wo überdies im Lauf des Schuljahres für die Stadtstudenten ein eigener Cursus von Exercitienvortägen von ihm gegeben wurde. Im Beginn der Fastenzeit 1868 trug ein anderer Pater in St. Christoph an zehn aufeinander folgenden Abenden die Exercitien für Männer vor, ähnlich wie einst in Bonn. 400 hatten sich betheiligt. Gleich darauf übernahm P. von Doß das gleiche hochwichtige Amt für etwa 500 junge Leute, theils Kaufleute, theils Handwerker. Der Eindruck, den seine Vorträge hervorriefen, war ein gewaltiger. Bis Mitternacht und darüber sah man die jungen Männer an den Beichtstühlen harren, während der heiligen Messe am Morgen war die Kirche mit Jünglingen angefüllt. Der hochwürdigste Bischof selbst wollte beide Male zum Schluß der Exercitien den wackeren Katholiken die heilige Communion reichen und begeisterte sie durch ein herzliche, eindringliche Ansprache. Es war ihm kaum möglich gewesen, bei seiner Ankunft sich einen Weg zu bahnen, so dicht gedrängt standen die jungen Leute.

Kirchliches Leben und kirchlicher Geist blühten denn auch herrlich bei den katholischen Männern von Mainz, bei jung und alt. Die 700—800 Mitglieder der fünf marianischen Congregationen waren fast alle, ein jeder in seiner Sphäre, durch Wort und That und Beispiel Apostel eines praktischen Christenthums. Allen voran leuchtete die 140 Mann starke Congregation der Gymnasiasten, eine Erscheinung von doppelter Bedeutsamkeit gegenüber der allenthalben wachsenden Entsittlichung und Irreligiosität der heutigen Gymnasien. Bei der Romreise des hochwürdigsten Bischofs veranstalteten die katholischen Männer von Mainz ihrem Oberhirten einen feierlichen Abschied und bewillkommten ihn wieder mit festlichem Empfang. Die Mitglieder der fünf Congregationen aber im Verein mit den Jünglingssodalitäten der benachbarten Orte Kastel und Koßheim gaben ihrem scheidenden Bischof eine herrliche Ergebenheitsadresse an den Heiligen Vater Pius IX. mit nach Rom, in der sie einerseits ihrem gerechten Stolze Ausdruck gaben über ihren ausgezeichneten Diöcesanbischof,

andererseits ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an ihren katholischen Glauben und ihre kindliche Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl mit kraftvollen, erhebenden Worten betheuerten. 800 Unterschriften katholischer Männer und Jünglinge zierten die prachtvoll ausgestattete Adresse weit mehr noch, als der reiche, künstlerische Schmuck, den man darauf verwendet hatte. Am 31. Juli erließ Pius IX. ein liebevolles Antwortschreiben an die Mainzer Congreganisten. Es sei erfreulich, aber verwunderlich sei es nicht, daß sie mit so kindlicher Liebe und Hingebung dem Apostolischen Stuhle anhingen, da sie ja unter der Fahne Maria's kämpften . . . Er fordert sie auf, auch ferner treu der hehren Gottesmutter zu dienen, und empfiehlt alle ihrem Schutz. Kaum war die Antwort eingetroffen, als P. von Doß alle fünf Congregationen gemeinsam in St. Christoph sich versammeln ließ und ihnen das Schreiben des Papstes feierlich verlas, nicht ohne zugleich passende Erläuterungen und Ermunterungen daran zu knüpfen. Als man im folgenden Jahre 1868 allenthalben für den Unterhalt der päpstlichen Soldaten Sammlungen veranstaltete, da waren es wieder die Mainzer Congreganisten, deren Beispiel allen voranleuchtete. Nicht zufrieden mit dem glänzenden Ertrag, den die Sammlungen innerhalb jeder einzelnen Congregation ergeben hatten, betheiligten sie sich außerdem noch mit hervorragendem Eifer am Sanct-Michaels-Verein, der zum gleichen Zweck in den Pfarreien von Mainz und einem großen Theil der Diöcese war eingeführt worden.

Solche Früchte der Seelsorge, wie bei der katholischen Männerwelt von Mainz, von denen die angeführten Züge nur vereinzelte äußere Symptome waren, konnten natürlich nur bei einer ständigen, umsichtigen und aufopfernden Thätigkeit für die übernatürlichen Bedürfnisse aller, wie jedes einzelnen, erreicht werden. In auswärtigen Städten, wohin P. von Doß häufig gerufen wurde, waren ihm stets nur wenige Tage zur Einwirkung auf die Seelen vergönnt. Doch wußte er diese Tage so auszunutzen, daß es auch dort ihm gelang, Bleibendes zu schaffen, wenn es vielleicht auch weniger in die Augen trat. Nicht genug damit, daß nicht selten angesehene Katholiken aus verschiedenen Gegen-

den Deutschlands nach St. Christoph zum Zweck der Exercitien sich zurückzogen, von nah und fern Katholiken beim Obern von St. Christoph sich Raths erholten, er für die Mainzer katholischen Stadtstudenten als der „Quartiermacher“ bekannt war, dessen Rath und Hilfe die Eltern und Verwandten von auswärts in Anspruch nahmen, war er zugleich so zu sagen der „geistliche Vater“ von einer ganzen Reihe weitentlegener Seminarien, Convicte und Gymnasien. Ueberdies wurde er in eine beträchtliche Zahl süddeutscher Diöcesen berufen, bald um Exercitien für die Priester, bald für Klöster der verschiedensten Orden abzuhalten, überall mit demselben überwältigenden und doch wohlthuenden Eindruck. Besonderes Wohlwollen erfuhr er bei einer ähnlichen Gelegenheit von dem ausgezeichneten Speierer Bischof Nicolaus von Weiß, dessen der officielle Jahresbericht der Mainzer Patres mit größter Dankbarkeit Erwähnung thut. Der „ehrwürdige Greis“ versicherte dem Pater, es sei sein innigster Wunsch eine Niederlassung von dessen Ordensbrüdern in seiner Diöcese zu haben, wenn es nur geschehen könnte. Aehnliche Gesinnungen begegneten ihm dort von allen Seiten, und noch nach vielen Jahren der Verbannung erzählte der Pater gern von dem „liebenswürdigen alten Speierer Domprobst“. Doch vorzüglich galten diese seine apostolischen Ausflüge der katholischen Jugend. In Fulda, Hadamar, Frankfurt, Speier, Freiburg i. Br., Würzburg und an vielen anderen Orten wirkte er wiederholt durch Ertheilung von Exercitien, aber fast immer für katholische Jünglinge. An einigen dieser Orte erschien er Jahr für Jahr. Mit dem Convict von Fulda, wo er zweimal selbst die Exercitien gegeben hatte — in anderen Jahren kamen andere Patres dahin —, blieb er in freundschaftlichem Verkehr. Nicht anders war es mit dem bischöflichen Convict in Speier, wo er 1867 zum ersten Mal 125 Convictoren, denen sich etwa dreißig Stadtstudenten freiwillig angeschlossen hatten, mit großer Frucht die heiligen Exercitien ertheilte. Von da ab bis zu seiner Vertreibung aus Deutschland kam er alljährlich dahin, die Frömmigkeit und den Eifer der jungen Leute wieder frisch zu beleben. Auch in Hadamar waren es schon beim ersten Mal etwa 100 Convictoren und mehrere Studenten aus der Stadt, die sich

für die Tage der Exercitien unter seine geistliche Leitung stellten. Der Eindruck der Exercitien war hier ein zündender. Die guten Jünglinge zeigten so viel Eifer und Frömmigkeit und eine so herrliche Seelenverfassung, daß der Pater selbst davon gerührt und ergriffen wurde. Von Jahr zu Jahr mehrten sich für P. von Doß die Einladungen zu solchen Jünglingsexercitien in den verschiedensten Städten. Eine Folge dieser seiner Thätigkeit war unter anderem, daß an verschiedenen Orten, wo er die Exercitien gegeben hatte, unter Leitung frommer und erfahrener Priester marianische Jünglings-Congregationen sich bildeten, um die guten Früchte der Exercitien frisch zu erhalten. Meist ging der canonischen Errichtung der Congregation eine Erneuerung der Exercitien voraus. Aus einer ziemlich entfernten Stadt kam der treffliche Subregens des Priesterseminars, ein ehrwürdiger und gelehrter Priester, der die Leitung der Congregation im dortigen bischöflichen Convicte (= Knabenseminar) übernommen hatte, mit einer Anzahl Convictoren eines Sonntags eigens nach Mainz gereist, um der Congregationsversammlung der Gymnasiasten beizuwohnen und so aus eigener Anschauung mit dieser Einrichtung bekannt zu werden.

Weniger reich und tröstlich waren die Früchte bei einer andern apostolischen Thätigkeit des guten Paters, ob sie ihm gleich nicht weniger Opfer und Mühe auferlegte und seinen rastlosen Seeleneifer in nicht weniger schönem Lichte erscheinen läßt. Im November 1865 waren zwei der Mainzer Patres bestimmt worden, die um die preußischen Soldaten in der damaligen Bundesfestung sich besonders annehmen, und denjenigen, welche das Jubiläum zu gewinnen wünschten, als Beichtväter dienen sollten. 1866 hatte P. von Doß selbst einen der fünf Patres ausschließlich mit der Seelsorge für die Verwundeten beauftragt, die in den vielen kleinen Lazarethen in Baden, Württemberg, Franken oft jeden geistlichen Beistandes beraubt darniederlagen. In den 33 kleinen Lazarethen, in denen dieser beständig herumreiste, lagen etwa 400 Verwundete, denen er mit leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit beizuspringen reichlich Gelegenheit fand. So konnte es denn auch 1870/71 P. von Doß als Oberer nicht über das Herz bringen, die

vielen französischen Kriegsgefangenen, die damals nach Mainz gebracht worden waren, ohne besondere Seelsorge und Gottesdienst zu lassen. Sonntag Morgen acht Uhr war in St. Christoph französischer Gottesdienst. P. von Doß selbst hielt eine kurze Predigt in französischer Sprache. Er hatte es hierbei namentlich auf die vielen Offiziere abgesehen, die frei in der Stadt umhergingen; für die Gemeinen war sonstwie genügend gesorgt. Allein bei der bekannten religiösen Nachlässigkeit vieler Franzosen war der Besuch des Gottesdienstes ein so trostloser, daß der Pater nach zwei Monaten redlichen Bemühens den nutzlosen Versuch wieder aufgab, um seine Kräfte anders fruchtbarer zu verwenden.

All diesem emsigen Schaffen waren von Anfang an nicht unbeträchtliche bauliche Unternehmungen zur Seite gegangen. Sind solche stets geeignet, einen Mann ganz in Anspruch zu nehmen und ihm endlose Mühe und vielen Verdruß zu bereiten, so war dies um so mehr der Fall für ihn, der zugleich das Geld herbeischaffen, für Plan und Ausführung sorgen und dabei den Wünschen seines Bischofs, der ungestörten Fortführung eines stark besuchten Gottesdienstes, der Rücksicht auf die Gemeinde und den Rathschlägen der eigenen Ordensobern Rechnung tragen mußte. Kaum hatte er im ersten Jahre, der Nothwendigkeit folgend, die Priesterwohnung von Grund auf erneuert, als er auch schon zur Restauration der Kirche von St. Christoph energische Schritte that. Als ihn fünf Jahre nachher die Staatsgewalt aus Mainz vertrieb, war fast die ganze Kirche restaurirt, meist aus mühsam zusammengebrachten Beiträgen. Nach der Schätzung des „Mainzer Journals" waren mehr als 20 000 Gulden, von den katholischen Mainzern beigesteuert, zu diesem Zweck durch seine Hände gegangen. Chornische und Sacristei mußten erst trockengelegt und umgebaut werden. Der Chor wurde mit Mettlacher Steinen geplattet und eine Seitenkapelle hergestellt, die der Erbauer der Herz-Jesu-Kirche in Bonn nun gleichfalls dem heiligsten Herzen weihte. Jetzt erst ging es an die Ausschmückung. Chor, Langschiff, Seitenschiff wurden polychromirt, alle Fenster erneuert, sechs neue Glasgemälde nach Umbau der Fenster eingesetzt, Hochaltar, Seitenaltar,

Schaualtar, alles wurde neu und erstand in der edeln, ernsten Schönheit, wie sie dem Hause Gottes geziemt. Besondere Sorgfalt wendete er dem Congregationsaltar zu, dessen Mutter-Gottes-Bild nachher bei den Mainzern als „Mutter der Barmherzigkeit“ in großer Verehrung gehalten wurde. Diese Sorgfalt hätte ihm beinahe vor der Zeit das Leben gekostet, hätte nicht dieselbe Mutter der Barmherzigkeit über ihren treuen Diener gewacht. Ueber dem steinernen Altartisch erhebt sich nämlich ein massiver, schwerer Altarschrein von Eichenholz, an dem 15 Abbildungen, eine große, die Mutter Gottes darstellend, und vierzehn kleinere, die vierzehn Nothhelfer, angebracht sind. Am Tage nun, da der schwere Altaraufsatz von Köln angekommen und noch ohne die Bilder auf dem Altar aufgestellt war, kam der Pater in die Kirche, um etwas nachzusehen. Er trat auch zum neuen Altar, ohne zu wissen, daß der Schrein noch nicht an der Mauer war festgemacht worden. Als er eben davorstand, kommt plötzlich die Masse ins Wanken und stürzt mit gewaltigem Getöse herab auf die Stufe. Nur durch einen schnellen Satz zur Seite hatte der Pater sich gerettet, wie er glaubte, vor Todesgefahr. Es war schon das fünfte Mal in seinem Leben, daß die Hand des Todes ihn ganz nahe gestreift hatte und er gerettet ward.

Aber noch blieb für die Kirche viel zu thun. Nachdem Kanzel, Beichtstühle und Windfänge neu hergestellt waren, konnte endlich auch die alte, häßliche Orgelbühne abgerissen werden. An ihre Stelle trat ein kunstvolles Sterngewölbe. Dann ward die neue, prachtvolle Orgel angeschafft, welche die schönste in ganz Mainz werden sollte. Noch war sie nicht vollendet, als am 8. December 1872 beim Festgottesdienst der Superior selbst zum ersten Mal sie spielte. Es war der Tag, da man ihn aus Mainz verjagte. Gar gern hätte er die Restauration von St. Christoph, die „sein Werk“ war, noch zur Vollendung geführt. In den Eingaben an die Regierung um Verlängerung seines Aufenthaltes hatte er dies auch geltend gemacht. Es war ihm nicht gegönnt. Nur den Trost hatte er, zuverlässigen und befreundeten Händen vom Bischof die Vollendung übertragen zu sehen. Sein Nachfolger bei St. Christoph, Graf von Galen, hat das Werk würdig zu Ende geführt. Er

aber durfte sich mit den Worten des Psalmisten trösten: „Herr, geliebt habe ich die Zierde deines Hauses und die Wohnstätte deiner Herrlichkeit.“

Aber derselbe Mann, der, so fremd allem weltlichen Treiben, im Verein mit seinen vier Mitbrüdern in der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten sich ganz verzehrte, hatte während seiner 6½jährigen Thätigkeit in Mainz wider seinen Willen und ohne die geringste Veranlassung gegeben zu haben, eine Rolle auch in der Oeffentlichkeit, vor allem in den öffentlichen Blättern, spielen müssen. Die gehässigen Anfeindungen gegen die fünf Priester in St. Christoph hatten nach kurzer Windstille eben mit erneuter Heftigkeit begonnen, als er am 8. Februar 1866 sein Amt antrat. Bald sollte er fühlen, daß er als neuer Oberer die Last und Verantwortlichkeit für alle Arbeiten der dortigen Patres auf sich genommen hatte. Das „empörende, bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Verbrechen systematischer Verleumdung“ sollte auch ihm entgegentreten. Eben jetzt, nicht ganz eine Woche nach seinem Amtsantritt, den 14. Februar, sah Bischof von Ketteler sich veranlaßt, in der Beilage zum „Mainzer Abendblatt“ eine offene Erklärung[1] zu Gunsten der Jesuiten abzugeben gegen die immer wiederholten schamlosen Verleumdungen. Es ist eines der schönsten Zeugnisse, das je ein großer Geistesmann und großer Kirchenfürst für die Gesellschaft Jesu abgegeben hat, läßt aber auch erkennen, welcher Art die Anfeindungen waren, die eine solche Erklärung nothwendig machten. „Ich habe von meiner Jugend an,“ schreibt unter anderem der edle Bischof, „Gelegenheit gehabt, Mitglieder dieses Ordens genau zu beobachten und ihre Grundsätze kennen zu lernen. Ich bin in meiner Jugend von meinen Eltern einer von Jesuiten geleiteten Erziehungsanstalt übergeben worden und habe in derselben vier Jahre zugebracht. Ich brachte von dem elterlichen Hause eine so selbständige Gesinnung und reine sittliche Anschauung mit, daß, wenn ich auch nur einen Schatten von dem, was man so in der Welt die Grundsätze der Jesuiten nennt, bemerkt hätte, ich mich mit

[1] Vgl. Actenstücke betreffend die Jesuiten in Deutschland, von Dr. Christoph Moufang. Mainz, Kirchheim, 1872, S. 27.

Ekel und Widerwillen von ihnen abgewendet hätte. Auch meine Eltern, deren Lebensstellung eine vollkommen unabhängige war und die selbst von der reinsten und innigsten Liebe zu ihren Kindern und deren wahrem Wohle erfüllt waren, hätten mich wahrlich keinen Augenblick in dieser Anstalt gelassen, wenn sie etwas Aehnliches wahrgenommen hätten. Ich fand aber in dieser Anstalt nichts, was meinen in den reinsten Grundsätzen des Christenthums genährten jugendlichen Geist je verletzt hätte, und ich schied von allen meinen Lehrern mit der tiefsten Achtung und der zweifellosesten Ueberzeugung, daß sie Männer seien, die täglich an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellten. . . . Seitdem habe ich in den verschiedensten Verhältnissen eine nicht unbedeutende Anzahl Priester aus dieser Gesellschaft näher kennen gelernt. . . . Ich habe endlich eine Anzahl älterer Patres bei Missionen, bei den Exercitien kennen gelernt, und von diesen allen habe ich die festeste Ueberzeugung, daß sie keinen Tag Jesuiten bleiben würden, wenn sie je in jener Gesellschaft einen jener Grundsätze angetroffen hätten, die derselben so oft vorgeworfen werden. Ich glaube, daß niemand diese sogen. Jesuitengrundsätze mehr verabscheuen kann, als die Jesuiten selbst. Von dieser Ueberzeugung bin ich, sind mit mir alle Bischöfe der Kirche und mit uns alle Katholiken erfüllt, die diese Gesellschaft kennen."

Der Kampf hatte neu begonnen mit einem plumpen Angriff der in Darmstadt erscheinenden „Hessischen Landeszeitung" gegen einen der Patres. Da sie aber trotz gemachter Zusage und trotz des Drängens von Freund und Feind nicht im Stande war, für die schöne Geschichte, die sie aufgetischt hatte, Namen und Belege zu geben, kennzeichnete jetzt der Bischof der Diöcese in einer Broschüre „Zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner" diese noble Kampfesweise der Kirchenfeinde. Aber die Feindseligkeiten wurden dadurch nur noch mehr gereizt, denn um die schmähliche Niederlage zu decken, eröffneten jetzt die glaubensfeindlichen Blätter von Darmstadt, Frankfurt und Mainz ein wahres Kreuzfeuer gegen die fünf Ordenspriester bei St. Christoph und wußten ihre Leser mehrere Monate hindurch mit Jesuitengeschichten zu speisen, die

zwar nicht immer durch große Neuheit oder geistreiche Erfindung sich auszeichneten, aber allem Anschein nach stets geneigte Leser fanden. Seitdem gehen Jahr für Jahr den Berichten der Mainzer Patres über ihre Arbeiten auch Berichte über Anfeindungen und Verleumdungen zur Seite, die sie zu erdulden hatten. „Die Wuth und die Angriffe unserer Feinde,“ heißt es im Herbst 1866, „waren dieses Jahr nicht wenig gegen uns entfacht“ . . . „Doch,“ schließt der Bericht, „die gehässigen Verfolgungen der Gegner konnten das Wohlwollen der Gutgesinnten uns durchaus nicht entreißen.“ „Zwar bemühen wir uns,“ schreiben sie 1868, „unsere Feinde und Verleumder nicht zu reizen, aber wir fürchten sie auch nicht“, und 1869: „Unser Trost war in diesen Anfeindungen die brüderliche Liebe und Eintracht in unserem kleinen Kreise, der heilige Friede in unserem Berufe und die Freudigkeit in den Arbeiten, die man uns überließ, und so konnten wir sie leicht verschmerzen“. Inmitten aller Trübsale,“ heißt es im Herbst 1871, „haben wir stets freudig und einträchtig gelebt, nur auf unsern heiligen Beruf bedacht.“ Jedes Jahr brachte neue Widerwärtigkeiten. Als 1866 P. von Doß in den Stand gesetzt war, zu Fulda nicht nur für die beiden bischöflichen Seminarien, sondern auch für die Schüler des städtischen Gymnasiums mehrtägige Exercitienvorträge zu halten — was gewiß für alle Gymnasien nur zu empfehlen wäre —, so erregte ein solches Unterfangen aufs neue den Unmuth der kirchenfeindlichen Presse. Von Frankfurt, von Kassel und anderen Orten aus wurde das bedenkliche Vorkommniß lebhaft besprochen und die Frechheit der Jesuiten zum Gegenstand eingehender Erörterung gemacht. Der Director jenes Gymnasiums, selbst ein braver Katholik, war jedoch Manns genug, die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Das Höchste an Gehässigkeit leistete indes der zu Darmstadt erscheinende Gustav-Adolf-Kalender [1] von 1867, der in so maßlosen Verleumdungen sich gefiel, daß sie an ihrer eigenen Unwahrscheinlichkeit ersticken und der Leser sich des Staunens nicht erwehren kann, daß man glauben konnte, rechtlich denkenden oder doch vernünftig denkenden Nichtkatholiken solches

[1] Gustav-Adolf-Kalender 1867, S. 5—12.

bieten zu dürfen. Die Jesuiten sind dem Verfasser „eine Meute“, die zur Ausführung ihres abenteuerlichen Unternehmens zu hinterlistigen Schändlichkeiten jeder Art greife, so daß es kein durch göttliches und menschliches Recht verbotenes Verbrechen gäbe, das sie nicht zur Ausführung ihres Planes angewendet hätten. Der Jesuitenorden erlaube durch die ihm eigenthümliche Moral seinen einzelnen Mitgliedern „alle Sittenlosigkeiten, Schändlichkeiten, Sünden, Verbrechen, Umgehung der Naturgesetze, der göttlichen, staatlichen und menschlichen Gesetze, so daß es keine Schandthat, keine Sünde, keine Laster und keine Leidenschaft gibt, wofür nicht die Moral der Jesuiten ein Hinterpförtchen aufgelassen hätte. Eine in solcher Moral erzogene Bruderschaft muß im großen ganzen schon dadurch, daß einzelne jesuitische Moralbücher Lüge und Betrug, Diebstahl, Selbstsucht, Unzucht und ganz besonders das . . . Laster theils erlauben, theils befehlen, nothwendig vollständig entsittlicht, entmannt und durch und durch einer fortwährenden Sündenepidemie überliefert worden.“ „Den Schutz (der Regierungen) erhalten sie durch Bestechung.“ „Die Regierung denunciren sie dem Volk als tyrannisch, das Volk denunciren sie umgekehrt den Machthabern als rebellisch.“ Wie um den so schwer Verleumdeten noch eine besondere Kränkung zuzufügen, wird selbst der Stifter der Gesellschaft Jesu, den die gesammte katholische Kirche als Heiligen verehrt und dem auch der Ungläubige, falls er nur sein Leben wirklich kennt, Fleckenlosigkeit des Wandels, Großartigkeit des Charakters und Hoheit der Ideen nicht wird absprechen können, in einer das sittliche Gefühl empörenden Weise mit Schmutz und Unflat beworfen.

Solchen Angriffen gegenüber stand freilich P. von Doß mit seinen vier Gefährten wehrlos da. Sein Leben und Wirken — Wort und Schrift — erwiesen jede Silbe jenes Pamphlets als Lüge; jeder der ihn kannte, mußte Zeugniß für ihn ablegen. Die Moral, die er übte und lehrte, und die sein Orden stets verfochten hatte, ist in seiner „Perle der Tugenden“, seinen „Gedanken und Rathschlägen“ vor aller Augen niedergelegt. Nie hat er anders gelehrt und gesprochen. Für den sittlichen Einfluß, den er übte, zeugten seine Mainzer Congreganisten, vor allem seine

140 Gymnasiasten. Aber der Angriff war zugleich ein Attentat gegen den religiösen Frieden und eine Beleidigung für die katholischen Landesbewohner. Deshalb vereinigte sich jetzt der gesammte Seelsorgeclerus der Diöcese, 232 Priester, zu einer Eingabe an den Großherzog, um darüber Beschwerde zu führen. Sie beklagten sich über die alle Rücksicht und Toleranz bei Seite setzende schmähsüchtige Haltung des Kalenders und bezeichneten jenen Artikel gegen die Jesuiten als ein „tendenziöses Pamphlet“ und „gehässige Verleumdung“, betonten aber auch die Kränkung, die durch solche Angriffe der gesammten katholischen Kirche, ihrem Oberhaupt, ihren Bischöfen und Priestern zugefügt werde, die so zu Mitgenossen und Mitschuldigen solcher sittlicher Ungeheuer gemacht würden. Sie wandten sich daher an den Großherzog als gerechten Landesherrn, aber auch als das Oberhaupt der evangelischen Landeskirche, um seine katholischen Unterthanen gegen die Insulte zu schützen, die ein Pfarrer dieser Landeskirche in einem unter Protection des Gustav-Adolf-Vereins in der Residenzstadt erscheinenden Kalender ihnen und der ganzen katholischen Kirche zugefügt habe.

Dieses entschiedene Eintreten des gesammten Diöcesanclerus von Mainz war für die fünf Patres um so werthvoller, da überall in den süddeutschen Nachbardiöcesen der Mainzer Clerus als Musterclerus bekannt und hoch geachtet war. So hatte der wüthende Angriff nur dazu gedient, ihnen vor allen Katholiken Süddeutschlands, auch in jenen Gegenden, wo man kaum je einen Jesuiten gesehen hatte, eine glänzende Empfehlung zu verschaffen.

Das gleiche Jahr 1867 sollte ihnen noch mehr der Feindschaft, aber auch noch mehr der Anerkennung bringen. Der liberale Magistrat der Stadt hatte am 30. November 1866 beim großherzoglichen Ministerium das Gesuch eingereicht, „die in Mainz bestehende Aggregation von Jesuiten aufzulösen, die Räumung der Pfarrgebäude von St. Christoph seitens derselben anzuordnen und ihr die Ausübung von kirchlichen Functionen untersagen zu wollen“. Zwei Mitglieder des Abgeordnetenhauses wurden veranlaßt, am 21. Januar 1867 auf Grund dieser Eingabe mit einer Interpellation bezüglich der bisherigen Duldung der Jesuiten

in Mainz in der Kammer hervorzutreten, um die Ausweisung der fünf Hilfspriester zu erwirken. Auf die Kunde hiervon traten sofort die katholischen Bürger von Mainz zusammen, und die Protestation, die sie am 10. Februar dem Ministerium dagegen einreichten, trug 1800 gute Mainzer Namen als Unterschriften. Den Patres, die seit Jahren in ihrer Mitte gelebt und gewirkt hatten, stellten sie vor dem ganzen Land das Zeugniß aus, daß sie „noch zu keinerlei Klagen oder Anstoß irgend welchen Anlaß gegeben“ hätten, dagegen „wegen ihres echt priesterlichen Wandels und Wirkens die Hochachtung, wenn nicht der Gesammtheit, so doch eines sehr großen Theiles der Bewohner von Mainz genössen“; ihr Gottesdienst erfreue sich einer sehr großen Theilnahme, „häufig würden sie an das Krankenbett und zu anderen priesterlichen Dienstleistungen begehrt“. „Der Versuch, durch Zeitungsartikel diese Priester in übeln Ruf zu bringen, habe, wie dem Ministerium wohl bekannt sei, für die Urheber ein schmachvolles Resultat gehabt.“ Noch trostreicher war für den Superior der Protest, welchen um dieselbe Zeit die sämmtlichen katholischen Pfarrer von Mainz dem Ministerium einsandten. „Wenn irgend jemand berechtigt ist,“ sagten sie darin unter anderem, „sowohl bezüglich des Wirkens der Jesuiten dahier, als auch bezüglich der unter den kirchlich gesinnten Katholiken herrschenden Stimmung ein Urtheil abzugeben, so glauben wir eine solche Berechtigung vor einem jeden andern in Anspruch nehmen zu dürfen, indem wir wie sonst niemand tagtäglich Gelegenheit haben, das Wirken der Jesuiten zu beobachten und uns persönlich zu überzeugen, daß die Beschwerden des Gemeinderaths wie der Berechtigung so auch der Grundlage entbehren, daß vielmehr die von einigen Uebelgesinnten gegen die Jesuiten angeregte und fortbetriebene Agitation nur als Ausfluß gehässiger Parteisucht und Intoleranz zu betrachten ist.“ Während im Herrenhaus der hochverdiente Regens des Mainzer Seminars, Dr. Moufang, in der zweiten Kammer ein ebenso braver Katholik als tüchtiger Jurist, die Vertheidigung der Patres übernahm, wollte auch der hochwürdige Bischof selbst zu ihren Gunsten seine machtvolle Stimme erheben. Vor einer zahlreichen Menge von Zu-

hörern sprach er von der Kanzel herab über die Gesellschaft Jesu, löste die gegen sie erhobenen Anschuldigungen in ihr Nichts auf, kennzeichnete die Gegner und betonte zugleich sein eigenes gutes Recht als Diöcesanbischof, von dem er keinen Nagel breit aufgeben werde.

Trotzdem konnten diesmal die Feinde der katholischen Kirche in Hessen eines Erfolges sich rühmen. Durch Kammerbeschluß wurde der Pfarrei von St. Christoph wegen der als Hilfsseelsorger dort arbeitenden Jesuiten der jährliche Zuschuß von etwa 500 Gulden gestrichen, zu dem durch alten Vertrag die Staatsbehörde sich verpflichtet hatte. So ahmte die Kammer das Beispiel des Mainzer Magistrates nach und die Gerichte entschieden gegen den Bischof und die Patres. „Aber," fährt der officielle Jahresbericht der Mainzer Patres vom Herbst 1867 fort, „trotzdem sind wir überreich durch den augenscheinlichen Schutz der göttlichen Vorsehung, durch die aufrichtige Gewogenheit eines ehrwürdigen Clerus, durch die so große Geneigtheit aller Wohlgesinnten, durch das überaus umfassende Arbeitsfeld, das mit jedem Tag weiter und weiter sich vor uns aufthut."

Die Katholiken von Mainz ließen denn auch die Patres nicht Mangel leiden. Von Anfang an hatten sie ihre Werthschätzung derselben durch die That bewiesen. Besonders im Jahre 1866 zur Zeit des Krieges, im ersten Jahr, da P. von Doß Superior war, hatte sich ihre Liebe in schönem Lichte gezeigt. Als der damalige Gouverneur der Festung allen Einwohnern Verproviantirung auf drei Monate vorschrieb, bot die Männercongregation den Patres jede mögliche Unterstützung an. Zwar schlug der Superior die gleichzeitig angebotene Summe Geldes aus und versprach nur, falls er mit seinen Mitbrüdern in Noth käme, sich an die Congreganisten wenden zu wollen, aber trotzdem ließen es sich die Freunde nicht nehmen, durch Holz, Kohlen, Proviant und Geld für die Zeit der Belagerung die Patres bei St. Christoph zu unterstützen. Da die 400 Gulden, die ihnen vor 1867 nach Abzug der Kosten für die Verwaltung der Pfarrei u. s. w. jährlich zukamen, für den Unterhalt von fünf Priestern und zwei Laienbrüdern natürlich nicht ausreichen konnten, kamen auch

schon während dieser ganzen Zeit die braven Katholiken den Patres zu Hilfe. „Das Uebrige," schrieb Ketteler im Jahre 1864 [1], „empfangen sie durch Wohlthäter, und es bekundet die Liebe, die diese Priester bei einem Theil der hiesigen Bevölkerung finden, daß ihnen die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch freiwillige Gaben dargereicht werden." Jetzt aber, da man auch den Rest eines sichern Einkommens ungerechterweise diesen Männern entzog, zeigten sich die Mainzer nur um so großmüthiger.

Wie zur Entschädigung für das eben erlittene Unrecht kam dem Superior in diesem Jahr noch von ganz anderer Seite ein unerwartetes Almosen zu. Der hochwürdige Herr Melchior Rickenbach, Pfarrer und Canonicus zu Luzern in der Schweiz, war eben gestorben und hatte in seinem Testament Bischof von Ketteler von Mainz 1000 Franken für die Mainzer Jesuitenpatres hinterlassen, um auf diese Weise noch nach 20 Jahren „öffentlich Protest einzulegen gegen die an den Vätern der Gesellschaft Jesu einst in der Schweiz verübte Gewaltthat und um wenigstens in etwas die ungeheure Ungerechtigkeit gutzumachen, die man damals an ihnen begangen" habe. Der Mainzer Superior, dem jetzt die Wohlthat zukam, war einst einer der ersten gewesen, die jener Gewaltact getroffen hatte.

Mit dem ruhmreichen Erfolg, den die Feinde der Mainzer Jesuiten errungen hatten, indem sie fünf Priestern die ohnehin klägliche materielle Unterstützung vollends entzogen, wurde es für eine Zeitlang etwas ruhiger, aber auch nur für sehr kurze Zeit. Zeitungen, Broschüren, Kalender, Magistrat und Stadtklatsch, Herrenhaus und zweite Kammer hatten sich bis jetzt an den fünf gefährlichen Männern versucht. Nun sollte noch das Theater zu Hilfe kommen. Noch Ende 1867 war auf der Bühne von Mainz ein Spektakelstück gegeben worden, das die Gesellschaft Jesu beschimpfte. Entrüstung und Beifall waren bei den entgegengesetzten Elementen der Zuhörerschaft in gleichem Grade laut geworden. Der 1. Januar 1868 sollte durch eine Wiederholung dieses Stückes verherrlicht werden. Bessergesinnte unter den Bewohnern von Mainz blieben

[1] Die Jesuiten in Mainz. 1864. S. 26.

absichtlich fern, schaarenweise aber strömten jene zu, die an solchen Dingen Freude hatten, und mit rauschendem Beifall ging das Skandalstück über die Bretter. Aber wie ein Löwe erhob sich Wilhelm Emanuel. Von der Kanzel herab besprach der muthige Bischof das Vorkommniß und veröffentlichte gleich darauf eine Broschüre über die Verunehrung religiöser Institutionen und Beschimpfung kirchlicher Personen auf der Bühne.

Solcher Natur waren die Kämpfe, die der priesterlichen Thätigkeit unseres Paters in Mainz unzertrennlich zur Seite gingen, vom 8. Februar 1866, da er als Superior bei St. Christoph sein Amt antrat, bis zum 8. December, da man ihn gleich einem Staatsverbrecher aus Stadt und Land verwies. Bei vollendeter Entsagung alles dessen, was seinem Herzen lieb, körperlich schwer leidend, von einer riesigen Arbeitslast beinahe erdrückt, während er als Tröster und Berather der Leitung vieler Hunderter von Seelen sich hingab, mit mehr denn einer religiösen Genossenschaft als treuer Freund alle Sorgen theilte und zu ihrem Gedeihen mitwirkte, das Gotteshaus von St. Christoph aus alter Unzierde neu erstehen ließ, nicht nur in Mainz, sondern weit nach West und Ost und Süd rastlos als Apostel wirkte, war es ihm nicht vergönnt, auch nur für die Zeit von sechs Monaten ohne ungerechte Anfechtung, ohne Verleumdung, Schimpf und Hohn seinem Priesterberufe zu leben. Es war in Deutschland zu dem gekommen, was 1872 Ketteler[1] schrieb: „Die in Sünde und Laster versinkende Welt will es dem Christenthum untersagen, den Fußstapfen Jesu, soweit es mit seiner Gnade armen Menschen möglich ist, treu zu folgen, und während das Laster freigegeben ist und sich unter dem Schutz des Wortes ‚Freiheit‘ über alle Straßen der großen Städte wie ein schmutziger Strom ergießt, soll die Nachfolge Jesu, unseres Herrn und Gottes, unter Ausnahmegesetze gestellt werden.“ Das war es, worauf man mit all jenen Verleumdungen und Anfeindungen hinzielte, und 1872 wurde das große Ziel endlich erreicht.

[1] Ketteler, Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872. S. 5.

8. Die Ausweisung.

Unter dem Schutze einer gerechten und freisinnigen Verfassung hatte sich den Jesuiten in Preußen ein Wirkungskreis geöffnet, und trotz zeitweiser Anfeindungen war es über 20 Jahre so geblieben. Als Orden oder geistliche Körperschaft waren sie von Seite des Staates nicht anerkannt, und darauf erhoben sie auch niemals Anspruch. Sie verlangten nichts anderes, als unbehinderten Aufenthalt und den allgemeinen Rechtsschutz, den die Gesetze gewährten. Ihr gemeinsames Leben und ihre Ordensgelübde waren lediglich Privatsachen, welche in keiner Weise das Bereich der staatlichen Behörden berühren konnten. Die Zahl ihrer Niederlassungen war nicht sehr beträchtlich, noch auch die ihrer Priester, die in der Seelsorge arbeiteten, da die deutsche Ordensprovinz ausgedehnte auswärtige Missionen mit Arbeitern zu versehen hatte. Nirgends waren Klagen auch nur gegen einen einzigen derselben laut geworden, weder von Seite der Staatsbehörde, noch von städtischen Magistraten. Wohl hatte es feindliche Agitation dahin gebracht, daß durch Erlaß des Cultusministeriums vom 25. Februar 1851 und abermals vom 22. Mai 1852 strenge Ueberwachung der Jesuiten ihrer Predigten, Volksmissionen u. s. w. angeordnet und amtliche Berichte darüber verlangt wurden. Aber so ungerecht und kränkend eine derartige Verordnung auch war, so konnte doch für die dadurch Betroffenen gar nichts wünschenswerther sein, als genaue amtliche Berichte über ihre Thätigkeit und die Art ihres Einflusses auf das Volk. Die Berichte fielen auch durchaus günstig für sie aus, obgleich sie, wie von Gerlach am 12. Februar 1853 im preußischen Landtag hervorhob, ausschließlich oder doch größtentheils von Protestanten herrührten. Trotzdem versuchte man es 1864 in Hessen, 1867 in Bayern und nochmals in Hessen, 1869 in Preußen, durch Heranziehung alter, längst nicht mehr zu Recht bestehender Gesetze ihnen den Aufenthalt in Deutschland unmöglich zu machen. Aber der Schutz der preußischen

Verfassung und angestammter deutscher Rechtlichkeitssinn hatten damals noch genügt, diese gehässigen Angriffe wirkungslos zu machen. Der 1869 in Scene gesetzte „Klostersturm", durch den man eine zwanzigjährige Rechtsordnung umzustoßen versuchte, scheiterte kläglich, trotz eines zu Stande gebrachten Commissionsbeschlusses für das Abgeordnetenhaus. Die preußische Regierung selbst nahm ausdrücklich Stellung gegen den Antrag und anerkannte unumwunden die verfassungsmäßige Existenzberechtigung der geistlichen Genossenschaften in Preußen. „Nur die verkommensten Gegner der Kirche und des Christenthums, nur eine aller Wissenschaft und sittlichen Haltung ledige Schmutzpresse," hatte Ketteler schon 1864 geschrieben[1], „wagt es noch, gegen sie (die Jesuiten) die alten wahnwitzigen Beschuldigungen zu erheben; nur ein falscher, intoleranter und fanatischer Liberalismus möchte den Staat dahin drängen, im Widerspruch mit allen Grundsätzen der persönlichen und der Gewissensfreiheit und mit allen Rechten der kirchlichen Selbständigkeit die religiösen Genossenschaften der katholischen Kirche überhaupt und die Jesuiten insbesondere gewaltsam auseinander zu treiben und zu unterdrücken."

Daß die so gekennzeichnete Partei schon nach wenigen Jahren ihre Pläne siegreich durchführen und auf die Leitung des neuerstehenden deutschen Reiches bestimmenden Einfluß üben werde, ahnte damals noch niemand. Noch im April 1866 wiederholte Wilhelm I. gegenüber den Erzbischöfen von Köln und Posen, was er 1861 bei seiner Krönung zu den Bischöfen der Monarchie gesprochen hatte: „die Verhältnisse der katholischen Kirche im Bereiche seines ganzen Landes fänden sich durch geschichtliche Entwicklung, Recht und Verfassung in wohlgeordnetem Zustande. Unter dem Schutze gerechter und wohlwollender Gesetze dürfe sie auf ihrem Gebiete frei und ungehindert ihre Thätigkeit entfalten. Es gereiche ihm zur Genugthuung, daß diese Thatsache, wie sie durch den Mund des Oberhauptes der Kirche mehrfach eine gerechte Würdigung erfahren habe, so auch in den Herzen seiner getreuen Unterthanen dankbare Anerkennung finde." Vier Jahre, nachdem diese

[1] Die Jesuiten in Mainz. 1864. S. 31.

Worte gesprochen waren, während Deutschlands Söhne auf den Schlachtfeldern mit dem Blute jene Dankbarkeit besiegelten und Preußen eben die Früchte des zwanzigjährigen inneren Friedens erntete, zeigten sich für die deutschen Katholiken die ersten Vorboten eines drohenden Sturmes. Sie galten vorerst den Jesuiten. „Nur ein Kurzsichtiger weiß es noch nicht," konnte am 5. August 1870 die liberale „Göttinger Zeitung" schreiben, „daß, wenn unsere Soldaten aus dem Felde zurückkehren, der Kampf auf geistigem Gebiet gegen die Kirchentyrannen entbrennen wird. Die Losung heißt: Erst die Franzosen, dann die Jesuiten!"

Die herrlichen Siege der deutschen Armee, die Errichtung des neuen deutschen Reiches unter dem Scepter des siegreichen Kaisers (18. Januar 1871), der bisher den katholischen Unterthanen wiederholt so trostreiche Versicherungen gegeben hatte und auch jetzt „im Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen und den Frieden zu wahren", das feierliche Versprechen gab, verscheuchten noch für einige Zeit die trüben Ahnungen aus dem Herzen der katholischen Unterthanen. Wenige Wochen nach jenem Ereigniß des Friedens, am 6. Februar, erging ein eigenthümlicher Erlaß[1] des Koblenzer Provinzial-Schulcollegiums „an die Direction der 13 katholischen Gymnasien, der Ritter-Akademie zu Bedburg, der drei Gymnasien zu Essen, Cleve und Köln, der neun katholischen Progymnasien, der Realschulen zu Trier, Aachen, Köln, Düsseldorf, betreffend die Marianischen Studenten-Congregationen". Durch verschiedene Vorgänge aus neuerer Zeit sei die Aufmerksamkeit der Schulbehörde auf die an mehreren Unterrichtsanstalten bestehenden Marianischen Congregationen gelenkt worden. Obleich positiv schädliche Einwirkungen dieser Congregationen auf die Schule sich bisher nicht bemerkbar gemacht hätten, so könnten doch derartige neben der Schule bestehende Verbindungen leicht zur Ueberhebung der ihnen angehörenden Schüler über ihre Mitschüler führen. Das

---

[1] Vgl. Actenstücke betreffend den preußischen Culturkampf, von Nicolaus Siegfried. Freiburg, Herder 1882. S. 39.

Gute, was sie im einzelnen stiften mögen, könne und solle von der Schule auch ohne Congregation erreicht werden, es seien dieselben daher überall, wo es um die Schule recht bestellt ist, entbehrlich und „wegen der naheliegenden Gefahren nachtheiliger Einflüsse auf die Schüler bedenklich“. Es folgten dann Anordnungen „auf Grund höherer Bestimmungen“, welche die Neu-Errichtung solcher Congregationen untersagten, die Betheiligung an den schon bestehenden erschwerten und vom Wink des jeweiligen Directors abhängig machten. Die Gesinnung, die hier sich aussprach, trat bald auch offen hervor, und jeder Monat sollte von da ab den Katholiken Deutschlands neue Klarheit bringen. Als Ende März der deutsche Reichstag zum ersten Mal zusammentrat, beeilte man sich, in Bezug auf die Beraubung des Heiligen Vaters durch den italienischen Raubstaat den Grundsatz der Nichtintervention schon in der Antwort auf die Frieden verkündende Thronrede des Kaisers hervorzuheben. Im April ward der Antrag des Centrums, den Grundsatz der Selbständigkeit und Freiheit der Religionsgesellschaften in Bezug auf Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten auch in der deutschen Reichsverfassung zum Ausdruck zu bringen, abgelehnt unter Hinweis auf die Staatsgefährlichkeit der katholischen Kirche. Der Bischof von Ermland, der im gleichen Monat zwei abgefallenen Priestern die kirchliche Sendung und damit die Erlaubniß zum Religionsunterricht entzogen hatte, sah sich mit der Regierung in langwierigen Streit verwickelt. Am 8. Juli ward die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium verfügt, und noch der letzte Monat des Jahres bescherte der katholischen Kirche Deutschlands den „Kanzelparagraphen“. Der Januar 1872 brachte den Entwurf zum sogenannten Schulaufsichtsgesetz, das bereits am 13. Februar zur Annahme gelangte, derselbe Januar brachte auch das Ministerium Falk unseligen Andenkens. Es war klar, daß der Kampf dem Bestand der katholischen Kirche in Deutschland galt, und die kirchenfeindliche Presse wie die Sprecher im Parlament machten kaum noch ein Hehl daraus. Während um dieselbe Zeit eidbrüchige und pflichtvergessene Priester von der Staatsgewalt gehätschelt und

befördert und in jeder Weise begünstigt wurden, sollten die deutschen Jesuiten in diesem Kampf als erstes Opfer fallen. Es war das ehrenvollste Zeugniß, das in einem solchen Augenblick katholischen Priestern ausgestellt werden konnte.

Schon im Herbst 1871 war, wie von höherem Geist beseelt, in der Presse und in öffentlichen Versammlungen eine Aufreizung des Volkes gegen die Jesuiten künstlich eingeleitet worden. Am 1. September hatte der Altkatholiken-Congreß zu München die „Ueberzeugung“ ausgesprochen, daß der Friede in Staat und Kirche nicht möglich sei, so lange nicht der „gemeinschädlichen Wirksamkeit“ dieses Ordens mit seiner „corrumpirenden Moral“ ein Ende gemacht werde. Am 4. October hegte auch der Protestantentag in Darmstadt die „Ueberzeugung“, daß „die Sicherheit der Rechtsordnung und die Autorität der Gesetze und der Staatsgewalt, die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, die Wahrung des confessionellen Friedens und der Schutz der Geistesfreiheit und Geistescultur das staatliche Verbot des Jesuitenordens in Deutschland erfordern“, da unter anderem dieser Orden „der gesammten weltlichen Geistescultur, den modernen Rechten und der bürgerlichen und politischen Freiheit den Krieg erklärt habe und die religiös-sittliche Entwicklung der Menschheit zu hindern sich anstrenge“. Der Protestantentag „betrachte es daher als eine ernste Pflicht der deutschen Protestanten und der ganzen deutschen Nation, mit aller Kraft dahin zu wirken, daß jede Wirksamkeit in der Schule und Kirche den Angehörigen oder Affiliirten des Jesuitenordens verschlossen werde“. Die Darmstädter Beschlüsse mitsammt der Begründungsrede wurden unter dem Titel „Wider die Jesuiten“ sofort gedruckt und sollten in großartigem Maßstab verbreitet werden zur Erzeugung einer entschiedenen öffentlichen Meinung und zur theilweisen Beschaffung der Geldmittel, deren man zu bedürfen glaubte zum Kampf „sowohl gegen die Jesuiten in der römischen als in der protestantischen Kirche“. Als der Präsident des Protestantenvereins am 8. October in geheimem Rundschreiben den Beschluß des Darmstädter Protestantentages mittheilte, „den Kampf gegen die Jesuiten aufzunehmen und bis zu

ihrer Entfernung aus dem deutschen Reiche fortzuführen", waren 10000 Exemplare im Druck begriffen. Die Protestkatholiken von Wiesbaden beeilten sich, der Anregung, die von Darmstadt ausgegangen war, baldmöglichst zu entsprechen. Sie richteten am 31. October eine Petition an den Reichstag, betreffend das Verhältniß des Staates zur Kirche, mit der „Bitte", insbesondere gegen den Jesuitenorden, dessen Wirksamkeit „eine im höchsten Grade staatsgefährliche" sei, auf gesetzlichem Wege voranzugehen. Die Genossen ihrer Secte zu Köln und Bonn folgten am 6. November mit einer ähnlichen Petition, die an Gehässigkeit alle bisherigen übertraf. Ihnen erscheint „die culturfeindliche und staatsverderbliche Richtung dieses Ordens gerade in unserer Zeit und gerade für unser deutsches Vaterland mit furchtbarer Macht ausgerüstet". Unter den „ungeheueren Machtmitteln", die dem Orden zur Verwirklichung seiner Pläne zu Gebote stehen, nennen sie nebst Volksmissionen und Exercitien „eine nur den Zweck im Auge behaltende Connivenz selbst gegen sittliche Verirrungen, namentlich Einfluß auf die Frauen, Ausbeutung außerordentlich ergiebiger Geldquellen durch ihre weitreichenden Beziehungen und durch Anwendung der ihnen so vielfach zu Gebote stehenden religiösen Mittel". — Die rührige Agitation, die diesen Kundgebungen zur Seite ging, verfehlte ihre Wirkung nicht. In Zeit von wenigen Monaten hatte man etwa 1000 Petitionen an den Reichstag zu Stande gebracht, welche nach dem Wunsch des Darmstadter Protestantentages die Austreibung der Jesuiten verlangten. Von den Männern, die unterschrieben, hatte wohl der größte Theil nie einen Jesuiten gesehen, geschweige denn näher gekannt.

Von katholischer Seite blieb man die Antwort nicht schuldig. Am 16. October erfolgte von Mainz aus die Erwiederung auf die Erklärungen des Darmstadter Protestantentages, eine sachliche Widerlegung der dort aufgestellten Resolutionen und eine Vertheidigung der so schwer angegriffenen Ordenspriester. 258 angesehene Katholiken aus verschiedenen Gegenden Deutschlands hatten unterschrieben. Sie wandten sich an die übrigen Katholiken und überhaupt an alle „rechtlichen und billigen Männer

Deutschlands“ und schlossen mit der Bitte, „dieser Erklärung beizutreten, sie zu verbreiten und in ihrem Sinn zu handeln“. Ihre Worte fanden in ganz Deutschland mächtigen Widerhall. Fast noch im gleichen Monat hatte nahezu der gesammte deutsche Episkopat die herrlichsten Kundgebungen zu Gunsten der vielgeschmähten Ordensleute veröffentlicht.

Die „Erklärung der Erzbischöfe und mehrerer Bischöfe in Preußen“ betonte unter anderem ihre loyale Haltung gegenüber der staatlichen wie der kirchlichen Autorität, und ihr segensreiches Wirken, namentlich auch für die Fabrikarbeiter und deren erfolgreiche Bewahrung vor den socialistischen und communistischen Verirrungen. Den 1000 jesuitenfeindlichen Adressen standen bald 2000 zu deren Gunsten gegenüber mit Hunderttausenden von Unterschriften, vor allem aus jenen Städten, in deren Mitte die Patres so lange gewirkt hatten. Tausende von Zuschriften und Resolutionen auf öffentlichen Versammlungen in verschiedenen Theilen Deutschlands gaben dem Wirken des Ordens ehrende Anerkennung. Es mußte für P. von Doß eine besondere Befriedigung sein, die entschiedenen Erklärungen zu lesen, die seine früheren Congregationen von Münster und Bonn bei dieser Gelegenheit veröffentlichten, und unter jenen 258 Unterschriften der ersten katholischen Kundgebung zu Gunsten des verleumdeten Ordens auch die Namen der angesehensten Mainzer Katholiken zu finden.

Wenn wirklich die Stimme des deutschen Volkes über die so muthwillig heraufbeschworene Jesuitenfrage entscheiden sollte, so war diese den Bedrohten vorwiegend günstig. Denn ganz abgesehen von der entschiedenen Haltung der Katholiken aller Stände durch ganz Deutschland, trat, wie damals Dr. Moufang [1] schrieb, „die erfreuliche Erscheinung hervor, daß weder die protestantische Geistlichkeit, noch das protestantische Volk, mit geringen Ausnahmen, sich zur Betheiligung an solch ungerechten und unpatriotischen Maßnahmen fortreißen ließ, ohne Zweifel deshalb, weil ihr rechtlicher und christlicher Sinn die beabsichtigte Rechtsverletzung und Störung des confessio-

[1] Actenstücke betreffend die Jesuiten in Deutschland, Mainz 1872, S. IV.

nellen Friedens verabscheute". Schon am 21. November 1871 sollte die Sache im Reichstag zur Verhandlung kommen. Der Provinzial der deutschen Ordensprovinz schrieb angesichts der Gefahr in allen Häusern besondere Gebete und Bußwerke vor, um dadurch die Abwendung des schweren Schlages zu erflehen, und man sah es schon als eine theilweise Erhörung an, daß er wenigstens verzögert wurde. Die Sache war noch nicht gehörig vorbereitet und mußte der nächsten Session vorbehalten werden.

Trotz der hervorragenden Vertheidiger, die hier für die Jesuiten in die Schranken traten, unter denen vor allem der unvergeßliche Mallinckrodt und Dr. Moufang von Mainz, erfolgte am 10. Mai 1872 der Antrag der mit Untersuchung der Petitionen beauftragten Commission, den Reichstag zum Vorgehen gegen die Gesellschaft Jesu aufzufordern, und zwar so, daß noch in derselben Session ein Gesetzentwurf vorgelegt werde. Man hatte sichtbare Eile. Am 16. Mai war der Antrag angenommen; am 14. Juni lag der Gesetzentwurf vor, am 19. Juni war die Sache in dritter Lesung entschieden. Noch war die Hoffnung, der Kaiser, der vor wenigen Jahren mit Freude und Stolz auf den schönen confessionellen Frieden in seinen Staaten hingewiesen hatte, würde diesem schreienden Friedensbruch die Sanction verweigern. Der greise Oberhirt der Diöcese Limburg wandte sich mit einer Immediateingabe an den Monarchen; Deputirte der rheinischen Städte erschienen am 29. Juni in Ems, um persönlich beim Kaiser Fürbitte für die Jesuiten einzulegen. Aber die Eingabe des Bischofs wurde kurz abgefertigt, die Deputirten der Städte gar nicht vorgelassen. Nur einem der Herren erklärte der Monarch, daß für die Jesuiten nichts zu hoffen sei. Am 4. Juli ward zu Ems das Gesetz unterschrieben. Am gleichen Tag erging ein Erlaß des Ministers Falk an sämmtliche Provinzial-Schulcollegien, daß die bei Gymnasien und anderen höheren Unterrichtsanstalten bestehenden Marianischen Congregationen und anderen religiösen Vereine aufzulösen, den Schülern die Theilnahme an denselben „direct zu verbieten, Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot disciplinarisch, nöthigenfalls durch Entfernung von der Anstalt" zu bestrafen

seien. Am 5. Juli wurde das Jesuitengesetz durch den Bundesrath amtlich kundgegeben und sofort in einem Städtchen Posens eine eben im Gang begriffene Volksmission, die noch zwei Tage hätte dauern sollen, unterbrochen und verboten, weil sie von Jesuiten gegeben wurde. Wie um den ungerecht Verbannten eine feierliche Genugthuung zu leisten, veröffentlichte am 8. Juli von Mainz aus der „Verein deutscher Katholiken", den die Noth der Zeit eben jetzt zum Schutz der katholischen Kirche ins Leben gerufen hatte, einen zündenden Aufruf an das deutsche Volk mit einem glänzenden Lob auf die zur Ausweisung verurtheilten Ordensleute.

Auch jetzt schien es noch, als ob P. von Doß vorläufig an seinem Posten in Mainz bleiben könne. Das Gesetz vom 4. Juli erklärte allerdings den Orden der Gesellschaft Jesu und verwandte Ordensgesellschaften vom Gebiet des deutschen Reiches ausgeschlossen, untersagte neue Niederlassungen und verfügte die Auflösung der bisher bestehenden binnen einer vom Bundesrath näher zu bestimmenden Zeit, die sechs Monate nicht überschreiten dürfe. Die Bekanntmachung des Bundesrathes, dessen Aufgabe es lediglich war, die zur Ausführung des so fixirten Gesetzes erforderlichen Anordnungen zu treffen, ging sogar merkwürdiger Weise noch weit über die Bestimmungen des Gesetzes hinaus. Sie verbot bereits den Angehörigen der Gesellschaft Jesu „die Ausübung einer Ordensthätigkeit, insbesondere in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen". Aber alles dieses berührte P. von Doß noch nicht. Von einer „Niederlassung des Ordens" in Mainz konnte gar keine Rede sein, da die Patres vom Bischof der Diöcese als Hilfspriester für die Seelsorge an eine ihm allein unterstehende Pfarrkirche waren berufen worden und gegenüber wirklichen Niederlassungen ihrer Ordensbrüder in einem vollständigen Ausnahmezustand sich befanden. Noch weniger konnte von einer „Ordensthätigkeit" die Rede sein, da die Patres in Mainz durchaus nichts anderes thaten als die dort angestellten Weltpriester, zu deren Unterstützung sie vom Bischof gerufen waren. Wie erstaunte daher der Bischof von Mainz, als ihm anfangs August vom großherzoglichen

Kreisamt die Mittheilung zukam, auf Grund einer Verfügung des Ministeriums werde auch in Mainz schon in nächster Zeit den Patres jede seelsorgliche Thätigkeit, auch die Abhaltung von Exercitien, untersagt werden. Die Zeit der Exercitien im Mainzer Seminar, die gewöhnlich von einem der Patres gegeben wurden, die jedoch ein Weltpriester ebensowohl hätte geben können, stand nämlich nahe bevor.

Sofort bereitete der Bischof eine längere Eingabe vor, in der er das ganze Gesetz einer schneidenden Kritik unterzog, insbesondere aber dessen Anwendbarkeit auf die Mainzer Patres entschieden zurückwies. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem ausdrücklichen Verbot der Exercitien durch die Staatsbehörde. „Das großherzogliche Kreisamt hat mir auch die Verfügung des großherzoglichen Ministeriums mitgetheilt, wonach sogar die Abhaltung der Exercitien für Priester durch die Jesuiten verboten sei. In Bezug hierauf gilt alles bisher Gesagte, und zwar in verstärktem Maße. Diese Exercitien bestehen darin, daß ich und die Priester meiner Diöcese einige Tage zusammen zubringen, miteinander gemeinschaftlich beten, über die großen Pflichten unseres Amtes nachdenken, und daß dann ab und zu ein bestellter Priester bald über diesen, bald über jenen Gegenstand des priesterlichen Lebens einen Vortrag hält. Wenn das ‚Ordensthätigkeit‘ ist, dann darf ein Jesuit in Deutschland überhaupt nicht mehr über eine christliche Wahrheit auch nur eine Privatbelehrung ertheilen.“

Am 13. August war das bischöfliche Schreiben nach Darmstadt abgegangen, aber schon am 14., am Vorabend eines hohen kirchlichen Festes, erschien der großherzogliche Polizeirath in St. Christoph, den Patres mitzutheilen, daß sie hinfort jeder Thätigkeit in der Seelsorge, insbesondere der Abhaltung von Missionen und Exercitien, sich zu enthalten hätten. Erläuternd wurde ihnen bemerkt, daß sie von jetzt an auch nicht mehr „Beicht abhören“ und ebenso wenig den Religionsunterricht bei den Schulbrüdern ertheilen könnten, sich vielmehr alles dessen schon für morgen zu enthalten hätten. Die Auffassung und Ausführung, welche das Reichsgesetz bei den hessischen Behörden gefunden hatte, war in der That eine überraschende, noch mehr über-

raschend als die Erweiterung, die demselben Gesetz in der Bekanntmachung durch den Bundesrath zu theil geworden war [1]. Mit dem Gesetz vom 4. Juli stimmten die Mittheilungen des Polizeiraths durchaus nicht, wohl aber stimmten sie fast wörtlich mit der Resolution II des Darmstadter Protestantentages. Dieser hatte es als eine ernste Pflicht der deutschen Protestanten und der ganzen deutschen Nation betrachtet, mit aller Kraft dahin zu wirken, „daß jede Wirksamkeit in der Schule und Kirche den Angehörigen oder Affiliirten des Jesuitenordens verschlossen werde". Ein Verbot von seiten des Staates gegenüber einem katholischen Priester, ferner noch priesterliche Thätigkeit auszuüben, war indes, ganz abgesehen von der Ungerechtigkeit des Jesuitengesetzes selbst, in den Augen jedes denkenden Katholiken etwas so Ungeheuerliches, daß der Superior bei St. Christoph es nicht unterlassen durfte, dagegen Protest zu erheben. Er verlas eine entschiedene Protestation vor dem Polizeirath und schickte dieselbe am folgenden Tag beim Kreisamt ein. Sie wurde jedoch zurückgewiesen. Aber auch die Wahl des Tages für diese harte Polizeimaßregel, des Vorabends eines hohen Festtages, der so viele Katholiken nach St. Christoph führen mußte, hatte etwas Kränkendes. Umsonst bemühte man sich, einen Aufschub wenigstens bis zum folgenden Tag zu erhalten, das Kreisamt berief sich dem Bischof gegenüber auf ausdrücklichen Befehl des Ministeriums. Schon am 15. August sandte daher dieser eine zweite Eingabe an das Ministerium.

---

[1] „Ein größeres Durcheinander als in diesem Falle existirt," schrieb damals die „Germania", „ist uns noch nicht vorgekommen. Der Reichstag erläßt das ‚Gesetz', der Bundesrath verlegt dessen Schwerpunkt nach einer Richtung, von welcher im Gesetze keine Spur zu finden ist, und die, Polizeibehörde gibt dem Ganzen eine Interpretation, die dem Wortlaut der Ausführungsbestimmungen nach zu urtheilen, auch dem Bundesrath nicht in den Sinn gekommen sein kann. Und mit allen diesen Künsten gelangt man am Schlusse so weit, daß der Tenor des Gesetzes: ‚Der Orden der Gesellschaft Jesu ist vom Gebiet des deutschen Reiches ausgeschlossen', nach bundesräthlich-polizeilicher Deutung lautet: „Messelesen bei geschlossener Kirchthüre ist eine Ordensthätigkeit".

Er hob hervor, das Reichsgesetz habe hier eine Anwendung gefunden, die selbst die Härte des Verfahrens im Königreich Preußen übertreffe. Er könne nur glauben, daß hier ein Mißverständniß obwalte. Für das Verbot, Beicht zu hören, finde er einen Anhalt weder im Reichsgesetz noch in der Verordnung des Bundesraths, und es greife diese Maßregel so tief in die Rechte des Gewissens der einzelnen Katholiken ein, daß er die Durchführung einer solchen Maßregel für moralisch unmöglich halte.

Indessen hatte sich die Nachricht von den Vorgängen bei St. Christoph schon am 14. wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Die Gläubigen waren zu den gewohnten Beichtstühlen gekommen, hatten sie leer gefunden und die Ursache vernommen. Allenthalben herrschte Entrüstung. Eine Anzahl angesehener Katholiken trat sogleich zusammen, in einer Adresse an ihren Oberhirten die Empfindungen der Katholiken von Mainz rückhaltlos auszusprechen. In verschiedenen Lokalen wurde die Adresse aufgelegt, einmal noch konnte auch die katholische Presse zur Unterschrift auffordern. In Zeit von 1½ Tagen hatten 700 Männer von Mainz unterschrieben und eine Deputation von 90 Personen erschien vor dem hochwürdigen Bischof, ihm die Adresse zu überreichen. Einer der Männer ergriff das Wort für alle:

„Die Maßregeln, mit welchen die Polizeibehörde gegen die von Ew. bischöflichen Gnaden zur Seelsorge in der St.-Christoph-Kirche dahier berufenen Priester aus der Gesellschaft Jesu vorgegangen ist, haben in der katholischen Bevölkerung der Stadt Mainz die tiefste Erbitterung hervorgerufen. Alle Katholiken und alle Männer von Rechtssinn verurtheilen dieselben als eine Verletzung der persönlichen Freiheit unbescholtener deutscher Bürger, als eine Unterdrückung der Gewissensfreiheit und als eine Beeinträchtigung der nach göttlichem und menschlichem Rechte der katholischen Kirche zustehenden freien Religionsübung . . . .“

Sie danken dann dem Bischof, daß er für die Rechte der Kirche eingetreten, betonen den Zusammenhang der Kirche und des gesammten religiösen Lebens mit den Orden, erkennen im Reichsgesetz vom 4. Juli und insbesondere in der Ausdehnung, die ihm von den Polizeibehörden gegeben

wird, eine schwere Beschädigung der Rechte der katholischen Kirche und aller Katholiken. „. . . Als Bürger und Bewohner der Stadt Mainz erklären wir, daß die Aushilfe von Ordenspriestern in der Seelsorge unserer Stadt ein dringendes Bedürfniß ist, daß die Priester der Gesellschaft Jesu, welche seit dreizehn Jahren in unserer Mitte wirken, durch ihr sittenreines Leben, ihre Bescheidenheit, wie durch ihre Opferwilligkeit unsere Achtung und Liebe in hohem Maße erworben haben und daß wir eben darum sie in unserer Mitte erhalten wissen wollen . . . .“

Der Bischof antwortete mit ergreifendem Ernst, wies auf seine beiden Proteste hin und auf eine Druckschrift, die er in diesen Tagen erscheinen lassen wolle. . . . „Ihr Erscheinen ist mir ein großer, fühlbarer Trost. Alles, was Sie in Ihrer Adresse aussprechen, kann ich nur durchaus billigen; ich glaube, daß es vollkommen wahr und berechtigt ist. Ich freue mich, die Bürger dieser Stadt von solchen Gesinnungen erfüllt zu sehen. . . . Es freut mich, daß Sie diese Kränkung so tief fühlen. Ich habe es von Ihnen nicht anders erwartet, und ich glaube, daß alle Katholiken dieses Gefühl theilen . . . .“

Mit dem Segen des Bischofs entlassen, zogen nun die braven Katholiken, angesehene Herren der Stadt, in voller Zahl zur Wohnung der Patres in St. Christoph, um ihnen eine Abschrift der Adresse zu überreichen. Auch hier sprach einer von ihnen die Gefühle aus, die das Jesuitengesetz und dessen Ausführung in der Mainzer Bevölkerung wachgerufen hatten, zugleich den Dank der Katholiken für die seit dreizehn Jahren bethätigte geistliche Sorge und Hilfe. Auch der Hoffnung gab er Ausdruck, daß die eben über die Katholiken verhängte Prüfung bald vorübergehen werde. Wenn nicht, so werde Gott Kraft geben, ihr zu widerstehen. Die Kirche werde auch aus diesem Kampf siegreich hervorgehen. P. von Doß als Superior dankte gerührt für die allgemein so herzlich sich kundgebende Theilnahme, sprach aber seine Befürchtung aus, es möchte das bis jetzt Erlebte nur der Anfang von größerem Uebel sein. Aber angesichts des Kampfes solle man den Blick nicht abwenden von den hohen Gütern, denen er gelte. Mit aller Kraft und Entschlossenheit müsse er deshalb von den

Katholiken geführt werden, wenn auch stets auf gesetzlichem Boden. Er schloß mit dem Hinweis auf ein Wort des Psalmisten: In umbra alarum tuarum sperabo donec transeat iniquitas — „Auf den Schutz deiner Fittiche, o Herr, will ich vertrauen, bis vorüber ist die böse Zeit.“ Ja — sie wird vorübergehen „die böse Zeit“.

Bald erschien denn auch das Diöcesanschreiben des Bischofs: „Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes“, worin er seiner Gewohnheit gemäß sich seinen Gläubigen gegenüber über diese die Kirche so nahe berührenden Vorgänge ausspricht. Er fordert darin alle zum Gebete auf, aber auch zum „nachhaltigen und standhaften Kampf“ gegen „ein die Freiheit und das Recht unserer Religion, unseres Gewissens beeinträchtigendes Gesetz“, das, „ein Pfahl im Rechtswesen des neuen deutschen Reiches, verderbenbringend weiterwirken und bald hier bald dort nach den wechselnden Bedürfnissen der jeweiligen Majoritäten und Ministerien alle wahre Freiheit bedrohen werde“.

Das hochherzige Eintreten des großen Mainzer Bischofs und die echt katholische Haltung der Mainzer Bevölkerung mußten P. von Doß die Stadt nur noch theurer machen, und er hoffte noch immer, man würde ihm wenigstens den Aufenthalt daselbst nicht verwehren. Konnte er einstweilen nicht mehr predigen und Religionsunterricht ertheilen, so war ihm doch möglich, die Geschäfte für Bau und Schuldentilgung bei St. Christoph zu erledigen; er blieb seinen lieben Congreganisten nahe, für die schon seine Gegenwart ein mächtiger Halt war. Den persönlichen Verkehr konnte niemand ihm wehren, und wie lange die Kampfesstimmung gegen die katholische Kirche in Deutschland währen würde, konnte damals noch niemand absehen. Vielleicht ging der Sturm rasch vorüber. Um etwaigen Schwierigkeiten vorzubeugen, bemühte er sich um das Bürgerrecht auf hessischem Boden, und wurde ihm wirklich am 20. September durch Gemeinderathsbeschluß in dem Dorfe Viernheim solches eingeräumt. Ein Trost für ihn in dieser schweren Zeit war nebst der Theilnahme seiner braven Mainzer die am 12. September in Mainz tagende Generalversammlung der

Katholiken Deutschlands, die in einer ihrer Resolutionen ausdrücklich gegen das an der Gesellschaft Jesu verübte Unrecht die Stimme erhob. Wenige Wochen nachher erhielt er ein herzliches Schreiben von dem ehrwürdigen blinden Oberhirten der Limburger Diöcese, Bischof Peter Joseph Blum, der ihn der „innigsten Theilnahme an seiner jetzigen Bedrängniß“ versicherte und ihm für ihn und seine Ordensbrüder den „kräftigsten Schutz“ versprach, soweit bei der augenblickliche Lage der Dinge davon die Rede sein könne. Der Pater bedurfte wohl des Trostes und der Stärkung, denn neben der Sorge um die vier Patres in Mainz, um die eigene Zukunft und um den Fortbestand und die Vollendung alles dessen, was er mit so viel Mühe in Mainz ins Leben gerufen hatte, beschäftigten ihn vollauf die unangenehmen Angelegenheiten der drei Patres in Marienthal, deren Oberer er seit zwei Jahren war. An diesem kleinen Wallfahrtsort hatte nämlich der Bischof von Limburg drei Jesuitenpatres mit dem Gottesdienst und der Verwaltung der dortigen Diöcesankirche beauftragt. Einer der Patres, der früher schon als Weltpriester am gleichen Ort gewirkt hatte, war vom Bischof als Rector, die beiden andern als dessen Kapläne angestellt; in allen die Kirche und den Gottesdienst betreffenden Dingen standen sie ausschließlich unter dem Bischof, wie jeder andere Geistliche der Diöcese, nur in ihren persönlichen Angelegenheiten waren sie als Mitglieder des Ordens Untergebene des Superiors bei St. Christoph in Mainz. Merkwürdiger Weise galt nun auch ihre Anwesenheit am Wallfahrtsort, in der bischöflichen Kirche für eine „Ordensniederlassung“. Am 26. September wurde ihnen vom Landrath die Auflösung bis spätestens am 14. Januar 1873 angekündigt, zugleich aber für die Zwischenzeit jede priesterliche Thätigkeit in der Weise verboten, daß es für die Patres geradezu unmöglich war, das Verbot zu befolgen. „Infolge des Reichsgesetzes vom 4. Juli“ sollte den „in der Wallfahrtskirche von Marienthal wirkenden Priestern der Gesellschaft Jesu jede Ordensthätigkeit in Kirche und Schule, namentlich Missionen und M e s s e l e s e n“, von nun an verboten sein. Dagegen gaben am 27. September die Patres einen kräftigen Protest zu Protokoll: am 28. erfolgten sehr entschiedene Beschwer-

den der bischöflichen Behörde. „Abgesehen davon,“ sagte der greise Oberhirt nach Berufung auf die verfassungsmäßigen Garantien für freie Ausübung der katholischen Religion, „daß die Regierung keine Competenz in Sachen der katholischen Religionsübung hat, also ebenso wenig einem katholischen Priester das Messelesen, wie einem katholischen Laien das Messehören, oder beiden die Feier der heiligen Communion untersagen kann, enthält weder das Gesetz noch der Vollziehungsbeschluß des Bundesraths irgend welche Andeutung, daß denjenigen Priestern, welche zur Gesellschaft Jesu gehören, die Feier der heiligen Messe in einer unter bischöflicher Autorität stehenden Diöcesankirche verboten sein solle, namentlich auch dann, wenn diese Feier kraft eines Dienstverhältnisses zum Bischof und zu einer öffentlichen Diöcesankirche stattzufinden hat.“ Zugleich ließ der Bischof beim königlichen Landrath in Rüdesheim anfragen, ob nicht hier Mißverständnisse obwalteten. Aber er erhielt die kurze Antwort, das Verbot erstrecke sich auch auf das Messelesen, und der Landrath sei nicht in der Lage, das Verbot zurückzunehmen. Erst jetzt, 4. October, richtete der hochwürdigste Bischof einen Protest an die Regierung selbst. Doch dies erregte bei der königlichen Regierung zu Wiesbaden solchen Unmuth, daß der Amtmann am 21. October den Patres ankündigte, sie hätten „binnen drei Tagen einen Aufenthaltsort zu wählen“, widrigenfalls „die Ausweisung in Erwägung kommen müsse“. Die Regierung verfügte ferner, daß das den Herrn Priestern vom Herrn Amtmann kundgemachte Verbot der Ausübung einer Ordensthätigkeit „sich auch auf die Ausübung der Seelsorge, überhaupt auf jede priesterliche und seelsorgliche Thätigkeit erstrecke, so daß ihnen namentlich auch untersagt sei, in irgend welchem Gottesdienstlokal des Reichsgebiets zu predigen, Beicht zu hören, Absolution zu ertheilen, Messe zu lesen, und zwar weder feierliche noch stille oder Privatmessen, und Sacramente zu spenden“.

Inzwischen hatte jedoch schon am 18. October, sobald die ungünstige Antwort auf die früher eingereichte Immediateingabe an den Kaiser endlich eingetroffen war, der Oberhirte die drei Patres mit innigstem Bedauern und „wärmster

Verdankung ihrer bisherigen segensreichen Priesterthätigkeit in seiner Diöcese" nothgedrungen ihrer Stellung enthoben und ihnen seinerseits die Befugniß eingeräumt, Marienthal zu verlassen. Den Patres war kaum noch die Zeit gegönnt, sich mit P. von Doß als ihrem Obern über die nothwendigen Schritte für die nächste Zukunft zu berathen. Zwei derselben reisten dann sofort nach England, der dritte blieb nur, um nach dem Rathe des Superiors die häuslichen Verhältnisse noch zu ordnen. Derselbe 18. October hatte auch dem letztern die Enthebung von seiner Stellung bei St. Christoph gebracht. Auf seine Bitte, einen andern Priester mit der Leitung des Gottesdienstes an dieser Kirche zu betrauen, hatte der hochwürdige Bischof den Grafen von Galen an seiner Stelle als Rector bei St. Christoph ernannt, und noch am gleichen Tage bezog der neue Rector die Pfarrwohnung. So war der Polizei keinerlei Vorwand zu weiterem Einschreiten gelassen.

Aber schon am folgenden Tage erschien der Polizeirath abermals in St. Christoph, ein Ministerialschreiben mitzutheilen: „die Ordensniederlassung in St. Christoph sei aufzulösen und die noch dort befindlichen Patres hätten einen Aufenthaltsort zu wählen und anzugeben, wann sie dahin abgingen". Umgehend reichte P. von Doß dem großherzoglichen Kreisamt aufs neue einen Protest ein:

„Herr Polizeirath Künstler theilte dem Endesunterzeichneten Samstag den 19. October 1872 eine Entschließung hoher Regierung mit, worin die ‚Auflösung der in dem Pfarrhause zu St. Christoph in Mainz befindlichen Niederlassung' des Ordens der Gesellschaft Jesu verfügt und Auskunft begehrt wird, ‚ob und welchen Aufenthaltsort' die ‚noch in Mainz sich aufhaltenden Mitglieder dieses Ordens' sich für die Zukunft zu wählen und wann sie dahin abzugehen gedenken'. Die geschehene Eröffnung wurde nach Wunsch des Herrn Polizeiraths bescheinigt und der Unterfertigte, vordem Superior der an der St.-Christophs-Kirche fungirenden, vom hochwürdigsten Herrn Bischof dahin berufenen Priester, versprach, in Bälde die verlangte Auskunft zu ertheilen.

„Ich sehe mich genöthigt, vorab nochmals zu erklären, und zwar in Uebereinstimmung mit dem unter dem 13. August

d. J. vom hochwürdigsten Herrn Bischof von Mainz erlassenen Protest und Hochdessen kurz darauf erschienenem Diöcesanausschreiben, daß von einer ‚Ordensniederlassung‘ im Sinne des Gesetzes vom 4. Juli in St. Christoph die Rede nie sein konnte, demnach eine Auflösung gegenstandslos ist.

„Ich bemerke jedoch überdies, daß, was man eine ‚Ordensniederlassung‘ zu nennen beliebte, jedenfalls vorhanden zu sein aufgehört hat von dem Tage an, an dem Se. Hochwürden Herr Graf Dr. Maximilian von Galen, päpstlicher Kammerherr ꝛc., vom hochwürdigsten Herrn Bischof an meiner Statt zum Rector an der St.-Christophs-Kirche ernannt, in St. Christoph einzog.

„Zudem bewohnten St. Christoph in letzter Zeit, wie der Polizeibehörde wohl bekannt, nur mehr zwei Priester: Herr Michael Zöller, gebürtig von Seligenstadt, und der Endesunterzeichnete, Adolf von Doß, laut Gemeindebeschluß vom 20. September Bürger zu Viernheim im Großherzogthum Hessen.

„Die verlangte Anzeige des demnächst zu wählenden Aufenthaltsortes betreffend, sehe ich mich gezwungen, zu erklären, daß ich mich keineswegs für verpflichtet erachte, der Polizei eine desfallsige Eröffnung zu machen. Es ist mir nicht unbekannt, und Rechtskundige haben mir dies bestätigt, daß nur entlassene Sträflinge ihren jeweiligen Wohnort anzugeben gehalten sind, solange sie sich nämlich unter Polizeiaufsicht befinden. Jedenfalls beanspruche ich auch für mich die allen gesetzlich gewährleistete Freizügigkeit, und zwar in ihrem ganzen und vollen Umfange. Um jedoch Weiterungen vorzubeugen und der Gewalt weichend, die man etwa in Anwendung bringen wollte, zeige ich an, daß Herr Michael Zöller sich noch vor Ende November in seine Heimatgemeinde Seligenstadt zurückzuziehen und daselbst zu verbleiben gedenkt, bis sein hochwürdigster Diöcesanoberer oder die Verhältnisse ihn anderswohin rufen. Ich selber kann, so gerne ich es — angesichts der endlosen Behelligungen — auch thäte, Mainz schwerlich eher verlassen, als bis ich der Schulden ledig geworden, mit welchen ich mich infolge der seit fünf Jahren aus freiwilligen Beiträgen unternommenen und derzeit noch

nicht beendeten Restaurationsarbeiten an der ehedem so verfallenen St.-Christophs-Kirche belastet finde. Zudem ist Mainz, woselbst ich mich seit sieben Jahren aufhalte, mein Unterstützungswohnsitz[1], an dem ich — laut Reichsgesetz vom vorigen Jahre — auf Unterstützung Anspruch zu erheben berechtigt bin und auch erheben werde, sobald — bei gänzlicher Vernichtung meiner Berufsexistenz durch das willkürlichste aller Gesetze — meine anderweitigen, bereits sehr spärlich fließenden Hilfsquellen versiegt sein werden." Hierauf erwiederte ein an das großherzogliche Kreisamt in Mainz gerichtetes Ministerialschreiben:

„Die Gründe, welche der seitherige Superior der Jesuiten in Mainz, A. von Doß, für sein ferneres Verbleiben in Mainz inhaltlich Ihres Berichtes vom 22. vorigen Monats vorgebracht hat, sind von uns nicht stichhaltig befunden worden. Insbesondere ist die angebliche Bürgeraufnahme in Viernheim nicht nach den bestehenden Vorschriften erfolgt und darum bis jetzt in keiner Weise zum Vollzug gelangt.

„Wir beauftragen Sie nunmehr, den genannten beiden Mitgliedern des Jesuitenordens zu eröffnen, daß sie längstens binnen 14 Tagen vom Tag der Eröffnung an Mainz zu verlassen hätten, mit dem Beifügen

„1. an von Doß, daß ihm in keinem Orte des Großherzogthums der Aufenthalt gestattet werden könne, und er sich daher so einzurichten habe, daß er mit Ablauf der oben bestimmten Frist an irgend einem Orte des Großherzogthums nicht mehr sich aufhalte und auch später in einen solchen nicht mehr zurückkehre.

---

[1] Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 bestimmte, daß jeder Deutsche, der innerhalb eines Ortsarmenverbandes nach zurückgelegtem 24. Lebensjahr 2 Jahre lang ununterbrochen seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt habe, dadurch in demselben den „Unterstützungswohnsitz" erwerbe. Auf Grund dieses wurde P. Sander nach Auflösung des Jesuitencollegiums in Paderborn nicht gestattet, in seine Heimat Oppenheim zurückzukehren, da die dortige Gemeinde zu seiner Ernährung keine Verpflichtung mehr habe, eine solche vielmehr Paderborn zufalle, wo er zuletzt mehrere Jahre verweilt hatte.

„2. an Zöller, daß ihm der Aufenthalt in Seligenstadt versagt sei und ihm auch an einem andern Orte des Großherzogthums, wo er Gelegenheit zur Ausübung seiner Ordensthätigkeit habe, zu verweilen nicht gestattet werden könne. Er habe daher binnen acht Tagen nach der Eröffnung des Gegenwärtigen Ihnen die Wahl eines andern, diesen Voraussetzungen entsprechenden Aufenthaltsortes anzuzeigen, indem ihm, wenn er dies unterlasse, oder sich hierzu außer Stand erkläre, ein Aufenthaltsort angewiesen werden würde.

„Wir empfehlen Ihnen, darüber zu wachen, daß unsere vorstehenden Anordnungen, besonders bezüglich der Entfernung des von Doß aus dem Gebiete des Großherzogthums, pünktlich vollzogen werden, und sehen hierüber seiner Zeit, über die weitere Erklärung des Zöller aber Ihrer baldigen berichtlichen Vorlage entgegen. Da dem Reichskanzleramt über Namen und persönliche Verhältnisse der Betreffenden noch keine Mittheilungen gemacht worden sind, so sehen wir denselben entgegen. ... Gezeichnet: von Stark."

„Das ist in der That stark", schreibt dazu das Mainzer Journal.

Das Ende des Monats war unterdessen herangekommen. Noch weilte P. von Doß in Mainz, aber bei den endlosen polizeilichen Chicanen hatte er kaum mehr einen ruhigen Tag. Am 14. November wurde ihm mitgetheilt, daß er Stadt und Großherzogthum zu verlassen habe. Es waren an diesem Tage gerade 25 Jahre, seit das große blühende Jesuitencollegium in Freiburg, dem er damals angehört hatte, durch die Revolutionspartei in der Schweiz so jählings war zersprengt worden. Wie der 14. November 1847, so sollte der 14. November 1872 ihn zum Flüchtling machen; es war jetzt sicher, daß er weichen müsse. Am 16. November kündigte das Mainzer Journal sein Scheiden aus der Stadt als bevorstehend an: „Wir werden also in Bälde den letzten in Mainz noch übrigen Jesuitenpater von uns scheiden sehen, Herrn Adolf von Doß, einen geborenen Bayern, seit Januar 1866 Superior an St. Christoph."

„Sonntag, den 17. November," so berichtet das Mainzer Journal, „bestieg am Nachmittag während der Andacht

zum heiligsten Herzen Jesu der hochwürdigste Bischof von Mainz die Kanzel, und nach einer kurzen Predigt verlas er eine Erklärung in Sachen der Jesuiten. Denn um sich nicht durch die innere Erregung und das überwallende Gefühl zu Worten hinreißen zu lassen, die über seine Absicht in etwa hinausgingen, hatte er sich entschlossen, die genau abgefaßte Erklärung zu lesen:

„In diesen Tagen müssen uns die letzten Jesuiten verlassen. Einer ging bereits nach Amerika, einer nach Chili, einer nach Ostindien. So sind diese Männer, die still und friedlich hier vereint waren, schon in alle Welt zerstreut, die letzten folgen in den nächsten Tagen nach. Sie haben auf meine Bitte schon über zwölf Jahre in dieser Stadt gewirkt. Sie haben in dieser ganzen Zeit alle Pflichten eines Priesters mit musterhafter Treue erfüllt; dessen seid ihr alle Zeugen. Zu jeder Stunde, früh und spät, waren sie bereit, euch in euren Seelenanliegen zu dienen, eure Kranken und Sterbenden zu besuchen, auf der Kanzel Euch zu belehren, im Beichtstuhl euch zu trösten. Insbesondere sind sie euren Söhnen und Brüdern in der gefährlichsten Zeit ihres Lebens aufopfernde, liebevolle Freunde gewesen. Keinem in der ganzen Stadt und im ganzen Lande haben sie jemals wehe gethan. Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art haben sie schweigend ertragen. Bei aller rastlosen, unermüdlichen Arbeit haben sie nichts für sich gesucht, nicht Menschenlob, nicht Menschenlohn. Man hat ihnen kein Vergehen vorgeworfen, keine gesetzwidrigen Handlungen ihnen zur Last gelegt, keine Untersuchung gegen sie eingeleitet; man hat den alten Grundsatz: ‚Eines Mannes Rede ist keine Rede‘, bei den Anklagen gegen sie außer Acht gelassen; ungehört hat man sie verurtheilt. — Der einzige Grund des Verfahrens gegen sie sind nicht ihre Thaten, sondern ihre angeblichen Grundsätze, und nicht Grundsätze, welche die vertriebenen Männer selbst ausgesprochen haben, sondern welche ihre Gegner von ihnen behaupten. Dem hochwürdigen P. von Doß ist der Aufenthalt im ganzen Großherzogthum untersagt. Einem andern Pater aus Seligenstadt, den ich selbst geweiht habe, dessen Vater noch am Leben, ist der Aufenthalt in seiner Familie, ja in jedem

Ort des Landes verboten, wo er eine Ordensthätigkeit, d. h. eine priesterliche Thätigkeit ausüben könnte, also wohl an jedem katholischen Orte. Er muß folglich in einer rein protestantischen Gemeinde seinen Aufenthalt nehmen oder sein Heimatland gänzlich verlassen. Alles das geschieht, ohne daß es in dem Wortlaute des Reichsgesetzes begründet ist, ohne daß es selbst aus der Vollzugsverordnung durch eine juristische Interpretation gefolgert werden kann, ohne Urtheil, lediglich auf Befehl der Verwaltungsbehörde.

„Dem allem gegenüber können wir nichts thun, als diesen Männern unsern schwachen Dank nachrufen. Ich danke Ihnen als Oberhirt dieser Diöcese mit tief gerührtem Herzen für alles, was sie auf meine Einladung den Bewohnern dieser Stadt und Diöcese, den Lebenden wie den vielen bereits Verstorbenen auf ihrem Schmerzenslager und ihrem Sterbebette, Gutes erzeigt haben. Ich danke ihnen im Namen aller meiner lieben katholischen Jünglinge für alle Sorge und Liebe, welche sie ihnen in besonderer Weise erwiesen haben. Wir können nichts für sie thun, als für sie beten; beten, daß Gott sie stärke, alle diese Prüfungen um seines Namens willen geduldig zu ertragen; beten, daß er ihnen alles in der Ewigkeit vergelte, was sie für uns gethan, gelitten und gearbeitet haben; beten, daß er diese Zeit der Prüfungen abkürzen wolle. Damit reichen wir ihnen die Hand zum Abschied und sagen ihnen ein schmerzliches ‚Lebewohl‘. Ihr, Geliebte, werdet aber ihre Lehren, ihre Mühen, ihre Liebe nie vergessen, getreu auf dem Wege der Tugend und Gottesfurcht wandeln, den sie mit so vielem Eifer euch gelehrt haben, damit wir sie, wenn nicht auf Erden, doch gewiß einst dort wiedersehen, wo Gott ohne Ansehen der Person richtet und jedem vergilt nach seinen Werken.“

Der Eindruck dieser Worte auf die zahlreich versammelten Gläubigen war ein gewaltiger. Männer, deren Haare erbleicht, deren Nerven gestählt waren in jahrelangem Kampfe um das Leben, weinten. Aber jetzt, wo alle Hoffnung fernern Verbleibens sich zerschlagen hatte, trat an den müdegehetzten Ordensmann die Frage: wohin für die nächste Zukunft sich wenden? Diese Frage war keine leichte.

Wohl war es den Ordensoberen, dank dem großmüthigen Entgegenkommen einzelner hervorragender katholischer Familien, möglich geworden, für die beträchtliche Zahl der noch in den Studien begriffenen jüngeren Ordensmitglieder in mehreren Häusern in Holland einstweilen ein Obdach zu finden, anderen bot sich ein Unterkommen in England; viele der Priester, die bisher in Deutschland gewirkt hatten, sandte man, um Arbeit und Unterhalt zu finden, in ferne Missionen. Aber noch blieb eine Anzahl von Priestern übrig. Alle konnte und wollte man nicht in fremde Welttheile schicken. Noch war die Hoffnung nicht geschwunden, der dem deutschen Volke angestammte Sinn für Gerechtigkeit werde sich wieder regen; wenn die Aufregung verrauscht, werde man die leidenschaftliche Ueberstürzung erkennen, ruhigeres und gerechteres Urtheil würden sich Bahn brechen und den Vertriebenen die Rückkehr ermöglichen. Bei vielen mißriethen Alter, Krankheit und andere vernünftige Rücksichten, sie außerhalb Europa's zu schicken. Aber weder in den wenigen Häusern in Holland, noch in dem in England war Platz genug, alle aufzunehmen. Schon so machte die Enge und Unbequemlichkeit der Wohnung, das Zusammengepferchtsein in Häusern, die theilweise durch langes Leerstehen recht unwohnlich geworden waren, den Vertriebenen die Verbannung empfindlich fühlbar. Mitten im Lauf des üblichen Amtsjahres die Priester in Häuser fremder Provinzen zu schicken, wo Sprache, Sitten und Einrichtungen ihnen fremd sein mußten, ging gleichfalls nicht an. Selbst falls sich in einzelnen Häusern für einige Platz gefunden, und die dortigen Oberen eingewilligt hätten, waren sie dort brach gelegt. Was sollten sie thun und wovon sollten sie leben? Auch diese Erwägung fiel schwer in die Wagschale. Die plötzliche Auswanderung mehrerer Hundert Leute mit all ihren Habseligkeiten, den vielen Büchern und allem, was zur Einrichtung der neuen Häuser, wie zum Gottesdienst für so viele Priester nöthig war, verursachte enorme Kosten. Andererseits war für die Patres, die in den verschiedenen Städten in der Seelsorge thätig gewesen waren, eben dadurch auch der Unterhalt gesichert worden. Das alles fiel jetzt weg. Es handelte sich dem-

nach nicht bloß um einen passenden Aufenthaltsort und eine Wohnung für jeden einzelnen, sondern um einen Aufenthaltsort, an dem er arbeiten und seinen Unterhalt sich verdienen könnte. Da aber war guter Rath theuer und der Provinzial der zersprengten Ordensprovinz in tausend Aengsten und Nöthen. Da das Reichsgesetz nur Ordensniederlassungen untersagte, nicht aber dem einzelnen Jesuiten, zumal wenn er deutscher Abkunft war, den Aufenthalt in deutschen Landen verwehrte, so suchten natürlich diejenigen Patres, die wohlhabende Verwandte oder nahe Freunde in Deutschland hatten, zunächst ein zeitweiliges Unterkommen bei diesen. Auch P. von Doß dachte an Bayern, das er trotz der langen Entfernung stets lieb gehabt hatte, wo er Land und Leute kannte und in verschiedenen Diöcesen schon vorübergehend thätig gewesen war. Er wäre gern dahin gegangen, aber die Chicanen, denen schon einige Jahre zuvor die wenigen Jesuitenpatres in Regensburg ausgesetzt gewesen waren, und die Richtung, die zur Zeit die bayerische Regierung gegenüber der katholischen Kirche und katholischem Leben einnahm, machten ihn vorsichtig. Am 26. November richtete er daher ein Schreiben an das großherzogliche Kreisamt, dasselbe ersuchend, ihm vor seiner definitiven Ausweisung erst einen passenden Aufenthaltsort in Bayern anzugeben, woselbst er Hoffnung habe, unbehelligt bleiben zu können und standesgemäßen Unterhalt zu finden. Das Schreiben führt aus, daß er schon seit circa 41 Jahren aus seinem Geburtsort, seit bald 30 Jahren aber aus seiner Heimat Bayern überhaupt entfernt lebe, und daß demnach geringe Hoffnung vorhanden sei, er werde in Bayern Aufnahme und bei bestehendem Verbote „priesterlicher Thätigkeit" standesgemäßen Unterhalt finden. Am Schlusse heißt es:

„Indem ich diese Erwägungen großherzoglichem Kreisamt unterbreite, ersuche ich dasselbe, im Sinne des Vorstehenden bei großherzoglicher Regierung Schritte zu thun, jedenfalls aber zu verhindern, daß ich Stadt und Land eher verlassen muß, als bis die darüber befragte königlich bayerische Regierung mir einen passenden Wohnsitz gefunden und standesgemäßen Unterhalt zugesichert hat. Ein solches Begehren will mir so begründet erscheinen,

daß ich an Erfüllung desselben nur in der Voraussetzung zweifeln könnte, als wollten die Behörden mich endlosen Behelligungen und den widerwärtigsten Plackereien preisgeben."

Die Antwort des hessischen Ministeriums erfolgte schon sehr bald. Sie bestand in dem erneuerten Befehl der Polizeibehörde, Stadt und Großherzogthum unverzüglich zu verlassen, widrigenfalls man ihn auch wider sein Zuthun polizeilich hinausbefördern werde. Jetzt war seines Bleibens nicht mehr. Da die Arbeiten in St. Christoph seine Gegenwart noch wünschenswerth machten und er auch sonst noch einiges ordnen wollte, so verließ er, um ein Eingreifen der Polizei zu vermeiden, vorläufig zwar die Stadt, hielt sich aber in der Nähe, so daß er zeitweilig dahin kommen und dort sich aufhalten konnte. Am Vorabend des Festes der unbefleckten Empfängniß, Samstag den 7. December, waren alle Gymnasiasten, Realschüler und sonstigen Congreganisten benachrichtigt, P. von Doß sei in einer bestimmten Kapelle in Mainz von Mittag an im Beichtstuhl, und so zogen sie denn in hellen Haufen dahin, bei dem treuen Freund und Vater ihrer Seelen noch einmal das Herz auszuschütten und noch einmal das heilige Sacrament der Buße zu empfangen. Ungestört ging alles bis zum Abend. Am andern Morgen las er die heilige Messe, gleichfalls in Mainz, in St. Christoph aber war gemeinsame heilige Communion sämmtlicher Congregationen, an der 400 Männer sich betheiligten. Während des Hochamtes spielte der Pater die neue Orgel, die gerade tags zuvor so weit fertiggestellt worden war, zum ersten Mal. „Gestern," schrieb am 9. Dezember das „Mainzer Journal", „wurde die neue Orgel zu St. Christoph zum ersten Mal gespielt, und zwar von ‚dem von Doß'. Obgleich das Werk noch nicht vollständig fertig ist — es fehlen noch einige Register — und obgleich dasselbe noch nicht rein gestimmt ist, so freut es uns jetzt schon constatiren zu können, daß Herr Eberlein aus Worms (der Verfertiger der Orgel) hier ein Meisterwerk geliefert hat."

Nach dem Hochamt wurde gegen 12 Uhr mit den bei St. Christoph angestellten Priestern und einigen Freunden

das Henkermahl eingenommen, zugleich zur Feier der Einweihung der neuen Orgel. Ein Wohlthäter hatte zu dieser Gelegenheit eine prächtige Torte geschickt mit der Aufschrift: „Dem gewandten Orgelspieler“. Während des Essens wurde P. von Doß mehrmals abgerufen, da verschiedene Deputationen sich eingefunden hatten, ihm Lebewohl zu sagen. Gegen Ende des Mahles erschien zum Abschied auch ein hervorragendes Mitglied des Domkapitels. Der edle Mann, der bis dahin den Patres bei St. Christoph schon so viele Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, wollte dies auch noch in der letzten Stunde thun.

Nun aber hatte die Stunde des Scheidens geschlagen. In Begleitung einiger katholischer Männer von Mainz machte sich P. von Doß auf den Weg zum Bahnhof, wie sonst in dem einfachen schwarzen Kleid, das die deutschen Jesuiten zu tragen pflegten. Je weiter sie kamen, desto mehr wuchs die Zahl der Begleiter. Aus jeder Straße, an der sie vorüber kamen, strömten Männer und Jünglinge herzu; es waren zuletzt etwa 500 katholische Männer von Mainz. Am Bahnhof war alles gedrängt voll. Der Pater legte jetzt das Ordenskleid ab, bestieg den Zug und unter endlosen Hochrufen der versammelten Menge verließ er sein geliebtes Mainz.

„Gestern Nachmittag,“ so schrieb man der „Germania“ aus Mainz, „zwischen 1 und 2 Uhr herrschte am hiesigen Ludwigsbahnhofe ein Leben und Drängen, wie es an dieser frequentesten Stelle der Stadt zu den Seltenheiten gehört. Ja, es verbreitete sich die Ansicht, der Kronprinz des deutschen Reiches müsse die Stadt passiren. Aber kein hoher Reisender berührte unsere Stadt, ein demüthiger Ordensmann erhielt das Geleite in die Verbannung. Der hochwürdige P. von Doß S. J. verließ die Stadt, in der er sieben Jahre lang segensreich gewirkt — um sich den Gesetzen des Reiches zu fügen. Wer ihn kennen lernte, der lernte ihn verehren und lieben. Allen, die sich an ihn wandten, war er ein besorgter Vater. Dieser Mann konnte nicht in der Stille und Dunkelheit von hier wegziehen. Und so ließen es sich denn seine zahlreichen Freunde nicht wehren, ihm öffentlich den Zoll ihrer Dankbarkeit darzubringen. Begleitete den hochverehrten Mann erst eine

kleine Zahl Getreuer von seiner Wohnung aus, so wuchs die Schaar auf dem Wege, bis an dem Bahnhof Wartesaal und Perron dieselbe nicht zu fassen vermochten. Es war ein rührendes Scheiden, als sich die stürmischen Hochrufe mit den heißen Wünschen vereinten, den Verbannten bald wiederzusehen. Auf Wiedersehen! rief wohl keiner, der nicht die sicherste Hoffnung darauf gehegt hätte. Von den schmerzlichen Segenswünschen seiner Verehrer geleitet, trat Herr von Doß seine Fahrt nach seinem frühern Heimatlande an. Auf Wiedersehen!"

Am gleichen Tage veröffentlichte P. von Doß einen Abschiedsgruß an seine braven katholischen Mainzer:

„Durch die Gewalt gezwungen, Mainz und das Großherzogthum zu verlassen, und nicht im Stande, in der so kurzen Frist, die mir gelassen wurde, von allen denjenigen persönlich Abschied zu nehmen, welchen die Patres zu St. Christoph überhaupt und im besondern ich zu Dank verpflichtet oder sonst durch freundschaftliche Beziehungen verbunden sind: sage ich auf diesem Wege allen ein herzliches Lebewohl und bitte sie, ihr Wohlwollen den Patres zu bewahren und derselben in ihren Gebeten eingedenk zu bleiben. Ich danke zumal noch jenen auf das innigste, welche mich bei Restauration der St.-Christophs-Kirche so freigebig und ausdauernd unterstützt und durch ihre Opferwilligkeit dies uralte Gotteshaus, die Wohnstätte des berühmten Mainzer heiligen Kreuzes, wieder zu Ehren gebracht haben.

Mainz, den 8. December 1872.

Adolph von Doß, S. J.
vordem Superior an St. Christoph."

Aber auch einen letzten freimüthigen Protest hatte er vor seinem Weggang noch erlassen, in dem Augenblick, da er der Gewalt wich:

„Durch den mir am 14. November mitgetheilten und etwa drei Wochen später in Beantwortung einer von mir inzwischen eingereichten Vorstellung in schroffster Form und unter Androhung von Gewalt erneuerten Befehl großherzoglichen Ministeriums des Innern gezwungen, Mainz

und das Großherzogthum zu verlassen, wiederhole ich zunächst meinen am 14. August vor Herrn Polizeirath Künstler erhobenen und tags darauf dem großherzoglichen Kreisamt überschickten, von diesem jedoch zurückgewiesenen Protest, das Verbot der priesterlichen Thätigkeit betreffend, und erkläre noch einmal, daß der Staat nicht das mindeste Recht besitzt, in die geistliche Sphäre einzugreifen und einem von seinem Bischofe approbirten Priester die Darbringung des heiligen Meßopfers, die Verkündigung des Wortes Gottes, die Spendung des heiligen Sacramentes, den seelsorglichen Verkehr mit den Gläubigen zu untersagen. — Ich erneuere ferner meine Verwahrung vom 21. October, welche die Zumuthung der Polizeibehörde zum Gegenstand hatte, einen künftig zu wählenden Aufenthaltsort anzugeben, um mich da polizeilich überwachen zu lassen. Obschon längst durch den Gang der Ereignisse und die gemachten Erfahrungen belehrt, daß es — infolge des Gesetzes vom 4. Juli — für mich, Priester der Gesellschaft Jesu, kein Recht gibt und ich schlechterdings jeglicher Willkür der Behörden preisgegeben bin, so kann und will ich es doch nicht versäumen, gegen diese Verkümmerung eines guten klaren Rechtes bis ans Ende Protest zu erheben und Deutschland wissen zu lassen, wie man mit seinen Landeskindern und mit seinen Priestern umgeht. Man raubt mir das Recht der Freizügigkeit: ich protestire dagegen; denn ich habe es durch keine nachweisbare oder wohl gar gerichtlich erhärtete Schuld verwirkt. Man stößt mich aus Mainz, ja aus dem ganzen Großherzogthum Hessen hinaus: ich protestire dagegen; denn es ist mir unerfindlich, warum mir unbescholtenem, keines Vergehens überwiesenem Deutschen der Aufenthalt in Stadt und Land versagt sein solle, indessen jeder Nächstbeste im deutschen Reiche sich aufhalten darf, wo und in welcher Eigenschaft es ihm beliebt. Man entreißt mich meiner Berufsthätigkeit und macht mich existenzlos: ich protestire dagegen und nenne es schreiendes Unrecht, auf bloßes Vorgeben der ‚Staatsgefährlichkeit‘ hin ohne Anklage und Verhöre einen Priester des Landes zu verweisen und ihn, nachdem man ihm untersagt, die Pflichten eines Standes zu erfüllen, dem er durch Weihen und Gelübde unabänderlich angehört, fremder Mildthätigkeit zu

überantworten. Schließlich protestire ich noch gegen die so inhumane, in ganz Deutschland mit Staunen vernommene Art des Vorgehens des derzeitigen großherzoglich hessischen Ministeriums. Inhuman war sie in Anbetracht der nichts weniger als edelmännischen Form; inhuman ist sie, insofern man nicht einmal die paar Wochen mehr abwarten mochte, innerhalb welcher ich die durch langjährige Sorgen und Mühen zu Stande gebrachte Restauration der hiesigen St.-Christophs-Pfarrkirche zu Ende geführt haben würde. Gegen alles dieses und gegen die Quelle all dieser Ungerechtigkeiten und Härten, das vorerwähnte Gesetz vom 4. Juli, lege ich auf das entschiedenste Verwahrung ein und behalte mir ausdrücklich alle meine persönlichen und sonstigen zuständigen Rechte vor. Jedenfalls wird einstmals der Tag kommen, an dem einem jeden sein Recht wird und alle Menschen zur Rechenschaft gezogen werden, auch jene, die da Gesetze machen, oder machen helfen, oder an ihrer Ausführung sich betheiligen; vor Gott gilt ja kein Unterschied des Standes oder der Person, er richtet alle nach ihren Werken."

Mainz, den 8. December 1872. A. von Doß S. J.

Am 9. December schrieb das „Mainzer Journal": „Der letzte Jesuit hat jetzt Mainz verlassen."

9. Das Versteck.

„Du wirst erfahren," so hat einst ein großer Verbannter zu sich sagen hören, „wie sehr fremdes Brod nach Salz schmeckt, und welch harter Weg es ist, fremde Treppen auf- und abzusteigen." [1] Unser Pater, zum vierten Male in seinem Leben auf der Flucht, zum zweiten Male in der Verbannung, erfuhr weit mehr jenes andere Wort: „Selig, die da Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn

[1] Dante, Parad. 17, 20.

ihrer ist das Himmelreich. Selig ihr, wenn sie euch beschimpfen und verfolgen, und euch alles Böse fälschlich nachsagen meinetwegen; freuet euch, jubelt, denn reich ist euer Lohn im Himmel." Er war nicht politischer Flüchtling; er war ein katholischer Priester, den um seines Glaubens und des Namens Jesu willen Vorurtheil und Ungerechtigkeit seiner segensreichen Thätigkeit entrissen, seiner Existenz beraubt hatten. Noch in seinem letzten Protest hatte er deshalb auch mit aller Offenheit erklärt, daß er sich „ausdrücklich alle seine persönlichen und sonstigen zuständigen Rechte vorbehalte". Das „Gesetz" — wenn man es so nennen darf — mochte man auch seinen Wortlaut noch so sehr dehnen, untersagte dem einzelnen deutschen Jesuiten den Aufenthalt im deutschen Reiche nicht. In den kaum zur Nothdurft eingerichteten Häusern in Holland war für ihn kein Platz, eine andere Stellung war noch nicht gefunden, den kranken, gebrochenen Mann in überseeische Missionen zu schicken, konnte den Oberen nicht beifallen, und so entschloß er sich, einstweilen ruhig in Deutschland zu bleiben. Ein hochherziger und muthiger katholischer Mann, ihm schon länger befreundet, hatte ihm sein eigenes Haus als Zuflucht angeboten. Der Ort lag günstig und der Pater nahm es an. Aber er war vorsichtiger als seine übrigen Ordensbrüder, welche gleichfalls dem Provinzialobern die schwere Sorgenlast dadurch hatten erleichtern wollen, daß sie bei Verwandten oder Freunden in Deutschland eine einstweilige Unterkunft suchten. Aus Köln, Essen, Stolberg, aus dem Elsaß, kurz überall, wo einer der Patres zu seiner Familie sich zurückgezogen hatte, wurde er schon nach ganz kurzer Zeit rücksichtslos ausgewiesen. So im Februar auch ein Landsmann unseres Paters aus Bayern. Der Sprosse einer im Lande angesehenen Familie, hatte sich dieser nach Auflösung des Ordenshauses, dem er bis dahin angehört hatte, körperlich leidend in seine Heimat nach Landshut zurückgezogen. Von Seiten der städtischen Behörde war dem Aufenthalt des anspruchslosen Ordenspriesters keinerlei Schwierigkeit in den Weg gestellt worden. Aber völlig unvermuthet traf ihn der Befehl der königlichen Regierung, innerhalb drei Tagen die Stadt zu verlassen. Eine Eingabe an das

Ministerium wurde schroff und abschlägig beschieden. P. von Doß hütete sich wohl, solchen selbst im sogenannten „Jesuitengesetz“ durchaus nicht begründeten Gewaltacten sich auszusetzen, und zog es daher vor, einstweilen strenges Incognito zu wahren.

Der Ort, den er zu seinem Versteck gewählt hatte, war gerade, wie er ihn wünschte und brauchte. Noch im Herzen Süddeutschlands gelegen, war er nicht zu weit entfernt von den Stätten seiner bisherigen Wirksamkeit. Aus Mainz, Hadamar, Frankfurt, Fulda, Würzburg u. s. w. konnten die jungen Leute zu ihm kommen ohne allzugroße Unkosten, und manche thaten es auch zuweilen, besonders von seinen braven Mainzern. Auch aus anderen, noch entfernteren Orten suchte hie und da ein junger Freund „Onkel Adolf“ in seinem Gefängnisse auf, um bei ihm wieder einmal das Herz auszuschütten und sich neue Kraft und neuen Muth zu holen für den Dornenpfad der Tugend in böser Zeit.

Es dauerte auch nicht lange, so hatte sich an dem Ort seines Versteckes selbst ein Kreis braver katholischer Knaben um den fremden Mann gesammelt, die mit gleicher Liebe an ihm hingen, wie vordem die Knaben in Bonn oder Mainz, deren reine Herzen er nun für die Gnade Gottes formte und von Tag zu Tag empfänglicher bildete. Die Knaben wußten schon, wer der Fremde sei, aber bei dem männlichen Sinn, der unter ihnen heimisch war, hielten sie strenges Geheimniß.

So war es ihm denn gelungen, aus nicht allzuweiter Entfernung der Vollendung der Restauration von St. Christoph zuschauen zu können, und auch ferner noch in einiger Nähe bei seinen jungen Freunden sich zu behaupten, um wie ein besorgter Hausvater noch für einige Zeit über die frische junge Saat zu wachen, die so kräftig und vielversprechend in hunderten von Jünglingsherzen aufgekeimt war. Vielleicht mochte er, wie mancher andere, der schönen Hoffnung sich hingeben, das ungerechte Gesetz, das seine Brüder außer Landes wies, würde nicht lange in Kraft bleiben. Wurde es wirklich zurückgenommen, so war er gleich an Ort und Stelle.

Da ihm sein eigenstes Arbeitsfeld, die Seelsorge, und selbst das Auftreten als Priester nur in geringstem Maße

verstattet war, so hatte ihn der Zwang der Nothwendigkeit und der Wunsch der Oberen für dieses Jahr auf die schriftstellerische Thätigkeit angewiesen. Er brachte zu dieser Beschäftigung eine entschiedene Befähigung mit. Die kurzen markigen Sätze, fast aphoristisch aneinandergereiht und doch so fesselnd, die Fülle und Kraft seiner Bilder haben etwas so eigenthümlich Originelles; alle Schriften, die er als selbständige Bücher herausgegeben hat, sind ein so glücklicher Griff und mit so richtigem praktischem Blick angelegt, daß man es bedauern möchte, ihn nicht länger und mehr auf diesem Gebiete thätig zu sehen. Denn dies verräth Gaben, die nicht allzuhäufig bei unseren modernen Schriftstellern sich finden. Dank der ungesunden Ausbildung unseres Zeitungswesens und dem alles beherrschenden Einfluß des Zeitungsstils ist ein origineller Stil im guten Sinne des Wortes nachgerade eine Seltenheit geworden.

Indessen war es doch nicht so leicht, auch für einen begabten Mann, jetzt mit 50 Jahren auf einmal anzufangen, den Schriftsteller zu spielen. Nach jahrelanger Zurückgezogenheit in der Stille des Ordenshauses war er 17 Jahre hindurch unausgesetzt und mit Aufbietung all seiner Kräfte in der Seelsorge thätig gewesen, in keinem der literarischen Gebiete hatte er so auf dem Laufenden bleiben können, wie es für den nothwendig ist, der mit Erfolg als Schriftsteller auftreten will. Und nun saß er da in seinem Versteck fast nur mit Papier und Tinte. Wohl stand in seinem Zimmer die kleine Bibliothek seines Gastfreundes, aber was war dies für einen Schriftsteller? Doch es war etwas in ihm, was weder Alter, noch Uebermüdung, noch Körperleiden, noch Jesuitengesetz ihm hatten entreißen können. Sein großes, apostolisches Herz hatte er mit sich in die Verbannung getragen, und das wollte nicht ruhen und stille stehen. Er hatte seine lieben Jünglinge, vor allem seine Mainzer Congreganisten, noch nicht aufgegeben. Auch als Schriftsteller war er nicht so sehr Schriftsteller als Jugendapostel. „Durch die so ungerechtfertigte, weit über den Wortlaut hinausreichende Anwendung dieses (Jesuiten-) Gesetzes," schrieb er in der Vorrede zur ersten seiner Arbeiten, „zu unfreiwilliger Muße

verurtheilt, aus der Schule, aus dem Beichtstuhl, von der Kanzel, ja selbst vom Altare vertrieben, verjagt überdies von der Stätte langjährigen Wirkens und von Ort zu Ort gehetzt, verfüge ich nur mehr über das geschriebene Wort als Mittel des Verkehrs mit jenen, welche mir einst nahe standen. Und dennoch — wann wäre es mir je ein größeres Bedürfniß gewesen, mit euch, meine jungen Freunde, zu verkehren und wohlgemeinte Worte der Warnung, der Belehrung, des Trostes, der Ermunterung an euch zu richten?" Was er in jenem Jahre geschrieben hat, schrieb er denn auch für die deutschen Jünglinge. Sein erstes Büchlein, im Winter 1872 auf 1873 in der Verbannung verfaßt, enthält gleichsam das Testament, das er scheidend seinen geistlichen Kindern hinterließ. Liebe zur Reinheit hatte er stets vor allem in ihre Herzen pflanzen wollen, das war die kostbare Perle, die er sie suchen und finden lehrte in den unsteten Meereswogen dieses Lebens. Jetzt beim Scheiden faßte er nochmals all ihre Schönheit, ihren Glanz und ihre Kostbarkeit in Eins zusammen und hinterließ das Bild der „Perle der Tugenden" seinen jungen Freunden als Andenken[1]. Es sollte ihnen stets ins Gedächtniß zurückrufen, wovon er ihnen so oft gesprochen, was er mit so vieler Geduld und Mühe bei ihnen angestrebt hatte. Es sollte sie aber auch nimmer ruhen lassen, bis sie diese kostbare Perle sich erworben hätten. Die kleine Schrift enthält das hohe Lied von der Reinheit. Alles, was Glaube und christliche Vernunft, was die Heilige Schrift, die heiligen Väter, die Theologen und Geistesmänner der Kirche über die Tugend der Reinheit lehren, ist kurz und ansprechend in der Form von kleinen Betrachtungen zusammengestellt: ihr Werth für den Jüngling, gezeigt aus den Worten der Schrift, aus dem Beispiel Christi, des Liebhabers reiner Seelen, aus den ehrwürdigen Schriften der großen Kirchenväter. Dann wird ihr inneres Wesen entrollt, der Adel, den sie verleiht durch ihre Beziehungen zu den reinen Geistern des Himmels, wie durch die Schwere der Kämpfe, deren Preis sie ist. Aber es wird auch ge-

---

[1] „Die Perle der Tugenden", Gedenkblätter für christliche Jünglinge, von P. Adolf von Doß. Mainz, Kirchheim.

warnt. So kostbar das Gefäß, so zerbrechlich ist es. Die Mühen der Wachsamkeit, die sie infolge dessen verlangt, werden jedoch wieder versüßt durch den Anblick ihrer Schönheit. Sie ist ja die weiße Lilie über dem dunkeln Moor, sie ist die kostbare, strahlende Perle. Ist so die Liebe zur Tugend recht wachgerufen, so zeigt der erfahrene Seelenführer seinen jungen Freunden eingehend, wie dieselbe zu erwerben und zu bewahren sei. Die verschiedenen Mittel hierzu mit ihrer Schwierigkeit, aber auch mit ihrer Wirksamkeit, werden im einzelnen abgewogen. So mannigfach und schwierig jedoch diese Mittel, fast ebenso viele herrliche Früchte der Tugend der Reinheit stehen als Lohn dafür in Aussicht. So wird der Jüngling, der dem Gang der Betrachtungen mit Aufmerksamkeit gefolgt, von ganzem Herzen in das schöne Gebet um die Gabe der Reinheit einstimmen, mit dem das Büchlein sinnvoll schließt. Die Anordnung in diesem Schriftchen ist die einfachste von der Welt, die Sprache schlicht und klar wie die lautere Quelle. Nur selten erhebt sie sich zu jener poetischen Fülle und packenden Schönheit, die an so vielen Stellen der „Gedanken und Rathschläge" hervortreten. Schriftsteller und Kunst der Darstellung treten mit Absicht ganz zurück. Nur die Perle soll glänzen, und Perlen heben sich ja am schönsten auf mattgoldenem Grunde, wo nicht das Gefunkel der Fassung die Wirkung stört. Nirgends ist es hier der Schriftsteller, der gefallen, aber in jedem Wort der Apostel, der wirken will. Die einzelnen Kapitel sind noch kürzer geworden, als in den „Gedanken und Rathschlägen", und doch enthält jedes derselben nebst der eigentlichen Betrachtung in wenigen, inhaltreichen Zeilen ein meist sehr beredtes Beispiel aus dem Leben der Heiligen oder priesterlicher Erfahrung und schließt dann mit dessen kurzer Nutzanwendung. Man sieht aus allem: das Büchlein ist nicht nur für heranreifende Jünglinge und junge Männer berechnet, wie jenes erste Werk, sondern auch für Knaben. In der That war es geschrieben für seine theure Mainzer Jugend, für groß und klein, wie er sie dort gekannt hatte. Eine doppelte Aufgabe wird demnach durch das Werkchen gelöst: einen so schwierigen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, ohne auch der zartesten Kinderseele

einen Anstoß zu bieten, zugleich aber dies in solcher Weise zu thun, daß dieselbe Schrift jeder Altersstufe zum Nutzen und Wohlgefallen sein kann. Der Knabe, der sich eben zur ersten heiligen Beicht vorbereitet, wie der junge Akademiker, der schon bald am Endpunkte einer langen Vorbereitungsschule fürs Leben steht, werden mit gleicher Erbauung jedes einzelne Kapitel lesen und überdenken. Es ist ein in seiner Art classisches Büchlein, das man nicht genug unter der Jugend verbreiten kann, und die Anspruchslosigkeit, mit der es auftritt, vermag nicht die reiche Erfahrung, das Nachdenken und die Mühe und weit weniger die mächtige Liebe zu Tugend und Jugend zu verbergen, denen es sein Entstehen verdankt.

War es ihm hier schon durch den gewählten Gegenstand nahegelegt, sein geschriebenes Wort an seine „jungen Freunde" zu richten, so wußte er dies auch zu erreichen, wo er als Mitarbeiter der Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach" über verschiedene Gegenstände einzelne Artikel schrieb. Auch dort spricht er eigentlich stets zu den deutschen Jünglingen, und überall hört man den Jugendapostel heraus. „Gibt es wohl etwas Lehrreicheres," fragt er im Hinblick auf ein Werk, das er eben besprach, „als den Einblick in dieses Wühlen der finsteren Gewalten, in dieses Ringen der Nacht mit dem Tag, des Dunkels mit der Helle? Ueberdies stehen ja auch wir inmitten ähnlichen Kämpfens und Ringens." — „Ein Mann, der so viel gerungen, um sein besseres Ich wieder zur Geltung zu bringen," schreibt er über Clemens Brentano, „der gegen die Mißgunst, welche ihm seine kirchliche Richtung zuzog, mit solcher Seelengröße angekämpft, der dabei rein und voller Adel, Dichter gleichsam von Natur, auch in Ansehung des bloß Technischen als vollendeter Meister gelten kann: ein solcher Mann, groß als Mensch, groß als katholischer Dichter, muß fortleben in der Erinnerung, seine Schöpfungen dürfen nicht unter den Schutt gerathen, welchen die Zeit rings um uns her aufhäuft." Dann ruft er wieder mit P. Bresciani seinen Lesern zu: „Ich bitte und beschwöre euch, keine andere Zuflucht und nirgend anderswo Heil zu suchen, als im Glauben und bei der Kirche; ihr gehorchet, sie ehret, an ihr haltet fest;

unterstützet, fördert diese Kirche, die allein noch im Stande ist, die Menschheit, die Familie, die Gemeinden, die Völker, die Staaten auf bessere Bahnen zu führen und dem Ideale näher zu bringen!" Mitten in der schlimmsten Hitze des Culturkampfes war es eine beredte und wohlverständliche Predigt, wenn er in einem Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach" von den Vergewaltigungen erzählte, welche die Priestercandidaten des Seminariums in Gent von Napoleon I. einst zu erdulden hatten. Gegen die Wünsche der Regierung hatten sich die braven jungen Leute geweigert, einen unrechtmäßigen Staatsbischof als ihren Oberhirten anzuerkennen, und wurden deshalb unter empörenden Umständen erst als Festungsgefangene nach Wesel gebracht, dann selbst in den Soldatenrock gesteckt. Die große Mehrzahl erlag dem äußersten Elend, aber sie starben als Sieger; denn keine Mißhandlung hatte sie vom Pfad des Rechten noch von ihrem priesterlichen Beruf abzubringen vermocht. Es war ein erhabenes Beispiel, aber auch eine ernste Warnung für die jungen Priestercandidaten in jenen stürmischen Tagen, um so eindringlicher, je zeitgemäßer sie war. „So viel Leides," schließt unser Pater, „hat der tyrannische Wille eines übermüthigen Fürsten (Napoleons I.) über junge Männer gebracht, deren einziges Verbrechen darin bestand, den Gesetzen der Kirche Folge geleistet und einen Beruf nicht feige verlassen zu haben, der ihnen theuer war. Gott hat den Mann gerichtet . . . Möchten andere sich dieses Beispiel zu Herzen nehmen!" [1] — „Wohl leben die Ereignisse von 1867 noch frisch im Gedächtniß des Katholiken fort," meint er im Hinblick auf die Schlacht bei Mentana bei einer andern Gelegenheit, „dennoch erquickt er sich zuweilen gern in höherem Maße an der heroischen Hingabe jener edlen Männer und Jünglinge, welche sich damals der so gerechten Sache des Heiligen Stuhles weihten."

Das letzte Werk, durch das er aus seinem Versteck heraus für seine lieben deutschen Jünglinge thätig sein wollte, ist sein Büchlein über die Standeswahl [2]. „Jüng-

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach 1873. Bd. V, S. 447.

[2] Die Standeswahl, im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet, von P. Adolf von Doß. Mainz, Kirchheim.

lingen, die, an der Grenzmarke des reifern Alters angelangt, sich nach einem Wegweiser umsehen, bezwecken diese Blätter zu dienen.“ Thatsache ist es ja, daß unsere Jugend an diesen Schritt, der fürs ganze Leben, oft für die ganze Ewigkeit entscheidend ist, völlig plan- und rathlos und aller höhern Anschauung bar heranzutreten pflegt. Und gewiß war es ein glücklicher Gedanke, wenn ein so erfahrener Freund der Jugend es unternahm, dieser die ewigen Grundsätze des Glaubens über die „wichtigste Lebensfrage“ ins Gedächtniß zu rufen. Es sind, wie er selbst sagt, „nur Aphorismen, Erwägungen und Rathschläge“, nur *seine* Anschauungen und Erfahrungen, in schlichter Form jungen Leuten zu eigenem Nachdenken dargeboten, wie Worte eines wohlmeinenden Vaters an seine Söhne. Die Grundsätze einer christlichen Standeswahl werden dargelegt, die Bedeutung derselben und die Fehler, die leicht dabei begangen werden, ins Licht gestellt, die verschiedenen Stände mit ihrer Aufgabe, ihren Voraussetzungen und Gefahren der Reihe nach vorgeführt und dann die praktische Anleitung zu einer guten Wahl gegeben. Es ist die „geschriebene Vernunft“, wozu nur der Glaube die Feder geführt hat. Auch die zeitlichen Rücksichten und berechtigten Fragen verschiedener Art sind nicht unbeachtet geblieben. Ein junger Mann, der Rath sucht, wird ihn hier finden. Dagegen ist aller überflüssige Redeschmuck, jede überflüssige philosophische oder ascetische Betrachtung vermieden. Die Frage ist ihm zu ernst, um etwas anderes hereinzuziehen, als was streng zur Sache gehört. So werden die Pflichten und Gefahren eines christlichen Hausvaters, von denen er in seinen „Gedanken und Rathschlägen“ bei Gelegenheit der Standeswahl gesprochen, und alles, was die gewöhnlichen Bücher über Standeswahl hinsichtlich des Unterschiedes zwischen ehelichem und unehelichem Stand, hinsichtlich des Familienlebens u. s. w. auszuführen pflegen, hier fast völlig unberührt gelassen. Denn es handelt sich für ihn nur darum, daß der Jüngling nach den Grundsätzen des Glaubens seine künftige Berufsart wähle, d. h. jenen festen Umkreis von Thätigkeiten, durch welchen er seine geistigen und körperlichen Anlagen am besten verwerthen und der Gesammtheit am nützlichsten machen kann,

während er dadurch zugleich sein leibliches Dasein erhält oder sorgenfrei gestaltet, seine Seele sicher und nach dem Willen Gottes dem Haus der Ewigkeit zuführt.

Die „Perle der Tugenden" erlebte 1885 bereits die vierte, die „Standeswahl" die zweite Auflage. Außerdem hatte er beide Schriftchen zusammen als „Gedenkblätter für die christliche Jugend" herausgegeben. Denn er glaubte, die Bewahrung der Unschuld und die Wahl des rechten Lebensstandes seien die weitaus wichtigsten Aufgaben des christlichen Jünglings und gehörten somit nothwendig zusammen. Bei der zweiten Auflage der „Standeswahl" schrieb er von Rom aus zu Neujahr 1885: „Es gereicht mir zu nicht geringem Troste, dasselbe an den Altären der drei großen Jugendpatrone, des hl. Aloysius, des hl. Stanislaus und des sel. Johannes Berchmans, niederlegen und ihm ihren Segen zum neuen Rundgang erflehen zu können." An diesem Segen hatte es den beiden Büchlein von Anfang an nicht gefehlt. So waren die Monate, die er als Verbannter im Versteck zuzubringen sich genöthigt sah, keine unfruchtbaren gewesen, und nachdem jetzt der Mund erstarrt ist, der einst so machtvoll die katholischen Jünglinge Deutschlands zur Tugend und zum Dienste Gottes mahnte, reden noch seine Schriften. Das Jesuitengesetz wollte seine Thätigkeit vernichten und hat sie statt dessen in diesen beiden Schriften verewigt.

Aber den Feinden seines Ordens war noch nicht genug mit dem unrühmlichen Triumph, den sie durch das Jesuitengesetz und die Art seiner Ausführung erstritten hatten. Auch jetzt, da der eifrige Priester, der Wirksamkeit in der Seelsorge und selbst der freien Bewegung im deutschen Vaterland beraubt, schonungslos herausgerissen aus dem Kreis seiner bisherigen so segensreichen Thätigkeit, fern von seinen Mitbrüdern und Freunden, im einsamen Versteck von den gewaltsamen Aufregungen und Mühen des letzten Jahres etwas zu rasten suchte und still an seinen Erbauungsbüchlein für die deutsche Jugend schrieb, sollte er von Verdächtigungen und Angriffen der kirchenfeindlichen Presse noch nicht unbehelligt bleiben.

Am 17. April 1873 brachte die kirchenfeindliche „Mainzer Zeitung" außer sonstigen Angriffen der gehässigsten Art

gegen „Ultramontane“ und „Jesuiten“ folgende Denunciation. „Der Jesuitenpater von Doß, so wird uns mit Bestimmtheit mitgetheilt, hat sich einen Bart wachsen lassen, taucht in modernen carirten Kleidern, einen Zwicker am Gummibändchen, wie ein Commissionär aussehend, bald in Wiesbaden, bald in Frankfurt, bald an anderen Orten der Nachbarschaft auf, gibt alsdann seinen Schäfchen am hiesigen Gymnasium Kenntniß von seiner Nähe, und diese setzen so ihre Verbindung, welche sie auf schriftlichem Wege ohnedies unterhalten, auch durch zeitweise persönliche Begegnungen fort. Neulich sollen acht bis zehn Gymnasiasten bei ihm gewesen sein und ihm Geldspendungen gemacht haben. Man sieht hieraus, wie sich ein Jesuit an das Gesetz bindet. Das Gesetz, welches ihn und seine Ordensthätigkeit vom deutschen Reichsgebiete ausschließt, ist wohl da, aber nicht für ihn, weil er nach dem Grundsatz, der alle Gesetzwidrigkeit deckt: ‚Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen‘, sein Gewissen an kein Gesetz, von Menschen erlassen, wenn es ihm nicht paßt, gebunden hält. Die Zustände, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, sind in den Augen eines Jesuiten nur provisorisch. Mit Sehnsucht sieht er dem Augenblick entgegen, der diesen verhaßten provisorischen Zuständen ein Ende machen soll. ... Unter allen Umständen muß in der Jugend, besonders in der studirenden Jugend, aus welcher die Diener des Staates und der Kirche hervorgehen, fort und fort das rechte Bewußtsein wach erhalten werden, damit es den Jesuiten, wenn die Uhr schlägt, nicht an Gehilfen fehle. Hoffentlich wird es einmal gelingen, den vagabundirenden Commissionär am Kragen zu fassen und ihm sein Schmuggelgeschäft zu legen.“

Die Antwort darauf gab das „Mainzer Journal“ unter der Aufschrift: „Aschaffenburg, 19. April (Proteus-Geschichten).“ Nachdem sich der Verfasser über den Zornausbruch jenes Scribenten in einigen Sätzen lustig gemacht, stellt er ihm das Zeugniß aus: „Das Spioniren und Denunciren versteht er nicht übel, weniger gut das Attrappiren“, versichert ihm nebenbei, daß der Herr Proteus, den er anderswo gesucht, nirgends anders zu finden sei, als in Aschaffenburg am altehrwürdigen Sandthor. In der schönen

Jahreszeit wolle es sich der hochwürdige Herr Commissionär keineswegs nehmen lassen, gleich andern Menschenkindern etwas „an die Luft“ zu gehen, ja selbst zuweilen ein kleines Reischen zu machen, das gehöre mit zur Gesundheitspflege. Auf den Vorwurf in Betreff der Verkleidung erwiedert der Artikel: „Wer ist denn schuld daran, daß in Germanien die Jesuiten nicht mehr ihr Ordenskleid tragen können, welches sie doch so gerne tragen möchten — sondern sich in Weltkleider, wenn auch gerade nicht in Gecken- und ‚Commissionärs‘-Tracht stecken müssen? Und sind hieran die Herren ‚Brüder‘ schuld, die ja auch nicht mit Schurz und Kelle (was sehr lieblich anzusehen wäre) über die Straße gehen: so mögen sie auch den Aerger davon haben, daß sie jetzt nicht schon von weitem sehen, wo ein Schwarzer, und wer er ist.“

Nachdem die Behauptung zurückgewiesen ist, als sei durch das Gesetz vom 4. Juli die Person, d. h. der einzelne Jesuit, „vom deutschen Reichsgebiete“ ausgeschlossen, wird plötzlich der Ton ernst und fast wehmüthig:

„Alsdann bedauert der Herr Correspondent der edlen ‚Mainzer Zeitung‘, daß noch immer Mainzer Jünglinge in Verbindung mit dem hochgefährlichen Manne stehen, den sie sieben Jahre lang ihren Freund nannten. Wir finden, offen gestanden, dieses Bedauern wirklich begründet. Jetzt soll's ja ‚Licht‘ am Mainzer Gymnasium werden! ‚Ultramontaner‘ Director abgesetzt, ‚ultramontane‘ Professoren abgesetzt, ‚Schutt‘ hinweggeräumt — so hätte man denn so ziemlich die studirende Jugend, ‚aus welcher die Diener des Staates und der Kirche hervorgehen‘, in der Hand und könnte ihr das St.-Johannis-Licht anzünden, das heißt, sie maurerisch fassoniren. Und nun, wie fatal: wirft noch immer der schwarze Mann seinen nächtlichen Schatten mitten in diese Flut beginnenden ‚Lichts‘! ...“ Der Artikel schließt, indem er den beliebten Schlagwörtern von „Bildung“, „Toleranz“ und „Humanität“ diese niedrige Spionage gegenüberstellt.

Nicht nur das ziemlich unverhüllte Geständniß, sondern auch die ganze Schreibweise scheint auf P. von Doß selbst als Verfasser hinzudeuten, der diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, sein gelegentliches Reisen in Verkleidung,

von dem manche wußten, das man aber auch vielfach übertrieb, vor aller Welt als vorwurfsfrei und vollberechtigt darzuthun, und in lebhaftem, anscheinend schmerzhaftem Zeitungsstil dem großen Lesepublikum ernste, überaus zeitgemäße Wahrheiten ans Herz zu legen, z. B. wenn er schreibt: „Uebrigens ist das eine starke Zumuthung an die Jesuiten, die Hände derjenigen zu küssen, die dieses liebliche Gesetz, die Blüte moderner Toleranz, fabricirten und es so milde anwandten; sie küssen die Hand Gottes, des Allweisen und Allgütigen, ja! — sonst aber niemandes.“ Und an einer andern Stelle: „Und was das Gebet betrifft, welches die Widersacher ins Jenseits befördern oder sonstwie den gegenwärtigen ‚verhaßten provisorischen Zuständen‘ etwa durch die Greuel der Commune oder durch einen erfolgreichen Rachekrieg unserer westlichen Nachbarn ein Ende bereiten könnte — derartige Wünsche hatte jener Scribent den Jesuiten insinuirt —, so ist das Geschmackssache; Gott der Herr wird schon wissen, was er zu thun hat.“

Die Sache, die in jener Denunciation der „Mainzer Zeitung“ mit so großer Gehässigkeit, Entstellung und Uebertreibung als Hetzmittel gegen die verbannten Ordensleute ausgebeutet und aufgebauscht wurde, war die einfachste von der Welt. Sich immer in ein dumpfes Zimmer einsperren und vor jedem fremden Antlitz sich verbergen konnte der Pater offenbar nicht. Er mußte daher sorgen, daß er völlig unkenntlich werde für jedermann, um überhaupt auf deutschem Boden leben zu können, wozu er selbst auf Grund des Jesuitengesetzes noch vollständig das Recht hatte. Er ließ sich den Bart stehen, so gut dieser eben nach so vielen Jahren systematischer Unterdrückung jetzt noch wachsen wollte, und wählte sich eine für den Priester nicht ungeziemende, aber doch solche Tracht, unter der man ihn nicht so leicht vermuthen konnte. Es gelang ihm auch so vollständig, sich ein anderes Aussehen zu geben, daß selbst, wer es wußte und ihn kannte, irre wurde, wenn er vor ihm stand, und sich ungläubig fragte, ob er es denn wirklich sei. Wenige Monate nach seiner Ausweisung aus Mainz fuhr er mit einem der Mainzer Beamten, mit dem er in jenen aufgeregten Tagen manche unangenehme Begegnung gehabt, im gleichen Eisenbahncoupé. Die Fahrt verlief ohne

Störung; der gestrenge Herr ahnte nicht, wer ihm gegenüber saß. Ein anderes Mal benutzte er bei der Durchreise durch Speier einen zufälligen Aufenthalt, dem von ihm hochverehrten Oberhirten, dem frommen und gelehrten Haneberg, der als ehemaliger Ordensmann von früher her ihm nahestand, einen kurzen Besuch zu erstatten. In dem Hause des Bischofs lebte damals ein kleiner Waisenknabe, den dieser von dem Waisenhaus in Andechs dahin gebracht hatte, um ihn, da er Talent zeigte, am Gymnasium studiren zu lassen. P. von Doß hatte den Kleinen vordem in Andechs getroffen und beide hatten sich sehr wohl gekannt. Jetzt rief nach herzlicher Bewillkommnung der Bischof auch diesen herbei, den alten Freund zu begrüßen. Allein der Fremde wollte dem Knaben gar nicht gefallen, und zeigte sich der Kleine sehr verlegen. „Ei," sagte P. von Doß, „kennst du mich denn nicht mehr?" „Nein", war die bestimmte Antwort in einem Ton, der, wie es schien, jede weitere Unterredung abbrechen sollte. „Aber sag einmal, erinnerst du dich nicht mehr des Paters, der damals in Andechs die geistlichen Vorträge hielt?" — „Ja", sagte der Knabe kurz. „Erinnerst du dich auch, wie du ihm damals bei der heiligen Messe dientest?" — „Ja." — „Weißt du auch noch, wie er dir die beiden Bildchen schenkte?" — „Ja." — „Denkst du auch noch daran, was er dir damals gesagt hat?" — Da riß der Kleine die großen, runden Kinderaugen noch einmal so weit auf, und mit einem Ausdruck maßlosen Erstaunens stieß er hervor: „Sans ebba Sie?" (Sind es etwa Sie?) Der gute Bischof und sein Besucher konnten sich eines herzlichen Lachens nicht erwehren, aber der Knabe wollte es noch immer nicht glauben und konnte seinen Augen nicht trauen.

An Veranlassungen zu einzelnen kleinen Reisen fehlte es nicht ganz, ob solche auch nicht häufig waren. Das eine oder andere Mal lud ihn ein Freund und Gönner, dem er es nicht gut abschlagen konnte, für einige Tage zu sich zur Erholung ein; einmal führten ihn Geschäftsangelegenheiten wieder nach Mainz; in vereinzelten, seltenen Fällen erbat man sich auch in einem Kloster oder einem andern ihm von früher befreundeten Hause einen vorübergehenden Besuch von ihm, um den bewährten Seelenarzt und ver-

trauten Gewissensführer wieder einmal in Seelenangelegenheiten befragen zu können. Er selbst benutzte gern solche sich darbietende Gelegenheiten. Denn da es doch einmal bekannt geworden war, daß er sich noch in Deutschland aufhalte, so schien es rathsam zu seiner und seiner Gastfreunde Sicherheit, daß die Aufmerksamkeit von seinem wahren Aufenthaltsort abgelenkt werde. So gab es sich nun ganz von selbst, daß er an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten einmal auftauchte und dann sehr rasch wieder im Dunkel verschwand. Denn absichtlich gab er sich in solchen Fällen bei der Durchreise diesem oder jenem zu erkennen, und waren in der Nähe Bekannte, deren Seelenführer er früher gewesen, oder sonstige Freunde, denen Rath und Trost zu geben war, so ließ er sich manchmal verleiten, auch einen kleinen Abstecher zu machen. Wußte er doch wohl, wie viel seinen Freunden, besonders wenn es Jünglinge waren, daran gelegen sei, ihn einmal wiederzusehen.

Am bedenklichsten war es natürlich, als er einmal nach Mainz zurückkehren mußte, da er dort sehr bekannt und den Behörden zu sehr daran gelegen war, ihren Eifer gegen die Jesuiten zu bethätigen. Der edle Bischof, den aufzusuchen er sich bei dieser Gelegenheit nicht versagen konnte, war so besorgt, daß er ihm nicht erlauben wollte, irgendwo anders die heilige Messe zu lesen, als in seiner bischöflichen Kapelle. Niemand anders durfte dabei sein. Erst diente der Fremde dem Oberhirten bei der heiligen Messe, dann, mit der diesem großen Kirchenfürsten eigenen Demuth, diente der fromme Bischof dem verbannten Ordensmann. Aber des Paters vorübergehende Anwesenheit in jener Stadt war eben wegen schwebender Angelegenheiten damals sehr wünschenswerth. Ueber diesen Besuch in Mainz findet sich noch eine Notiz in seinen Papieren:

„Zwei Tage in Mainz; zurück wurde ich beinahe gefangen, 28. Februar 1873.“

Doch im ganzen waren solche Reisen seltene Ausnahmen. Am Ort seines Verstecks harrte sein die schriftstellerische Thätigkeit, freute sich auf ihn der Kreis munterer Knaben, deren reine Herzen er an sich gezogen hatte, in deren Seelen er Gottes Wege bereiten wollte. Dort suchten ihn auch seine jungen Freunde, die von auswärts kamen. Da durfte

er nicht lange fehlen. Hier in seinem Versteck war es auch, wo ein harter Schlag ihn traf. Am 13. Februar 1873 starb zu München ziemlich unerwartet sein einziger Bruder. Kaum ein Jahr zuvor hatte er ihn zum ersten und zum letzten Mal wiedergesehen. Manche Umstände trafen zusammen, ihm den Schlag recht schmerzlich zu machen. „Also allein[1] noch übrig aus meiner Familie!" schrieb er damals nieder. In jener Zeit scheint es gewesen zu sein, daß er einige Gedanken über die letzte Oelung zusammenstellte und im Druck verbreiten ließ.

---

10. Wirken in Lüttich.

„Am 27. October 1873, nach etwa elfmonatlichem geheimem Aufenthalt in N., nachdem ich auch dort eine Schaar von Knaben und Jünglingen gesammelt und das ausgezeichnete Wohlwollen meines hochherzigen Gastfreundes vollauf erfahren habe, werde ich nach Lüttich abgerufen." Dies war sein Abschiedsgruß an die liebgewordene Stätte der Verbannung. Den Oberen war es gelungen, eine passende Unterkunft und Beschäftigung für ihn zu finden, und er durfte wieder zurück ins traute Leben klösterlicher Gemeinschaft. Am 30. October kam er in Lüttich an, im selben Collegium St. Servais, in dessen Kapelle er 20 Jahre zuvor, gleichfalls als Verbannter, die Diakonatsweihe erhalten hatte, und wo er hinfort zehn Jahre lang ununterbrochen wirken sollte. Seine Arbeit schildert er selbst in einem Brief vom 31. December 1873: „Hier Arbeit vollauf

---

[1] In dem Text seiner Oper „Parzival", die zehn Jahre später P. Bailly S. J. nach seinen Ideen und Angaben gedichtet hat, liest man die Worte:

„Le sang de Titurel s'arrête en ma personne,
L'arbre qui dès longtemps en vaillance fleuronne
Finira par la fleure de la virginité,
Je vivrai prêtre . . ."

— zwischen 600 Studenten, wovon 160 Interne — Beichtstuhl — Klassenkatechismus, zwei deutsche Curse, Musik — mehr als mir lieb ist. Unterricht von circa 40 Erstcommunicanten, eine Congregation von 50—60 Pensionären . . . non est otio locus![1] Beten Sie zuweilen für mich."

So hatte das erste Jahr begonnen. In der musiksinnigen Stadt Lüttich, der würdigen Rivalin der musikalischen Welt von Brüssel, erfreuten sich von jeher die musikalischen Leistungen der Zöglinge des Collegs St. Servais allgemeiner Beachtung und eines trefflichen Rufes. Ein angesehener Musiker von Fach hatte bisher die Leitung des Musikwesens daselbst gehabt, als P. von Doß an seine Stelle trat, um in der Kirche wie auf der Bühne und im Concertsaal des Collegs den Dirigentenstab zu führen, aber auch in mancher ermüdenden halben Stunde die kleinen lebhaften Belgier für die Aufführungen einzuschulen. Die imposanten Chöre und glänzenden Orchester, die damals St. Servais in seinen Mauern hörte, bekundeten bald die feste Hand, die jetzt die Zügel führte. Weder vorher noch nachher war nach dem Urtheil von Sachkundigen der Chor der Zöglinge so wohl geschult und so trefflich disciplinirt, wie während der zehn Jahre seines dortigen Wirkens.

Den katechetischen Unterricht in den Klassen behielt er nur bis 1881, wo andere Arbeiten ihn zu sehr in Anspruch nahmen. Dagegen verblieb ihm bis zum Ende die Vorbereitung der Erstcommunicanten, der er mit der größten Sorgfalt sich hingab. Vom November bis zum Fest des hl. Aloysius am 21. Juni des darauffolgenden Jahres gab er ihnen wöchentlich drei Stunden praktischen Religionsunterricht, widmete ihnen aber auch außerhalb der Unterrichtsstunde viele Zeit und besondere Aufmerksamkeit. Je näher der große Tag herannahte, desto mehr ging er auf in der Sorge für seine Kleinen. „Gern hätte ich früher geantwortet," schreibt er im Jahre 1882, „aber am 21. Juni führte ich 44 zur ersten heiligen Communion." — „Mein

---

[1] Eine Anspielung auf die Ordensregel (44): „Omnes quamdiu corpore bene valent . . ., habeant in quo occupentur, ne otium . . . quoad ejus fieri possit, domi nostrae locum habeat."

Cursus der hohen Theologie (meine Erstcommunicanten)," heißt es noch im Januar 1884, „zählt dieses Jahr 68 Zuhörer; ich werde es selbst auf 70 bringen, das ist aber etwas, was ich — fürchte." Es war nicht selten, daß er durch diese Vorbereitung bei unlenksamen und schon ganz verdorbenen Kindern eine völlige und dauernde Umwandlung herbeiführte, „Wunder der Bekehrung", wie ein langjähriger aufmerksamer Beobachter sich ausdrückt. Er selbst hing mit wahrer Vaterliebe an den Kleinen, deren Herz er für seinen Heiland zubereitet hatte. „Den guten Gustav müssen Sie mir schön grüßen," schrieb er z. B. im Jahre 1881 an einen Freund, „habe ihn ja just vor zwei Jahren in Lüttich bei mir gehabt, um ihn zur ersten heiligen Communion vorzubereiten."

Mit vorzüglicher Liebe übte er in ganz patriarchalischer Weise ein Patronat über die kleine Kolonie von deutschen Zöglingen, die von ihren Eltern dem Colleg in Lüttich anvertraut worden waren. Kam ein neuer Zögling aus Deutschland, so war es schon P. von Doß, der ihn mit väterlicher Güte empfing. War er im Hause eingeführt, so wurde ihm fest und herzlich die Hand gedrückt und ihm eingeschärft, ja baldmöglichst zu einem Besuch zum Pater aufs Zimmer zu kommen. Da verscheuchte er dann bei dem kleinen Landsmann die etwaigen Anflüge von Heimweh und eroberte in freundlichem Gespräch, wie mit liebenswürdiger Gewalt, den Eingang zum jungen Herzen. Das Kind wußte nun, daß es jemand im Hause habe, der ihm gewogen sei, bei dem es Hilfe und Rath jederzeit finden könne. Ihm vertraute es denn auch Leid und Freud und alle seine Geheimnisse. Wie ein Vater wachte er das ganze Jahr hindurch über seine deutschen Kinder. An seinem Namenstag nahm er aus ihrer Hand einen Blumenstrauß entgegen, und dafür machte er dann mit der kleinen deutschen Gesellschaft einen besondern Ausflug. Als Deutscher ward er denn auch schon nach einjähriger Lehrthätigkeit in Lüttich von der belgischen Regierung im September 1874 zur Prüfungscommission für das Maturitätsexamen nach Brügge berufen, um aus der deutschen Sprache zu prüfen. Im Freundeskreis konnte er sich einiger Heiterkeit nicht erwehren, daß er, den die Regierung im eigenen

Vaterland wie einen Verbrecher behandelt und rücksichtslos ausgewiesen, jetzt von einer fremden Regierung als Vertrauensmann und Mitglied einer königlichen Prüfungscommission zugezogen werde.

Seine bedeutendste Thätigkeit war in Lüttich wie anderwärts die eines Beichtvaters und Seelenführers für die Zöglinge des Collegiums, und bis zum Herbst 1879 die Leitung einer marianischen Congregation für 50—60 kleine Weltbürger. Die 800 Schüler des Collegiums — so viel betrug die Zahl im Schuljahr 1883 und wiederholt in anderen Jahren — zerfielen in drei verschiedene Abtheilungen. Außer den 160—200 Pensionären hatte man „Halbpensionäre", die den ganzen Tag im Collegium zubrachten, dort auch die Verköstigung erhielten, am Abend aber nach Hause zurückkehrten, und vollständige „Externe", die nur die Schulen des Collegiums besuchten. Für jede dieser drei Klassen von Zöglingen war er wöchentlich zur festgesetzten Stunde im Beichtstuhl; der Seelenleitung der Pensionäre war außerdem noch jeden Abend längere Zeit gewidmet, wo sie zu ihm kommen und über die Angelegenheiten ihrer Seele vertraulich mit ihm sprechen konnten; den Halbpensionären und Externen waren bestimmte Stunden an mehreren Wochentagen zu gleichem Zwecke vorbehalten. Viele benutzten die gebotene Gelegenheit reichlich, und er war so in Anspruch genommen, daß er glaubte, das Anerbieten seines Obern, auch Seelsorge-Arbeiten für Auswärtige zu übernehmen, trotz seines glühenden Seeleneifers ablehnen zu sollen. Er wollte sich ganz den Zöglingen widmen, ihnen wahrhaft nützen, und das konnte er bei seinen vielen anderweitigen Arbeiten nur in dieser Beschränkung seiner Thätigkeit. An den Sonntagen wiederholte sich das alte Schauspiel von Mainz. Sein Zimmer war gewöhnlich angefüllt mit jugendlichen Besuchern, der eine auf dem Stuhl, der andere auf der Fensterbank, wo es eben Platz gab. Mitten unter ihnen der alte Pater, der seine Geschichten erzählte und fröhlich mit ihnen scherzte. Alles war am Plaudern und Lachen oder Zulauschen.

Wie in Deutschland, so erzielte er auch in Belgien die herrlichsten Früchte in den jugendlichen Herzen. Er besaß eine eigene Kunst, oder besser, einen eigenen Himmels-

segen, früh verdorbene Kinder zu bessern und selbst tugendhaft zu machen. Alle seine Beichtkinder zeichneten sich durch Frömmigkeit und Eifer im Empfang der heiligen Sacramente aus, sonst blieben sie es nicht lang. Bei nicht wenigen trat schon in so jungen Jahren ein ganz männliches Streben nach praktischer Heiligkeit hervor. Manche aus ihnen durften sogar von einem Fest zum andern durch das Gelübde vollkommener Reinheit ihre Seele zieren und ihrem Gott sich besonders angenehm machen. Noch jetzt rühmt man es ihm nach, daß sehr viele seiner einstigen Beichtkinder mitten in den größten Gefahren der Welt standhaft aufrecht stehen auf jener sittlichen Höhe, auf die er sie geführt, daß aber auch eine verhältnißmäßig beträchtliche Zahl seiner einstigen Schützlinge die Welt und alles verließen, um im Ordensstand ihrem Herrn und Gott zu dienen.

So lange er in Lüttich weilte, ging er so selten aus, daß er nur einmal während der zehn Jahre einen neuen Hut brauchte. Auch ins Sprechzimmer kam er selten. Vom Verkehr mit den Familien der Stadt und besonders von der Seelsorge für Frauen hielt er sich vollständig fern. Nur zwei Gelegenheiten gab es, bei denen er von seiner Lebensweise eine Ausnahme machte. Als der Typhus in ganz Lüttich heftig wüthete und viele der Externen krank darniederlagen, war er fast immer unterwegs, ging von Haus zu Haus und von einem Krankenbett zum andern, bald die Eltern zu trösten, bald seinen kranken Schützlingen geistlichen Beistand zu leisten. Man kannte ihn kaum wieder in dieser Zeit, so wenig ließ er sich zu Hause halten. Eine ähnliche Liebe und Aufopferung zeigte er auch in anderen Jahren, wenn etwa Zöglinge in oder außerhalb des Collegiums krank lagen. Das einzige Anliegen aber, das ihn ins Sprechzimmer ziehen oder zu Besuchen in der Stadt veranlassen konnte, war, wenn einer seiner jungen Freunde sich entschlossen hatte, sich im Ordensstand Gott zu weihen, und von seiten der Eltern oder Verwandten aus Mangel an Einsicht oder aus Gefühlsschwäche grundlose Schwierigkeiten erhoben wurden. Da stand er seinen Schützlingen mit der ganzen Kraft und Gewandtheit seines Geistes und seiner Beredsamkeit zur Seite,

bis die Erlaubniß ausgewirkt, das Hinderniß beseitigt war. Sonst trieb ihn höchstens noch die Sorge für einige unbemittelte Studentlein, deren Ausstaffirung und Studienkosten er zu bestreiten sich bemühte und wofür er auch einen Bettelgang nicht scheute. Es war dies ein Liebeswerk, das ihm sehr am Herzen lag.

Am liebsten aber blieb er „in seinem Zimmerchen beim lieben Gott", wie er zu sagen pflegte. Ein Bekannter, der ihm nach seinem Scheiden aus Lüttich im April 1884 in einem öffentlichen Blatt einen sehr ehrenden Nachruf widmete, beschreibt dieses Zimmer folgendermaßen: „Ein eiserner Ofen, zwei oder drei Strohstühle, unter denen, ohne Aergerniß zu erregen, ein wackeliger sich befinden darf, eine nicht minder bescheidene Lagerstätte, für die Garderobe einige Nägel, an denen eine Sutane zum Wechseln und ein Mantel hängt, an den getünchten Wänden ein Weihwasserkessel und ein paar fromme Bilder . . . In der kleinen Wohnung des Paters, die an eine der Kapellen des Hauses stieß, sah man auch noch etwas wie ein Harmonium ganz nahe bei seinem Tischlein. Der Besen, mit dem er sein Zimmer kehrte, hing neben seinem Dirigentenstab, und seine letzten, eben zu Paris zur Aufführung gelangten Opern reihten sich mit den Meisterwerken seiner lieben „deutschen Musik" auf einigen bedenklich überladenen Brettern über seinem Arbeitsplatz, der stets in Gefahr stand, durch ihr Herabstürzen überschüttet zu werden, endlich, am meisten im Bereich der Hände des Componisten — seine Andachtsbücher." Sein Leben in Lüttich nach innen und außen in dieser ganzen Zeit hätte niemand treffender schildern können, als er selbst bei Gelegenheit seiner jährlichen Exercitien es zuweilen gezeichnet hat, freilich in ganz anderer Absicht.

„Exercitien 1877. Mit Gottes Gnade glaube ich an nichts mehr zu hängen, weder am Leben im allgemeinen noch an irgend einem geschaffenen Gut. — Nur die Zeit ausbeuten, sei sie noch lang, sei sie nur mehr kurz! Arbeiten ohne Rast! Die Talente verwerthen, die natürlichen Anlagen, aber vor allem — um Seelen zu retten.

„Den Himmel, wer wird ihn besitzen? Wie St. Bern-

hard sagt: Servus fidelis: verus poenitens, bonus obediens, socius amabilis.

„Vorsatz: ‚Ich will mich aufopfern, und aufopfern im Uebermaß!‘ — Das ist die Antwort auf die Frage des Psalms: ‚Was soll ich dem Herrn vergelten, für alles, was er mir gethan?‘“

„Exercitien 1878. Gebet, Arbeit, Stillschweigen!

„Gebet: wirkliches Gebet, mit Treue und Eifer — Gebetsgeist!

„Arbeit: mit allem Nachdruck, um Gott zu verherrlichen, Seelen zu retten, Buße zu thun.

„Stillschweigen: im strengen Sinn: das Schweigen der Regel, das Schweigen der Klugheit, das Schweigen der Geduld!

„Streben: soviel als möglich mich zurückzuziehen, um ganz für Gott und die Arbeit zu leben.“

Ein besonderes Zeichen des Vertrauens gaben ihm die Oberen der belgischen Ordensprovinz, da sie ihm seit October 1882 die geistliche Leitung der ganzen Genossenschaft von St. Servais anvertrauten. „Das ist doch etwas Seltenes in der Gesellschaft, daß man einen Musicus zum geistlichen Vater macht“, meinte er scherzhaft, als es ihm mitgetheilt wurde. Er war nun der Gewissensrath der Patres, der Seelenführer der Scholastiker, die als Professoren und Präfecten im Collegium thätig waren, wie auch der Laienbrüder, die im Hause dienten. Allen zeigte er sich in dieser Eigenschaft als ein wahrer Freund und Vater. „Stets war man in seinem Zimmer freundlich willkommen geheißen,“ schreibt einer der Hausgenossen, „und stets verließ man es besser, als man gekommen war.“ Was seine Seelenleitung auszeichnete, war nebst der außerordentlichen Liebe, die er für jeden einzelnen nicht nur im Innern hegte, sondern auch in wohlthuender Weise zu erkennen gab, die unwandelbare Vernünftigkeit und gesunde Nüchternheit seiner Rathschläge. Alles verrieth den Mann der Erfahrung und das Verständniß für die gesunde, urvernünftige Ascese des hl. Ignatius. Noch nach Jahren sprachen die belgischen Ordensbrüder mit großer Anerkennung von seinen geistlichen Unterweisungen, nicht nur in Lüttich, wo er als der „geistliche Vater“ des Hauses

regelmäßige Ansprachen über Gegenstände des geistlichen Lebens an die Genossenschaft halten mußte, sondern auch auswärts, wohin man ihn zur Ertheilung der achttägigen Exercitien an die Scholastiker wiederholt einlud. Auch für einen in den Exercitien wohlbewanderten Geistesmann war die Aufgabe nicht so leicht, in fremder Sprache, bei ziemlich fremden Sitten und Verhältnissen durch seine geistlichen Vorträge solche völlig zu befriedigen, die seit Jahren an Gutes, ja das Beste gewöhnt, auch selbst im geistlichen Leben und im Verständniß der Exercitien schon wohl unterrichtet waren. Trotzdem gelang es ihm, bei seinen Exercitienvorträgen in Tournai, im großen Collegium in Löwen, dem größten und zahlreichsten der belgischen Provinz, im Collegium in Lüttich selbst, seine Zuhörer nicht weniger hinzureißen wie seine jungen deutschen Ordensbrüder im Collegium zu Blijenbeck in Holland, wohin er gleichfalls in jenen Jahren der Exercitien halber berufen worden war. Selbst geborene Franzosen, die hinsichtlich ihrer Sprache sehr empfindlich, leicht durch äußerliche Mängel gestoßen werden, empfingen von seinen Vorträgen im Collegium zu Löwen einen so tiefen Eindruck, daß man sie in späteren Jahren nach ihren jährlichen Exercitien sagen hörte: „Es war eben nicht P. von Doß."

Seine jährliche Erholung bestand darin, daß er nach dem anstrengenden Schluß des Schuljahrs vierzehn Tage lang mit den Professoren und Präfecten auf das Landhaus des Collegiums zog, wie dies der Gebrauch in den Collegien der Gesellschaft Jesu mit sich bringt. Für eine Reihe von Jahren war ihm hierbei das Amt eines Ferienobern übertragen worden, dessen er einst schon in Münster für seine deutschen Ordensbrüder so trefflich gewaltet hatte. Andern Freude machen, zur Erholung der abgearbeiteten Mitbrüder kleine Ueberraschungen ausdenken, mit Liebe und Sorgfalt allen dienstbar und wohlthuend sein, selbst zur Heiterkeit und Geselligkeit seinen lebhaften Geist spielen lassen, das war da ganz sein Element. Er wußte, daß es galt, nach schweren Mühen und Sorgen die ermatteten Geister für künftige Arbeit wieder aufzufrischen, von Herz und Sinn den erstickenden Schulstaub abzuschütteln, und

spielte dann zur Vollendung den **maître de plaisir** in den ihm eingeräumten Schranken.

Einmal während eines solchen Ferienaufenthaltes langte gegen Abend ein Fremder auf dem Landhaus an, der in der Stadt vergebens den P. von Doß gesucht hatte und hierher gewiesen worden war, wo er ihn treffen könne. Niemand wußte, wer er sei. Lange dauerte die Unterhaltung der beiden. Der Pater ließ ihm ein Abendessen vorsetzen und ihn dann in die Stadt zurückbegleiten. Allen aber fiel es auf, wie ernst und traurig, ganz gegen seine Gewohnheit, er selbst zu den übrigen zurückkehrte. Einer der Feriengesellschaft, der ihm besonders nahe stand, fragte ihn nach einiger Zeit im Vertrauen, was ihn denn so trübe gestimmt habe. „Ach," antwortete der Pater, „ich habe gerade einen unglücklichen Menschen wieder gesehen, einen meiner einstigen jungen Freunde aus Deutschland. Er war ehemals entschlossen gewesen, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, und schon war alles geordnet — aber seine Eltern widersetzten sich hartnäckig seinem Beruf. Er blieb, und jetzt ist er — verkommen. Er zeigte mir gerade den Brief seines Vaters, in dem dieser ihn verflucht und ihm verbietet, ihm je wieder unter die Augen zu kommen. Nicht wahr, welch eine furchtbare Lehre für solche blinde Eltern, die dem Rufe Gottes widerstehen!"

Eine außergewöhnliche, aber um so wohlthuendere Erholung war es ihm, wenn ihm hie und da verstattet wurde, für einige Tage seine deutschen Ordensbrüder wiederzusehen an den Stätten ihrer Verbannung. Waren doch in jedem ihrer Häuser so viele alte und junge Bekannte, denen er einst Freund und Vater der Seele gewesen war. Wenn er dann von weitem im Garten einen derselben erblickte, klatschte er mit den Händen und rief ihn wieder beim Vornamen, wie ehedem, und in dem Fremdenzimmer, wo er wohnte, umringten ihn denn auch bald wieder ein halbes Dutzend seiner „jungen Freunde", wie in alten Tagen. Andere walteten schon in den einzelnen Häusern als Obere, Professoren oder Schriftsteller. Aber auch noch mancher ehrwürdige Priestergreis weilte da, mit dem er einst die schönen Tage in der Schweiz und die Schreckenstage der Flucht getheilt hatte. „In den Osterferien," schrieb er dann,

„war ich wieder im Flug in Blijenbeck, Exaeten und Wynandsrade, traf alles wohl und vergnügt und kehrte erbaut und erfrischt nach Lüttich zurück.“ Doch waren ihm solche Tage nicht jedes Jahr vergönnt, noch konnte er jedesmal alle drei Häuser besuchen. Meistens reichte hierzu die Zeit nicht, und mußte er zufrieden sein, in verschiedenen Jahren mit den Häusern abzuwechseln. Ein großes Verlangen, das sich in vielen seiner vertrauten Briefe an Ordensbrüder ausspricht, war ihm, auch Feldkirch und das dortige blühende Collegium der Jesuiten einmal besuchen zu können. Allein erst bei seiner Reise nach Rom sollte ihm dieses vergönnt sein. „Nach Feldkirch pilgern, das thäte ich wohl gern,“ schrieb er noch im Sommer 1882, „namentlich um so viele alte und junge Bekannte wiederzusehen. Aber, aber: 1. wird mir das Reisen sehr sauer; 2. kann ich als geistlicher Vater des Hauses sehr schwer für länger als acht Tage abkommen.“ Die Entfernung von Vorarlberg war eben zu groß.

Dafür aber war ihm ein anderer Trost beschieden. Seine braven, treuen Mainzer hatten ihn nicht vergessen. Das „Mainzer Journal“, dessen echt katholische Haltung und kräftige Sprache ihm gerade nach seinem Herzen war, das, wie für die katholische Sache überhaupt, so auch für ihn und seine Ordensbrüder in den Tagen des Sturmes so mannhaft gestritten hatte, folgte ihm in sein Versteck und selbst noch in die Fremde nach Lüttich, von gütiger Freundeshand ihm zugesandt. Alljährlich zum 17. Juni, seinem Namenstag, brachte es in seinen Spalten mit kräftigem, hervorstechendem Druck einen Glückwunsch dem theuren „Onkel Adolf“ von all seinen Freunden in Mainz. Und mit der Zeitung kam an jenem Tag ein ganzer Stoß von Briefen von seinen alten Congreganisten, ein Zeichen nicht nur, daß sie freundlich seiner dachten, sondern auch, daß sie brav geblieben waren. Er war immer ganz gerührt an diesem Tag von so vielen Beweisen der Anhänglichkeit. „Die Mainzer“, schrieb er 1878, „haben wieder öffentlich im Journal gratulirt — damit ja die ganze Welt wisse, daß sechs Jahre Trennung das alte Band noch nicht gelockert.“ „Mainz“, heißt es in einem Brief von 1882, „hat sich wieder am 17. Juni durch Beweise treuester Anhänglichkeit ausgezeichnet.“ Den Patres in Belgien war ein so rührender

Beweis deutscher Treue ein wahres Phänomen. „Nicht wahr,“ sagte er dann manchmal zu ihnen, „was für gute Leute! Nach so vielen Jahren der Trennung haben sie mich noch nicht vergessen! Die Deutschen schließen sich nicht sehr schnell an jemand an, haben sie es aber einmal gethan, dann ist es ernst und währt auf lange Zeit.“ Noch einen andern Beweis von Liebe und Treue sollte er erfahren, den er selbst wohl am wenigsten erwartet hätte. Am 15. September 1880 waren es 25 Jahre, daß er die heilige Priesterweihe erhalten hatte. Im Ordenshaus geht ein solcher Tag in der Regel ganz still und von anderen unbeachtet vorüber. Aber in Deutschland hatte er Freunde, die das nicht zugeben wollten. Von Männern, denen er große Rücksicht schuldete, wurde er so dringend genöthigt, daß er ihrer Einladung zur Feier des Tages im Freundeskreis nicht ausweichen konnte. Er kam und der Tag wurde gefeiert, natürlich ohne Aufsehen und Geräusch, aber so erhebend schön und wohlthuend durch die Herzlichkeit der Festtheilnehmer, wie wohl noch nie einer seiner Ordensbrüder ein ähnliches Fest begangen hatte. Die zwei kleinen Brüder eines seiner „jungen Freunde“, der damals schon höherem Rufe folgend in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, dienten ihm am Altar — und dies war ihm noch eine ganz besondere Freude. Aeußerst sinnreich, mit künstlerischem Geschmack war der Saal geziert, in dem die Freunde sich nachher um ihn versammelten, ebenso sinnreich und schön war die ganze Anordnung der Feier. Gewiß ist dies vor allem ehrend für jene edlen Männer, die einem armen, um seines priesterlichen Berufes willen verbannten Ordensmann so viel der Auszeichnung erweisen wollten; aber es zeigt doch auch, wie sehr dieser unscheinbare, demüthige Priester die Hochachtung und Liebe eines geistig so bedeutenden Kreises sich erworben hatte.

Solche vereinzelte Freudentage wurden indes reichlich aufgewogen durch schwere Leiden der verschiedensten Art, die ihn kaum je verließen. An Körperleiden, niederdrückende Beschwerden und selbst heftige Schmerzen war er längst gewöhnt; aber mit den Jahren nahmen sie mehr zu und die Widerstandsfähigkeit wollte abnehmen. Schwere Blutverluste traten ein, und gar manchmal sahen ihn seine Mit-

brüder fahl und erschöpft sich nur mühsam fortschleppen, ohne daß er jedoch von der gewohnten Arbeit gelassen hätte. Ein nagender Herzenskummer war ihm überdies aus Deutschland nachgezogen, der ihn viel beschäftigte, auch noch später in Rom, bis er dort, als Frucht vieler heißer Gebete, in Freude und Trost sich lösen sollte. Auch andere Schwierigkeiten, Mißverständnisse und Kümmernisse waren ihm reichlich zugedacht, wie sie oft die Verhältnisse selbst, oft die Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen derer, die gemeinsam an einem großen Ziele arbeiten, von selbst mit sich bringen. Es war ein eigenes Vorrecht seines Lebens, viel mißverstanden zu werden und in seinen besten Bemühungen vielen Widerspruch zu finden. So läutert Gott seine Auserwählten.

Unter solchen Arbeiten, Freuden und Leiden hatte er über zehn Jahre bereits im schönen Lüttich gelebt und gewirkt und wohl nicht mehr anders gedacht, als daß in dieser ihm so theuren Stadt seine müden Gebeine einst die letzte Ruhe finden würden. Jedes Jahr und jeder Tag hatten ihm das Collegium des hl. Servatius theurer gemacht, in dem er der stete Zeuge so vieler Tugend und Selbstaufopferung von seiten einer musterhaften Ordensgenossenschaft war, und in dem seine eigenen Mühen und Arbeiten so reichen Segen stifteten. Da kam plötzlich die Abberufung. Der Provinzial der deutschen Ordensprovinz, der als kleiner Knabe im Collegium in Brig den jungen Frater von Doß schon gekannt und lieb gehabt hatte, glaubte dem verdienten Mann eine Freude und Erleichterung zu verschaffen, indem er ihn als geistlichen Vater für die jungen Priestercandidaten im deutschen Colleg in Rom in Vorschlag brachte, als diese Stelle eben erledigt war. Ein Wort von seiten des Paters hätte genügt, den Plan rückgängig zu machen und den Befehl zu verhindern. Aber P. von Doß, davon benachrichtigt, hatte nur die Versicherung, daß er mit Freuden jeden Augenblick gehorchen werde. In der That erhielt er im Januar 1884 die Ernennung. Am 25. April traf er in Rom ein. Wenige ahnten, daß es ihm eines der schwersten Opfer in seinem opferreichen Leben gewesen sei. Nur seine nächsten Vertrauten in Belgien wußten es, und ein Zufall hat es später auch dem Obern

offenkundig gemacht. Er aber wußte wohl, daß er nach Rom gehe, um dort zu sterben. „Das ist nun sicher meine letzte Etappe“, sagte er zu einem ihm nahestehenden Mitbruder bei seinem Scheiden aus dem geliebten Colleg St. Servais.

Der Abschied selbst sollte zeigen, wie sehr die Ordensbrüder in Lüttich ihn lieben und schätzen gelernt hatten. Die angesehensten und ehrwürdigsten Patres des Hauses hatten sich noch an der Pforte um ihn versammelt, ihm nochmals ein letztes Lebewohl zu sagen. Mehrere derselben konnten ihre Ergriffenheit nicht verbergen. P. Rector selbst, dem die Trennung nahe ging, gab sich Mühe, durch einige Scherze sich und den anderen über die Rührung hinwegzuhelfen. Und doch sind alte Jesuiten sonst an die Trennung so sehr gewohnt. Noch besuchte P. von Doß in Löwen die jüngeren Ordensgenossen, die vordem in Lüttich mit ihm gemeinsam gearbeitet hatten und noch mit großer Liebe ihm zugethan waren. Er kam, um von ihnen gerührten Abschied zu nehmen auf Nimmerwiedersehen; sie sahen, wie schwer es ihm wurde, Belgien und sein Lüttich zu verlassen. Auch in Arlon traf er auf der Durchreise noch einige junge Freunde. Dann ging es über Basel und Zürich nach Feldkirch. Zum erstenmal sah er wieder die Berge der Schweiz, seit er sie als Flüchtling hinter sich gelassen. In Feldkirch waren ihm, wie er so lange gewünscht, einige Rasttage vergönnt, um seine alten Freunde und Bekannten wiederzusehen, dann galt es noch eine kleine Pilgerfahrt nach Maria-Einsiedeln. Vor fast 40 Jahren hatte er als Novize zum erstenmal dort in der Gnadenkapelle gekniet, jetzt wollte er daselbst Kraft und Segen schöpfen für sein neues, wichtiges und schwieriges Amt. In der ersten Morgenfrühe des 22. April las er an der Gnadenstätte die heilige Messe. Noch am selben Morgen trug ihn der Zug durch den St. Gotthard, am Abend war er in Mailand. Der herrliche Mailänder Dom, die prächtigen Apenninengegenden, die er durcheilte, fanden in dem ernsten Ordensmann noch denselben empfänglichen, offenen Sinn für alles wahrhaft Schöne, der einst bei seiner ersten Schweizerfahrt seinem beobachtenden Gefährten an ihm aufgefallen war. Er verräth es in seinen Briefen.

Als er endlich am Nachmittag des 25. April in Rom den Zug verließ, fand er schon seinen neuen Obern, den Rector des deutschen Collegs, in eigener Person seiner harrend. Noch am selben Abend wurden ihm seine künftigen Pflegebefohlenen, die jungen Germaniker, vorgestellt.

---

11. Letzte Lebensjahre.

„Es sind zwei Jahre her," schrieb am 9. October 1886 die „Gazette de Liège", „daß im Jahre der Aufführung des Oratoriums der hl. Cäcilia, jener letzten großen Schöpfung, an deren vollständiger Wiedergabe er nicht mehr theilnehmen sollte, P. von Doß Lüttich verließ. Er sollte zu Rom im Collegium Germanicum die geistliche Leitung der deutschen Zöglinge übernehmen. Niemand war geeigneter für diese Aufgabe als er. Er, den man am Dirigentenpult für nichts anderes gehalten hätte als einen leidenschaftlichen Maestro, der in der Musik ganz aufgehe, zeigte sich in seiner armen Klosterzelle und in seinem priesterlichen Amt im Beichtstuhl als Apostel und Seelenführer ebenso weise und erfahren, als von Eifer entflammt, ausgezeichnet befähigt wie kein anderer, das Vertrauen junger Leute zu gewinnen und sich dessen zu bedienen, um sie zum Guten zu führen." Wenn es ein Amt gab, das den Pater für Mainz und Lüttich entschädigen konnte, so war es seine Stellung im Collegium Germanicum. Das deutsche Colleg in Rom, schon als eine der monumentalen Schöpfungen seines großen Ordensstifters, des hl. Ignatius, ihm theuer, ehrwürdig durch so viele große Kirchenfürsten und berühmte kirchliche Gelehrte, die aus ihm hervorgegangen, war die Verkörperung dessen, was auch die eine große Idee seines eigenen Lebens war, eine Anstalt, bestimmt, die Rettung der Seelen und die Vertheidigung der Kirche zu fördern durch sorgfältige Heranbildung katholischer Jünglinge. Fromme und talentvolle junge Männer

sollten hier herangezogen werden zu heiligen und gelehrten Priestern, um dann, ein jeder in seiner engern Heimat und seinem engern Wirkungskreis, durch Beispiel und That die Welt zu bekehren. Die Elite der katholischen deutschen Jugend sah er also hier um sich versammelt, priesterlich reine junge Herzen, die im Begriff standen, durch Uebungen der Wissenschaft und Frömmigkeit zur höchsten Würde sich vorzubereiten, die Gott einem sterblichen Menschen verleihen kann. Und er selbst sollte helfen, sie zu Priestern und Aposteln heranzuziehen. Das Erdreich war gut und empfänglich, keines seiner Worte und keine seiner Mühen fiel auf unfruchtbaren Boden. Bei seiner Ankunft traf er 83 Zöglinge im Collegium, die sich auf 33 theils deutsche, theils österreichische Diöcesen vertheilten. Zwölf derselben waren bereits Priester. Alle diese jungen Leute verbringen unter gewöhnlichen Umständen sieben volle Jahre ohne Unterbrechung in ihren vorbereitenden Studien in Rom. Drei Jahre gehören dem Studium der Philosophie, vier jenem der Theologie. Erst nachdem in beiden Wissenschaften der Doctorgrad erworben ist, kehren sie mit der Würde des Priesterthums geschmückt in die Heimat zurück. Ihr Trost und ihre Zuflucht, ihr nächster und bester Freund während dieser langen Zeit ist niemand anders als der geistliche Vater des Collegiums. In dieser Eigenschaft hatte P. von Doß jeden Abend ihnen die Vorbereitung für die halbstündige Betrachtung des nächsten Morgens vorzulegen; jeden Sonntag hielt er ihnen geistliche Unterweisung. Die Alumnen des ersten Jahres mußten jede Woche zur geistlichen Leitung zu ihm kommen, die anderen wenigstens einmal alle vier Wochen. Aber natürlich war sein Zimmer täglich und zu jeder Stunde für sie offen. Einmal die Woche gab er ihnen praktischen Unterricht über Pastoral, einmal übte er mit ihnen die Katechese, wozu seine reichen Erfahrungen ihn außerordentlich geeignet machten. Ihm selbst kam es vor, als habe er ein Scholastikat von jüngeren Ordensbrüdern um sich, und zwar ein recht eifriges. Er speiste mit ihnen im selben Saal, hörte ihre Predigtübungen im Refectorium, sah die kleinen Bußen, die sie freiwillig verrichteten, kurz er lebte ganz mit ihnen, aber auch ganz für sie. Hier unter dieser

auserwählten Schaar war es, wo er die ganze Meisterschaft in der Seelenleitung entfalten konnte, die er sich in langen Jahren erworben hatte, jene goldene schöne Liebe und Hingabe an seine Pflegebefohlenen, die wie eine kostbare Frucht jeden Tag an Süße und Wohlgeschmack gewonnen hatte, jene maßvolle Klugheit, aus der eine fast 30jährige Erfahrung in der Seelenleitung auch das letzte trübe Aederchen entfernt hatte, aber auch jene Festigkeit und Entschiedenheit, die schwankem Jugendsinn gegenüber oft so heilsam und nothwendig ist. Was er in diesen Jahren in den Herzen der jungen Leute gewirkt, entzieht sich der äußern Beobachtung, aber nach seinem Tode sprach man nur von dem „unvergeßlichen“ Pater von Doß.

Es war vieles, was den Aufenthalt in Rom ihm theuer machen mußte. Freilich sollte er auch bald den schlimmen Einfluß des ungewohnten Klimas fühlen, und empfand es von Anfang an recht schwer, daß man in Italien aus Gesundheitsrücksichten „so viele Zeit verlieren müsse“. Die Siesta am Nachmittag, der in Rom allgemein übliche Spaziergang am Abend, um Luft zu schöpfen, waren dem Mann, der bis jetzt jede Sekunde zu strenger Arbeit ausgenützt hatte, etwas ganz Niederdrückendes. „Wie viel Zeit man verliert in diesem Klima!“ schrieb er nach den ersten drei Monaten an einen Freund. „Urtheilen Sie selbst, wie das zu mir paßt. Im Vergleich zu meinem Leben in Lüttich führe ich hier ein Faulenzerleben, und das ist etwas, was mich kränkt.“ Auch der Schmerz der Trennung von „seinen Kindern“ in Belgien und dem schönen, segensvollen und trostreichen Wirkungskreis dort wollte sich nur sehr langsam mildern. Sein edles, tiefes, deutsches Gemüth, weit entfernt, durch die Last der Jahre und die lange Schule des Opfers abgestumpft worden zu sein, war nur wärmer und empfindsamer geworden. „Meine früheren Kinder von dort,“ schreibt er nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Rom an einen Ordensbruder in Belgien, „besonders einige der größeren, lassen meiner Wunde kaum Zeit, zu vernarben (er hatte vorher von den Briefen erzählt, die er von ihnen erhalten). Es fehlt mir nichts hier, man trägt mich ‚auf den Händen‘, wie wir im Deutschen sagen, Patres und Alumnen — alles geht, wie ich es nur wün-

schen kann, und doch . . . . Lüttich und immer wieder Lüttich! — Die Zöglinge, die Musik, die Orgel — und was alles! Diese Erinnerungen thun mir oft weh — indes hier weiß niemand ein Sterbenswörtchen von all diesem, denn ich bin immer heiter und zufrieden, wie ich es übrigens auch sein soll." In der Hauptstadt der Christenheit gab es jedoch auch manches, was seinem Herzen wohl that. „Ich benutze", schreibt er, „die obligaten Abendspaziergänge, um der Reihe nach die hauptsächlichsten Heiligthümer und Denkmale der ewigen Stadt zu besuchen. Den Tag nach meiner Ankunft war ich in St. Peter. Welch ein Gotteshaus!" — „Es ist etwas eigenthümlich Schönes in Rom," heißt es ein anderes Mal, „daß man so häufig Heiligthümer besuchen kann, wo gerade das Fest eines Heiligen gefeiert wird. Heute ist es St. Pudentiana mit ihren 1800jährigen Erinnerungen, neulich war es St. Pankratius, im April das Sterbezimmer des hl. Benedikt Labre; man sieht dort noch seinen Strohsack, seine Lumpen, sein Cilicium 2c., im März war es St. Francisca Romana, ihre Wohnung, ihr heiliger Leib; nächste Woche kommt St. Philipp Neri an die Reihe u. s. w. Die Heiligen leben so zu sagen wieder auf vor unseren Augen. Welch beredte und hinreißende Predigt!" Wiederholt spricht er von den Gräbern des hl. Ignatius, des hl. Aloysius, des seligen Berchmans und des hl. Stanislaus. „Es ist vor allem das Grab des hl. Aloysius (in der Kirche San Ignazio, einige Schritte von uns), das mich anzieht. Wie oft habe ich da schon gebetet für meine Freunde jung und alt, besonders neulich am 21. Juni." Auch auf den seligen Berchmans kommt er oft zurück. „Die Heiligsprechung der seligen Berchmans, Claver und Rodriguez wird jetzt mit allem Nachdruck betrieben werden. Der Heilige Vater nimmt besonderes Interesse an der des seligen Berchmans. Welch ein Trost wäre das für die Gesellschaft Jesu! . . . Vielleicht nach ein oder zwei Jahren!" So schrieb er im Juni 1884, und noch kaum drei Monate vor seinem Tode, 23. Mai 1886, kam er abermals darauf zurück. „Der Heilige Vater will, daß die Heiligsprechung der seligen Berchmans, Claver und Rodriguez mit aller Entschiedenheit aufgenommen werde. Man hofft, sie würde

erfolgen bei Gelegenheit des Jubiläums des Heiligen Vaters. Welche Freude für die Gesellschaft! Letzten Sonntag kamen von Amerika die Documente über ein Wunder, das neulich durch die Fürbitte des seligen Berchmans gewirkt wurde. Es scheint, daß dieses Wunder als sicher und bewiesen anerkannt werden wird."

Noch eine andere große Freude war es ihm, den ehrwürdigen, bereits 90jährigen Generalobern seines Ordens, P. Beckx, häufig zu sehen. Fast in all seinen Briefen an Mitbrüder thut er dessen Erwähnung. „Ich sehe oft den hochwürdigen P. General. Welch lieber, heiliger alter Mann!" — „P. General hält sich gut trotz der Last seiner Jahre." Ausführlich erzählt er von der kleinen Familienfeier, die man beging, als dieser 90 Jahre alt wurde, und von dessen Besuchen bald im Collegium, bald in San Pastore, dem Ferienaufenthalt der Germaniker. Am Pfingstsonntag 1884, da der ehrwürdige Greis eben im Germanicum verweilte, kam der Bischof von Lüttich, der sich gerade in Rom aufhielt, dahin, um P. von Doß zu besuchen. Zur großen Beschämung des guten Paters benutzte der liebenswürdige Kirchenfürst diese Gelegenheit, um vor dem Ordensgeneral dessen große Verdienste um Lüttich und seine Diöcese hervorzuheben und ihm dafür nochmals Dank abzustatten. Abgesehen von dessen einflußreicher Wirksamkeit für die gebildete männliche Jugend, erwähnte er namentlich auch die mächtige Unterstützung, die dieser durch seine musikalischen Vorstellungen den katholischen Schulen der Diöcese verschafft habe. Seitdem nämlich durch das liberale Regiment von 1879 die Katholiken Belgiens sich genöthigt sahen, eigene Schulen zu gründen und zu unterhalten, und überall zu diesem Zweck gesammelt wurde, veranstalteten auch die Patres des Collegs St. Servais alljährlich ein Concert, Vorstellung u. s. w. zum Besten der Schulen der Diöcese. Der gewöhnliche Ertrag belief sich auf etwa 2000 Franken. Der Löwenantheil an der Arbeit aber traf P. von Doß. Nach Lüttich zurückgekehrt, erschien der Bischof am 21. Juni zur Feier der ersten heiligen Communion der jüngeren Zöglinge in St. Servais. In längerer Ansprache erzählte er ihnen von Rom und vom Heiligen Vater, im ergreifenden Schluß-

worte aber überbrachte er ihnen die Grüße und eine letzte Bitte von einem andern Manne, den er in Rom getroffen habe, den sie alle kennten und der sie alle liebe. Der Mann war P. von Doß, und die letzte Bitte, die er mit Thränen in den Augen dem wohlwollenden Kirchenfürsten aufgetragen hatte, war, seine alten Zöglinge möchten für ihn beten. Man hörte an diesem Tag bei den Zöglingen kaum noch einen andern Namen nennen, als den des P. von Doß.

Es war natürlich, daß ein so begeisterter Anhänger und Vertheidiger des Heiligen Stuhles, wie der Pater stets gewesen war, nicht lange in Rom weilen konnte, ohne den Statthalter Christi einmal gesehen zu haben. Von drei Audienzen finden sich Spuren in seinen Briefen. Einmal, am 18. Januar 1885, konnte er Zeuge der großen öffentlichen Audienz sein, und war so glücklich, in einem Winkel der sala ducale für seine damals schon kranken Glieder einen kleinen Sessel zu erobern. Bald darauf, am 3. Mai, bei der feierlichen Audienz der deutschen Pilger, leitete er als Dirigent den Festchor, der aus seinen Germanikern gebildet war. Von besonderem Interesse aber ist eine frühere Audienz, welcher er am 23. Juni 1884 beizuwohnen das Glück hatte. „Gestern," so schrieb er tags darauf an einen Freund, „war ich zweimal im Vatican. Am Morgen unter der Führung des Unterbibliothekars P. Bollig verbrachte ich 2½ Stunden in der Bibliothek. Wie viele interessante Dinge ich da gesehen habe! . . . Am Abend sah ich Leo XIII. Er empfing zwölf unserer jungen Herren Priester, die nach Beendigung ihrer Studien dieser Tage in die elf Diöcesen zurückkehren werden, denen sie angehören, „privatissime" in Audienz. P. Rector (des Germanicums) und ich stellten die Germaniker vor. Die Audienz dauerte beinahe ¾ Stunden. Leo XIII. war überaus väterlich und liebenswürdig, selbst heiter und aufgeräumt. Man hatte ihm gesagt, ich sei elf Jahre in Belgien gewesen, und er hielt mich daher anfangs für einen Belgier und begann sofort mit einem großen Lob auf Belgien. Er sprach von der Entschlossenheit, der Hingabe, den Opfern und Kämpfen der katholischen Belgier, dann von dem letzten Sieg (Sieg der Katholiken bei den

Wahlen Anfang Juni 1884), und das alles mit wahrhaft jugendlichem Feuer. Es waren ergreifende Augenblicke, die wir da verbrachten. Er beschloß die Audienz, indem er sich an unsere Germaniker wendete mit den Worten: ‚Ite, docete, ego mitto vos . . . (Gehet, lehret, ich sende euch . . .), bringet überallhin den Frieden, die frohe Botschaft . . .‘ Alles dies sagte er italienisch. Sie können sich das Glück unserer jungen Leute vorstellen, und die schönen Erinnerungen, die sie mit sich nehmen.“

Bald begegnet man in seinen Briefen auch den ersten Andeutungen, daß er, auch abgesehen von seinen lieben Germanikern, seines Berufes als Jugendapostel noch nicht vergessen habe. Fremde wie Einheimische wußte er auch in Rom an sich zu ziehen. „Nebenbei“, schreibt er schon im September 1884 von San Pastore, dem in der Nähe von Palestrina gelegenen herrlichen Landaufenthalt der Germaniker, aus, „nebenbei übt man hier ein wenig Seelsorge. Denn die Dörfer der Umgegend suchen sich unsere Anwesenheit zu nutzen zu machen. An Sonn- und Festtagen nach meiner Messe bin ich umlagert von jungen Bauern und anderen Männern bis gegen 9 Uhr. Sie sehen, ich kann das Handwerk nicht lassen.“ — „Sie erinnern sich vielleicht der Conversion des Sohnes des anglikanischen Bischofs von Worcester,“ heißt es in einem andern Brief vom Februar 1885, „die vor einiger Zeit so viel von sich reden machte. Es ist ein netter junger Mann, der einzige Sohn, 17—18 Jahre alt. Er besucht mich öfter und ich gebe mir Mühe, ihn zu trösten wegen des Unwillens, den er sich durch seinen muthigen Schritt von seiten seines Vaters zugezogen hat. Er hat als Freund einen andern jungen Mann, der sich in ganz gleicher Lage befindet.“ Auch in Briefen an Auswärtige war der Pater unausgesetzt bemüht, Gutes zu thun. Einem schwer bedrängten Priester in Belgien, der ihm brieflich sein ganzes Herz auszuschütten pflegte, schrieb er regelmäßig alle 14 Tage. Seine jungen Freunde in Lüttich erhoben gleichfalls noch Anspruch auf seinen Rath und seine Hilfe, besonders wo es sich um Berufe u. dgl. handelte. Auch Mainz und die lieben deutschen Freunde waren noch nicht vergessen, und manch herzliches und frommes Wort wurde von ihm dorthin entsandt.

Doch über alles gingen ihm natürlich seine Germaniker; für diese war er ja da. Was immer einer auf dem Herzen hatte, wo und von welcher Seite es ihn immer drücken wollte, es kostete nur einen Sprung in das Zimmer des Paters, und er war sicher, wieder gestärkt und muthig herauszukommen. Einer derselben meinte nach des Paters Tod, das Leben dort komme ihnen jetzt viel schwerer vor, und je mehr Zeit dahingehe, desto mehr werde man inne, was man an jenem verloren habe. Die Wirksamkeit unter diesen jungen Leuten war ihm bald überaus lieb geworden. Wiederholt setzten ihm die Aerzte zu, er solle bei den Oberen Schritte thun, um von Rom versetzt zu werden, das Klima sage ihm nicht zu. Er aber schwieg und sagte niemand etwas davon. Auch der Provinzial der belgischen Provinz, der, von einer Visitationsreise in Indien zurückkehrend, bei der Durchreise in Rom den Pater besuchte und ihn sehr leidend fand, drängte ihn, doch wieder nach Belgien zu kommen, wenn es hier mit seiner Gesundheit dauernd schlecht gehe. Die Güte und Aufmerksamkeit, die sein einstiger Oberer ihm bei dieser Gelegenheit zeigte, that ihm wohl, und gewiß, die Versuchung, der Einladung zu folgen, mochte groß sein; „aber," schrieb er Ende Mai 1886 an seine Freunde in Belgien, „was das angeht, werde ich kein Wort sagen. Ich hoffe zu sterben im Schatten der Kuppel von St. Peter, und den herrlichen Campo Santo in agro Verano ante portam Sti. Laurentii mit meinen armen Gebeinen zu bereichern." Erst viel später vertraute er seinem Obern an, er habe geschwiegen, da er im Germanicum hätte sterben wollen. „Wie schön ist die Wirksamkeit im Germanicum!" sagte er dann.

Er war dahin gegangen, wie er beim Abschied von Lüttich sagte, um dort zu sterben, und in der That ist die Geschichte seines Aufenthalts in Rom fast nur eine Geschichte seiner Leiden. Schon drei Monate nach seiner Ankunft, im Juli und August 1884, begann die fliegende Gicht ihn zu quälen. „P. von Doß schrumpft mit jedem Tag mehr zusammen," hieß es in Briefen von Rom, „er ist ganz voll Rheumatismus, ein gebeugtes, verrunzeltes altes Männlein." — „Der Winter war schlimm," meinte er selbst im Februar 1885; „ich habe jetzt oft mehr Mühe, ein

kleines Briefchen zu schreiben als früher, wenn ich vier Folioseiten Partitur schrieb. Aber genug davon, noch bleibt die Hoffnung für die Zukunft." — „Ich dachte immer, Ihnen bessere Nachrichten von meiner Gesundheit geben zu können," heißt es in einem vertrauten Brief einige Monate später, „und jetzt ist es gerade der rechte Arm, der gepackt ist. Arme Schreibmaschine!" Trotzdem war er bei seiner Willensstärke noch im Stande, zu arbeiten, wenn auch nicht so viel, als er gewünscht hatte. „Inzwischen", schreibt er im Februar 1885, „sind zwei meiner Schriftchen in neuer Auflage erschienen, die ‚Perle der Tugenden' in vierter, die ‚Standeswahl' in zweiter Auflage. Sie sehen, ich gehe nicht gerade müßig, aber wenn man gewohnt war, stets die Feder in der Hand zu haben, und nie auch nur einmal spazieren zu gehen, so glaubt man immer, sich vorwerfen zu müssen, man verliere die Zeit." Als endlich der Sommer herangekommen war, veranlaßte sein trauriger Zustand die Oberen, ihn zu den sehr wirksamen warmen Bädern von Vicarella zu senden, die auf den Besitzungen des Collegiums sich befinden. Dieselben bekamen ihm gut. Am 31. Juli, dem Fest des hl. Ignatius, konnte jetzt auch von seinen „Gedanken und Rathschlägen" die fünfte Auflage erfolgen, auf deren Durchsicht er nochmals große Sorgfalt verwendet hatte. Im Unterschied von den vorhergegangenen Wiederauflagen fügte er diesmal noch ein weiteres kürzeres Nachwort bei; es war sein letzter Gruß an die deutsche Jugend. Der Musik hatte er nahezu völlig entsagt, nur die freundschaftlichen Beziehungen mit Mainz und Lüttich und sein brieflicher Verkehr blieben unverändert. Wieder kam der feuchte Winter in Rom, der sich ihm schon das Jahr zuvor so schwer fühlbar gemacht hatte, und das alte Elend war wieder da. Das Jahr 1886 begann recht schlimm. Heftige Hustenanfälle gesellten sich zur Gicht und schwächten ihn sehr. „Der unliebsame Miethgast Rheumatismus wollte", wie er schrieb, „nicht mehr im unteren Stockwerk bleiben, sondern zog nach oben." Er konnte den rechten Arm kaum bewegen. Seit Ostern trat dazu noch volle Appetitlosigkeit ein, wodurch er noch mehr entkräftete. Es kostete ihn fast übermenschliche Anstrengung, die heilige Messe zu lesen. Ein junger Germaniker, der den Pater

schon früher gekannt hatte, war aufopfernd genug, dem Kranken durch Dienstleistungen jeder Art zu Hilfe zu kommen. Er schrieb dessen nothwendige Briefe, die der Pater dictirte und dann, so gut es ging, mit unsicheren Zügen unterschrieb. Er zog ihm den Mantel an und nahm ihn wieder ab, denn dieses selbst zu thun, war dem Pater unmöglich. Er reichte ihm die Bücher, deren er bedurfte, und ordnete das Zimmer. Der Pater war hilflos geworden, wie ein Kind. „Schon seit vier Monaten habe ich fast nichts mehr geschrieben," dictirte er am 23. Mai 1886, „eine allerliebste Lage für mich, das können Sie sich denken. Zu meiner Rechten auf dem Gestell steht die lange Reihe meiner großen Partituren. — Wie oft habe ich schon einen Blick des Mitleids auf diese unglückliche Masse geworfen, die ich für den Augenblick nicht einmal vom Platz bewegen kann, und ich sagte dann zu ihnen: ‚Wenn ihr nicht schon geschrieben wäret, ihr würdet es nie mehr', kurz: Geduld!" An einen seiner Mainzer Freunde schrieb er noch einige Wochen später selbst mit zitternder Hand acht Zeilen. „Ich muß schließen, lieber Christian," fügte er bei, „denn meine Arme ... — nun, Du siehst es ja!" Der besorgte Rector des Hauses wollte alles aufbieten, das theure Leben noch zu erhalten. Er hoffte auf abermalige Linderung durch die Bäder von Vicarella. Aber der Pater war schon zu schwach. Am 2. Juli reiste er dahin ab, ein Laienbruder begleitete ihn als Krankenpfleger. Die erste Woche schien es besser werden zu wollen, aber schon bald folgte der Rückschlag, alle Briefe brachten nur Variationen über das Thema: es geht nicht besser. Und es ging nicht besser, er mußte zurückgerufen werden. Es war ein harter Weg für den auf den Tod Erschöpften. Unter der Glühhitze der römischen Julisonne verließ er nachmittags 2 Uhr Vicarella, um abends 8 Uhr in Rom einzutreffen am 21. Juli. Wohl hatte durch die Bäder sein rechter Arm die Beweglichkeit wieder gewonnen, aber bei seiner Rückkehr brachte er außer einem lästigen Unterleibsübel noch ein Malaria-Fieber mit und war so geschwächt, daß er sich sofort zu Bett legen mußte. Seine Bekannten erschraken, als sie ihn wiedersahen, so sehr war er von Magerkeit entstellt und im Zu-

stand vollster Erschöpfung. Noch einmal gelang es ihm, am Morgen nach seiner Ankunft sich zu erheben, aber dann blieb er ans Bett gefesselt. Sein Kummer dabei war nur, daß er die heilige Messe nicht lesen könne, seit 20 Jahren sei dies das erste Mal. „Aber", meinte er, „in ein paar Tagen, hoffe ich, werde ich wieder ganz in der Ordnung sein." Ueberhaupt sprach sich bis zu der letzten Woche, auch bei der größten körperlichen Schwäche, immer wieder die Zuversicht aus, er werde die Krankheit überwinden. Es war, als wolle er sich gewaltsam damit aufrecht halten, wie er es bei früheren Leiden so manches Mal gethan. Gerade auf diesen außergewöhnlichen Muth und diese Willenskraft bauten auch die Aerzte, die man sogleich herbeigerufen hatte, die Hoffnung, ihn retten zu können. Sie hielten die Krankheit für eine schwere, glaubten aber, daß er sie überstehen würde. Dieselbe Erklärung war acht Tage später das Resultat eines zweiten ärztlichen Consultes. Allein der Obere des Hauses, der all die üblen Symptome und die große Schwäche des Kranken vor Augen sah, konnte sich doch der Furcht nicht entschlagen, die Krankheit möchte einen schlimmen Ausgang nehmen. Er rieth daher dem Kranken, die heiligen Sacramente der Sterbenden zu empfangen. Dieser war sofort einverstanden, wünschte nur zu warten, bis die Germaniker zur Ruhe gegangen seien, damit sie nicht erschreckt würden. So geschah es denn auch. Von da an nahm das Uebel immer mehr zu, die Kräfte schwanden mehr und mehr. Von Anfang an hatte er nur mit Mühe noch etwas Suppe nehmen können, bald vermochte er auch dies nicht mehr. Nur kleine Stückchen Eis reichte man ihm, um Durst und Fieberhitze zu lindern. Bis in die letzte Woche behielt er seinen guten Humor und bis zur letzten Stunde seine Liebe für Mainz und Lüttich. Er ließ sich noch die Mainzer Festberichte von der Inthronisation des neuen Oberhirten vorlesen und zeigte für alles großes Interesse und freute sich sehr. War doch der neue Bischof der ihm so theuren Diöcese ihm selbst ein wohlgewogener Freund gewesen, den er seit lange kannte und hochschätzte. Als ihm P. Rector in den letzten Tagen seiner Krankheit erzählte, daß man in Mainz für ihn bete, zeigte er große Freude und sandte seinen Freunden im lieben

Mainz noch ein herzliches „Vergelt's Gott". Auch Lüttich hatte er nicht vergessen, so daß die Gazette de Liège mit Recht nach seinem Tode sagen konnte: „Er hat ein Stück seines Herzens bei uns zurückgelassen." — „Muth, liebes Kind, Muth," tröstete er noch einen Germaniker, der ihn besuchte und seine Niedergeschlagenheit über des Paters traurigen Zustand nicht verbergen konnte; „haben Sie nur immer Vertrauen auf Gott und beten Sie auch ein wenig für mich." Besonders am 30. Juli, dem Vorabend des Festes des hl. Ignatius, bat er die ihn Besuchenden, am Grab des Heiligen für ihn zu beten. Aber das Sprechen wurde ihm immer schwerer, allmählich konnte er auch die Eintretenden nicht mehr erkennen. Betete man ihm vor, so versuchte er mühsam zu antworten. Stets bei klarer Besinnung, sah er ruhig und heiter seinem Ende entgegen. Seit Jahrzehnten gewohnt, die schwersten Körperleiden zu dulden, ohne eine Klage laut werden zu lassen, gewohnt auch, der liebsten und schönsten Wirksamkeit in dem Augenblick zu entsagen, wo es seinem Herzen am schwersten wurde, nahm er auch jetzt dankbar aus Gottes Hand, alles, was der Vater im Himmel ihm sandte. „Da liegt er", hatte er selbst 25 Jahre zuvor in seinen „Gedanken und Rathschlägen" vom Tod des Gerechten geschrieben, „ruhig und gefaßt und harrt seiner Scheidestunde. Sein Antlitz ist heiter, sein Auge erhebt sich vertrauensvoll himmelwärts. Sorgen um Zeitliches stören ihn nicht; längst hat er alles dem Herrn anheimgegeben. Sein Herz ist getrost; er hofft Gnade zu finden vor Gott. Mit dem Gedanken des Todes hat er sich längst vertraut gemacht; er kennt den Tod — er blickte ihm oft ins düstere Auge. In seinen Händen ruht das gebenedeite Zeichen der Erlösung; wie drückt er es so innig an seine erbleichenden Lippen! Von Jesus lernt er sterben, wie er von ihm leben gelernt." [1] „O Tod, gut ist dein Gericht! Du zeigst dem Leidenden, dem Manne der Opfer und der Entsagung, das Ende seiner Mühsale und den Anfang der Belohnung. O willkommener Tod, o Pforte der Ruhe, Triumphthor, Schwelle

[1] „Gedanken und Rathschläge", 5. Aufl., S. 546.

des Glücks, Erlöser, Befreier!“ [1] — „O saget es dem Gerechten, daß es ihm wohl ergehen werde am Schluß seines irdischen Tages: das Tagewerk ist vollbracht, der Ruheabend bricht an, die Stunde des Lohnes hat geschlagen. .... O saget es dem Gerechten, daß es ihm nun wohl geht; eine Ueberraschung wartet seiner, unaussprechlich, nie geahnt; — eine neue Welt geht vor ihm auf, drin Sonnen leuchten, gegen welche die blendendste Klarheit auf dieser Erde trübseliger Schatten ist.“ [2]

Am Abend des 12. August, um dieselbe Stunde, als in Mainz die Congregation der jungen Kaufleute für den theuren Kranken zum Gebet versammelt war, empfing er ein letztes Mal die heilige Communion. Der Freitag brach an, das Fest eines der drei heiligen Jugendpatrone, des sel. Johannes Berchmans, den er stets so innig verehrt, so oft seinen Jünglingen als Vorbild vor Augen gestellt hatte. Der hl. Aloysius hatte ihm, wie er sich ausdrückte, die „Bekehrung“ gebracht, der hl. Stanislaus die Ordensgelübde, der sel. Berchmans sollte ihm die letzte Ruhe bringen. Schon in der Frühe sah der Obere, daß der Kranke nicht bis zum Abend kommen würde. Etwa um 1 Uhr nachmittags begann der eigentliche Todeskampf. Um $2^1/_2$ Uhr versammelten sich die Hausgenossen zu den Sterbegebeten. Bis zum letzten Augenblick klar bei Bewußtsein, strengte er sich an, die kurzen Stoßgebete mitzubeten, die ihm vorgesprochen wurden. Acht Jahre zuvor hatte er an einen Freund geschrieben: „Ihr Schuljahr geht zu Ende, das unsere auch, am 13. August — macte animo bis dahin, und — weiter!“ Jetzt war ein 13. August gekommen, der seinem Schuljahr für immer ein Ende machen sollte. Fünf Minuten nach 4 Uhr hatte die reine, große Seele sich losgelöst von der gebrechlichen Hülle. „Er starb fromm, wie Heilige sterben,“ schrieb die Gazette de Liège, „und einfach, wie ein Jesuit. Gewohnt, von heute auf morgen alles zu verlassen, dem Gebot ihres Obern zu gehorchen, mag er sie zu den Enden der Welt oder zum Martyrium senden, gehen sie zu Gott ein, ohne Zögerung und ohne

[1] „Gedanken und Rathschläge“, 5. Aufl., S. 145.
[2] Ebenda S. 547.

Aufsehen, oft von plötzlichem Tod überrascht, immer mit heiterer Ruhe."

„O sagt es dem Gerechten, daß er nun glücklich ist: wohl welkten die Blumen, dieser Erde entsprossen, — allein nun blühen Kränze unvergänglicher Schönheit und schlingen sich um die siegreiche Stirne des vollendeten Kämpfers. O sagt es dem Gerechten, daß es ihm nun wohl ergeht: vollbracht ist alles; bereits hat der Tod das Leben geboren und wieder ersteht der Gerechte — der Sonne gleich, die da untertauchte eine kleine Weile in finstere Fluten, — ersteht verjüngt, verklärt, in unvergänglicher Anmuth und Pracht. Ja, saget es dem Gerechten, daß es ihm jetzt gut ergeht — auf ewig. Nun erntet er die Früchte seines Strebens, — er besitzt, er ruht, er genießt." [1]

Unter dem Wenigen, was er hinterließ, fand sich außer den vielen Bänden Musik, die er mit eigener Hand geschrieben, ein „Verzeichniß der vorzüglichsten Wohlthaten, die ihm Gott erwiesen habe"; auf drei winzigen, nothdürftig zusammengehefteten Blättchen füllt es nicht ganz sechs kleine Seiten, in seiner jetzigen Gestalt angelegt, wie es scheint, nach seiner Diakonatsweihe 1853, und in den wichtigen Augenblicken seines Lebens um dürftige Daten bereichert. Dabei waren ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen mit Jahresangabe, einige Aufzeichnungen aus früheren Exercitien, eine Anzahl Predigten, die er einst in Mainz gehalten hatte, und die geschriebene Formel eines besondern Gelübdes, durch das er sich zu Beginn seiner Laufbahn ganz den Arbeiten für die Jugend weihte. Dies waren seine Reichthümer. Bei seiner innigen Verehrung zur jungfräulichen Gottesmutter hatte er es in seinen Aufzeichnungen stets hervorgehoben, wenn ein wichtiges Ereigniß seines Lebens auf einen Samstag traf. Seine Geburt, sein Eintritt in den Orden, seine Subdiakonats- und Priesterweihe, endlich seine letzten Ordensgelübde trafen auf diesen Tag. Jetzt fand Samstag früh am Vorabend des Festes Mariä Himmelfahrt, in der Kirche des Collegiums der Trauergottesdienst für ihn statt, und gleich darauf erfolgte die Ueberführung seiner irdischen Hülle nach dem allgemeinen

---

[1] Ebenda S. 547.

Gottesacker bei S. Lorenzo, wo das Collegium Germanicum eine eigene Grabkapelle besitzt. Er ruht dort unter Nr. 13.

Seine braven Mainzer aber zeigten sich treu bis übers Grab hinaus. Schon am 17. August widmete ihm das „Mainzer Journal" einen längern Nachruf; am 20. August, gerade eine Woche nach seinem Tod, wurde auf Veranlassung der marianischen Congregationen von Mainz in der Pfarrkirche zu St. Christoph ein feierliches Todtenamt für seine Seelenruhe abgehalten. In Lüttich wurde sein Tod erst sechs Wochen später bekannt, aber auch so wollte die Gazette de Liège es sich nicht nehmen lassen, dem Verewigten ein ergreifendes Abschiedswort zu widmen.

„Saget dem Gerechten, daß es ihm gut ergehen wird, die Früchte seiner Mühen wird er genießen" (Is. 3, 10).

12. P. von Doß als Apostel.

P. von Doß war ein apostolischer Mann in des Wortes vollem Sinn, das Werk der Seelenrettung war die große Idee seines Lebens, die eine, nie rastende Triebfeder seiner ganzen großartigen Thätigkeit. Dies ist der Schlüssel zum Verständniß dieses merkwürdigen Mannes. „Du stehst am Ufer," schreibt er, „und dicht vor dir ringen Schiffbrüchige mit den Fluten: wirst du ihnen nichts zuwerfen, woran sie sich retten könnten? Du reichst ihnen nicht die Hand? Du fährst nicht hinaus, um in dein Boot aufzunehmen, was da nur immer gerettet sein will? — Du sprichst: Was gehen mich andere an, ich sorge für mich. O trostloses Wort! Das ist die Rede Kains . . . Beschämt dich nicht die Hölle, die unermüdliche Hölle — sie, die alles aufbietet, Seelen in ihre Abgründe zu ziehen? Beschämen dich nicht Satans geschäftige Sendlinge?" . . . Nicht nur um Behauptung des Errungenen handelte es sich für ihn, um Pflege echt katholischen Lebens bei frommen und treuen Katholiken, sondern um Eroberung. Das Erdreich, das er bebauen wollte, mußte zum großen Theil erst

gewonnen werden, und dies Scholle für Scholle, Schritt für Schritt. Aber da doch einmal Eroberung so harten Kampf zu kosten pflegt, und so wenige sind, die sich recht darauf verstehen, den nöthigen Muth, die nöthige Aufopferung und das nöthige Geschick dazu haben, so wollte er seine Mühen gleich auch möglichst fruchtbar verwenden. Wohl ist in jedem Menschen eine unsterbliche Seele für eine Ewigkeit zu gewinnen oder zu verlieren, aber offenbar sind nicht alle Klassen der Gesellschaft in gleichem Maße der Gefahr ausgesetzt, noch auch in gleicher Weise befähigt, zum Bösen oder zum Guten Einfluß zu üben. War nun P. von Doß „Seelenjäger" im eigentlichen Sinn, so war er es nach Art der alten Tempelritter, denen die Regel verbot, auf die Jagd zu gehen, es sei denn auf die Löwenjagd. Sein Wahlspruch war: „Wir brauchen Männer", und der Männerseelsorge war seine ganze Thätigkeit ausschließlich gewidmet. Zwar hatte er mehr wie mancher andere die Erfahrung gemacht, welches Glück und welcher Segen für die Kinder und die ganze Familie eine wahrhaft christliche, aufrichtig fromme Mutter ist. Er hatte es erfahren an sich selbst, wie an vielen seiner jungen Freunde, und wußte in seinen Exercitienvorträgen manch rührenden Zug aus christlichem Mutterleben zu erzählen, der ihm bei der Sorge für seine Jünglinge selbst begegnet war. Trotzdem schloß er sich in merkwürdiger, fast schroffer Weise von der Frauenseelsorge ab. Als Oberer in Bonn pflegte er nur oben im Oratorium Beicht zu hören oder überhaupt an solchen Orten, wo Frauen keinen Zutritt hatten. Er war nur da für Männer und Jünglinge. In Mainz war sein Beichtstuhl zwar in der Kirche selbst, aber er pflegte die Frauen zu anderen Beichtvätern zu schicken, um es den vielen jungen Leuten, die zu ihm zur Beicht kommen wollten, möglichst leicht und bequem zu machen. Nur am Samstag Morgen gleich nach seiner Messe um 5½ Uhr mußte er in den Beichtstuhl, um zwei alte Damen Beicht zu hören, auf die als Wohlthäter des Hauses der Superior besondere Rücksicht nehmen mußte. Man glaubte aber, es seien die einzigen Frauen in Mainz, die bei ihm beichteten. Dagegen war er jeden Freitag Abend zum Beichthören im bischöflichen Convict, Samstag Mittag

von 2 Uhr an in St. Christoph für die Gymnasiasten und Realschüler bis abends gegen 8—9 Uhr, wo die jungen Kaufleute und Lehrlinge an die Reihe kamen. Dies war natürlich nur das Regelmäßige, auch während der Woche fehlte es an Jünglingsbeichten nicht; um Ostern traf man ihn schon des Morgens um 4 Uhr im Beichtstuhl, ein Fläschchen voll Salmiakgeist in der Hand, um sich wach zu halten, wenn Erschöpfung und Schlaf ihn übermannen sollten. Christliche Mütter, die sich überzeugen konnten, daß der Pater nur deshalb es verschmähe, sich ihrer Seelen anzunehmen, um desto ungetheilter für das geistliche Wohl ihrer Gatten und Söhne sich opfern zu können, haben ihm wohl edelmüthig verziehen. Einmal, da er vor vielen Zuhörern in der Kirche über Kindererziehung predigte, sprach er stets nur von der Erziehung der Knaben, den Mitteln, die anzuwenden, den Gefahren, die gerade bei Knaben zu vermeiden seien. Als er damit zu Ende war, erklärte er einfach: „Mit der Erziehung der Mädchen beschäftige ich mich nicht“, und schloß dann zur Entrüstung der anwesenden Damen seine Predigt.

Aber bei der Männerseelsorge selbst war sein Hauptaugenmerk auf die männliche Jugend gerichtet, „die schöne Jugendzeit, die von so vielen so übel verstanden wird, Zeit der Aussaat, Zeit des Keimens, Frühling des Lebens“. „Noch ist dein Herz nicht verdorrt oder erstarrt,“ redet er in seinen „Gedanken und Rathschlägen“ den Jünglingen, „kein ausgebranntes oder winterliches Erdreich. Noch ist Triebkraft darin: alle Keime nimmt es auf, jegliche Saat sprießt mit Wucher empor. Gut ist's dem Manne, wenn er das Joch getragen von Jugend an, wenn er sich gewöhnt hat an Gottes heilig Gebot, sich früh hineingelebt ins Gute.“ Niemand kannte das Jünglingsherz mit all seinen Tiefen und Höhen, mit all seinem edlen, idealen Streben — mit all seinen Schwächen und Gefahren besser als er. „Jüngling — edles Herz, frisches Herz, thatendurstiges Herz!“ schreibt er, „alle Bahnen der Gerechtigkeit liegen vor dir offen. Wirf dich hinein, eile unaufhaltsam voran — endlos thun sie sich vor dir auf. Gott allein begrenzt sie, erstrebe das Höchste, das Beste. Die Welt von Staub sei dir zu eng und niedrig, du bist

ja zu Größerem geboren . . . Und hättest du sie verkannt bisher, diese Jugendzeit, hättest du sie vergeudet — o dann gestatte nun der Gnade, daß sie erneuere diese deine Jugend gleich der des Adlers. Ja, schüttle dein Gefieder, dehne deine Schwingen — und dann hinaus in die endlosen Räume echter Größe, hinan zur strahlenden Sonne der ewigen Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit!" So groß, so hoch dachte er vom Herzen des deutschen Jünglings. Aber einstmals, da er in Münster vor einer großen Schaar von Akademikern seine Exercitienvorträge hielt und zu ihnen sprach vom „verlorenen Sohn" in seiner ergreifenden, seelenvollen und machtvollen Sprache — da brach er plötzlich in Thränen aus. „Verzeihen Sie, meine Herren," sprach er nach einer erschütternden Pause, die ihm Zeit gelassen, sich wieder zu ermannen, „verzeihen Sie mir, aber ich habe schon zu tief in das Elend von Jünglingsherzen geblickt." Ja, er kannte das Elend von entweihten Jünglingsherzen. „Was ist es Trauriges um einen Menschen," klagt er, „der in der Blüte seiner Jahre einem Baume gleicht ohne Frucht, ohne Knospe, ohne Blatt! — Gebrochen ist die Krone, gekrümmt der Stamm, traurig hängen die geknickten Aeste zur Erde hernieder . . . Unselig verbrachte Jugend! früh verlorene, vielleicht kaum gekannte Unschuld! früh entfesselte Leidenschaften! früh angenommene, bereits tief gewurzelte entsetzliche Gewohnheiten! Alles erfaßt der Jüngling mit der ihm eigenen jugendlichen Frische, selbst die Verderberin, die Hölle, ist er im Stande mit Inbrunst zu umarmen und mit Hartnäckigkeit umklammert zu halten. Armes Herz! ödes Herz! — Grausame Welt, die du es namentlich auf junge Seelen absiehst, weil du weißt, wie folgenreich es ist, wenn schon im Keim das Seelenleben erstickt oder doch gehemmt wird!" So hatte denn auch er es namentlich auf junge Herzen abgesehen, weil auch er verstand, wie folgenreich es sei, schon die ersten Keime des Seelenlebens zu veredeln. Es lebte in ihm eine warme, tiefgewurzelte Liebe zur Jugend, hervorgegangen aus seinem eigenen idealen Sinn, seinem kraftvollen, bis zum Tod im Greisenalter noch jugendlich frischen Herzen, wodurch der ernste Mann sich der Jugend verwandt fühlte. Aber unvergleichlich mäch-

tiger trieb ihn das Gefühl der Wehmuth und des Mitleids mit unserer verwahrlosten, von allen Seiten gefährdeten Jugend, hervorgegangen aus einem lebendigen Glauben und einer allgewaltigen Gottesliebe. „An einem warmen Sommerabend“, so erzählt ein langjähriger Bekannter des Paters, „kam ich einmal wegen Congregations-Angelegenheiten auf sein Zimmer. Um das Licht, das auf dem Tische stand, schwirrten die Schnaken herum, und eine Anzahl von ihnen, die sich die Flügel an der Flamme versengt hatten, lagen elend zuckend auf dem Tische umher. Da sagte der Pater: ‚Wenn ich dies sehe, denke ich an die jungen Leute in den Gefahren der Welt. Es geht ihnen wie diesen Schnaken. Wie diese vom Licht angezogen werden, so jene von den Lockungen und Reizen der Welt. Wie diese nachher jämmerlich verbrannt auf dem Boden liegen, so jene mit verlorener Unschuld im Schmutz der Sünde.‘“ — „Schaut,“ sprach er im Jahre 1868 bei seinen Exercitienvorträgen zu den Mainzer Convictoren, „ich komme mir oft so vor: draußen stürmen die Wasser, das Flußbett ist angewachsen, die Wogen haben sich verzehnfacht, und da stehe ich schaudernd am Ufer und sehe, was da umhergetrieben wird: es sind Leute jeden Standes und Alters. So kommt man sich oft vor, wenn man am Strom des Lebens steht, und besonders die Jünglinge so an sich vorüber schwimmen sieht. O wie viele ertrinken da, wie viele haben sich aufgegeben: das sind die, die keine Anstrengungen machen, sich zu retten. Armes Kind! ach wann kommst du heraus? Da sind andere, die schauen sich um nach dem rettenden Ufer. Hier ist ein Strauch, dort ein Vorsprung, aber sie verpassen den rechten Moment und denken: dort ist noch ein Halt, noch eine Insel, dort will ich heraus; das sind die, welche sich denken: jetzt ist die Leidenschaft zu arg, es wird später eine Zeit kommen, wo man ruhiger ist. Ferner sind dies solche Leute, die nicht das ergreifen wollen, was vor ihnen liegt, die nicht die gewöhnlichen Mittel gebrauchen wollen, und die, wenn man ihnen die Hand reicht, sie oft sogar zurückweisen. Ich reiche z. B. einem solchen Menschen die Hand, ich rathe ihm verschiedene Mittel an, aber — er will sich nicht retten lassen. Und während ich denke: ich will sehen, ob er dort

unten vielleicht landet — ertrinkt er. Da sind endlich andere, die sich nur noch rühren, aber sie schreien um Hilfe und ergreifen die Mittel, die man ihnen räth, und wenn es ihnen an dieser Stelle nicht gelingt, zu landen, so arbeiten sie sich an einer andern heraus und ergreifen das nächste Gesträuch, an dem sie vorbeigetrieben werden. Ach, dieses Bild ist so wahr, meine lieben Freunde! Und es ist dies dasjenige, das ich gar oft vor der Seele habe nach vier-, sechs-, siebenstündigem Sitzen im Beichtstuhle, wobei mir eine lange Reihe von jungen Leuten vorkam. Ach, denke ich da, hättest du doch tausend Arme, um sie ihnen hineinzureichen in diese gefährlichen Wogen, die alles mit sich fortspülen . . . Ueber (viele) junge Leute möchte man oft statt Thränen Blut weinen."[1] „O wenn ihr jemand hättet, der sich um euch annähme," sagte er ein anderes Mal voll tiefer Wehmuth zu einem jungen Freund, in dessen Vaterstadt er jährlich einige Tage für junge Leute thätig war, „ihr wäret so gut und brav, wie meine Mainzer Congreganisten! Der Boden ist gut — so viel guter Wille — aber es ist niemand, der sich um euch kümmert." Und so war es in so vielen Städten Deutschlands. Und doch sah er gerade in der Jugend „die Blütezeit, deren Opfer Gott so angenehm ist". Sollte dieses Opfer Gott geraubt werden? „Sollte denn der Hölle allein das folgenschwere Vorrecht zugestanden bleiben, Jünglinge zu erbeuten und in ihren Bund zu ziehen?"

Schon aus der Anstalt, in der ihm seine Jugenderziehung werden sollte, hatte er dieses tiefe Mitleid mit unserer so herrlich angelegten und doch so vielfach verkommenen und versumpften deutschen Jugend wie eine stets schmerzende Seelenwunde mitgebracht, die ihm keine Ruhe ließ. Am Anfang seiner priesterlichen Laufbahn widmete er sich mit Erlaubniß seiner Oberen durch ein eigenes Gelübde der Rettung der Jugend. Es lautete:

„Ich A. v. D. — innerhalb der Grenzen des heiligen

---

[1] So der Wortlaut stenographischer Aufzeichnungen. Im Mainzer Convict, wo er nur Freunde und Bekannte vor sich hatte, pflegte er sich mit besonderer Offenheit über seine eigenen Erfahrungen und Empfindungen auszusprechen.

Gehorsams — gelobe dem allmächtigen Gott, seinem eingeborenen Sohn, dem Knaben Jesu, seiner liebreichsten Mutter Maria und dem hl. Joseph eine ganz besondere Sorge und Liebe für die Jugend, so daß ich alles aufbieten will, durch alle von der Gesellschaft gutgeheißenen Mittel: Predigt, Unterricht, Schriftstellerei, persönlichen Verkehr, Katechese, Beicht, Exercitien, Congregationen, jungen Leuten, auch aus den untersten Klassen des Volkes, einigen geistlichen Nutzen zu bringen, ihr geistliches Elend zu lindern, die Schwachen zu stützen, die Gefallenen aufzurichten, die Verlorenen aufzusuchen, und die heilige Kirche in Erziehung eines heiligern Nachwuchses nach Kräften zu unterstützen.

„Zur Erfüllung dieses Gelübdes flehe ich um die Gnade des allmächtigen, barmherzigen, reichen, guten Gottes."

„Ich betrachte das als meinen Lebensberuf," äußerte er manchmal gegenüber vertrauten Freunden, wenn auf die Seelsorge für die Jugend gerade die Rede kam. Mitten unter einer großen Schaar von Knaben jeden Alters aufgewachsen, hatten ihn die Jahre seiner Studien im Orden gleichfalls mit der Jugend vielfach in Berührung gebracht, als Katechist der Kinder in den Dörfern des Wallis, als Lehrer und Beaufsichtiger bald von Knaben, bald von heranreifenden Jünglingen im Colleg in Namur, und abermals als Katechist in Köln. Seine ersten Aemter innerhalb des Ordens hatten gerade die jüngsten unter den Ordensbrüdern seiner Obsorge unterstellt, und noch die folgenden sechs Jahre war er theils als Lehrer, theils als Beichtvater und Seelenführer für dieselben thätig. Von Juni 1856 an blieb er in der Stellung eines Präses von marianischen Congregationen fast unausgesetzt mit der Seelsorge für die Jünglinge: Akademiker, Kaufleute, Handwerker, Gymnasiasten, Gewerbschüler, beschäftigt, in Münster, Bonn, Mainz, Lüttich. Auch die kurze Unterbrechung von Februar bis Juli 1866, wo die Verhältnisse ihn nöthigten, vorläufig nur die Congregation der Mainzer Herren und Bürger zu übernehmen, konnte ihn von der Jugendseelsorge nicht ganz abhalten, und die folgenden Jahre entschädigten ihn überreich. Von Februar 1869 bis December 1872 leitete er in Mainz drei zahlreiche Jünglingscongregationen zu

gleicher Zeit. Dem zur Seite ging ein rastloses Schaffen für die übrige katholische Jugend in den Städten, wo er gerade weilte, und eine ausgedehnte Thätigkeit für die katholischen Jünglinge anderer deutschen Städte. Er blieb Jugendapostel auch in seinem Versteck nach der ungerechten Ausweisung aus Deutschland, und war es wieder in hervorragender Weise im Colleg von Lüttich über zehn Jahre lang, als Beichtvater, Gewissensrath und Vorstand einer Congregation, bis er als Seelenführer der jungen Priestercandidaten im deutschen Colleg in Rom seine Laufbahn beschloß. Was er als Schriftsteller, was er als Musiker noch nebenbei zu schaffen die Zeit und die Kraft fand, war gleichfalls an erster Stelle, ja fast ausschließlich, für seine Jünglinge. Man darf sagen, daß von seiner 31jährigen aufreibenden Thätigkeit als Priester 30 volle Jahre ganz der Rettung und dem Wohl der Jugend geweiht waren. Er hat sein Gelübde glänzend eingelöst. Das Geheimniß seines ungewöhnlichen Erfolges in dieser Thätigkeit beruhte theils auf der Macht seiner Persönlichkeit als eines vom Geist des Glaubens getragenen, von übernatürlichen Grundsätzen lebendig durchdrungenen, dabei überaus glücklich begabten Mannes, theils aber auch auf der meisterhaften Handhabung jener Mittel, die ihm durch die Ueberlieferungen seines Ordens in die Hände gegeben waren. Diese Mittel, in denen er all seine glänzenden Gaben, der Natur wie der Gnade, erst allseitig und fruchtbar entfalten konnte, waren Congregationen und Exercitien.

---

13. Die Congregationen.

Die Congregationen waren unserem Pater durchaus nicht lediglich „Gebetsvereine“ noch eine Einrichtung zu mechanischer Dressur der jungen Leute, oder ein bloßes Mittel, sie mit dem Priester in Fühlung zu erhalten. Es kam einst ein ebenso einflußreicher als seeleneifriger Laie,

der von den günstigen Erfolgen gehört hatte, welche der Pater durch die Congregationen für die sittliche Hebung der Jugend erzielte, aus großer Entfernung nach Mainz, um mit diesem über die Congregation und ihre Einrichtung sich zu besprechen. Er wünschte sie auch in seiner Heimat einzuführen. Der Pater, der von großer Hochachtung für jenen Mann erfüllt war, erzählte es nach dessen Weggang einem Freund, „aber," setzte er wehmüthig hinzu, „er frug mich nach der ‚Einrichtung' — freilich damit ist es nicht gethan, es braucht noch etwas anderes".

Die Congregation [1] ist ihrem Wesen nach ein organisch gegliederter Verein von tugendhaften Katholiken irgend eines bestimmten Standes, z. B. von Lehrlingen oder Gymnasiasten oder jungen Kaufleuten oder Herren höherer Stände 2c., welche durch besondere Verehrung der allerseligsten Jungfrau ihre eigene sittliche Vervollkommnung, aber auch die ihrer übrigen Standesgenossen, ja ihrer Nebenmenschen überhaupt anzustreben den Willen haben. Der Zweck der Congregation ist also ein doppelter. Zunächst soll den Mitgliedern durch ihre Vereinigung ein gegenseitiger Halt, und durch die Art der Vereinigung, als einer eminent religiösen, Mittel und Anregung zu höherer sittlicher Vervollkommnung und Läuterung geboten werden. Es sollen aber auch diese selben katholischen Laien zu seeleneifriger apostolischer Thätigkeit, ein jeder in seinem Kreise, angeleitet werden: Handwerkerapostel sollen für die Handwerker, Arbeiterapostel für die Arbeiter, Studentenapostel für die Studenten herangebildet werden. Jede einzelne Congregation beschränkt sich auf einen einzigen, meist ziemlich eng begrenzten Lebensstand, beziehungsweise eine Gesellschaftsklasse. Denn zur eigenen Vervollkommnung müssen vor allem die Standestugenden gepflegt werden, die ganz andere sind für Studenten oder Hand-

[1] Einen hochinteressanten, mit seltenem Verständniß geschriebenen Artikel brachte hierüber die „Katholische Bewegung" 1886, S. 145 ff.: „Das Laienapostolat in der Marianischen Congregation", wo weitere Belehrung und historische Nachweise geschöpft werden können.

werker, für Verheirathete oder Knaben. Leichter kann so der geistliche Führer und Berather des Vereins den wahren Bedürfnissen der Congreganisten Rechnung tragen, die bestimmten Forderungen geltend machen, welche das christliche Sittengesetz oder doch christlicher Sinn gerade an diesen oder jenen Lebensstand stellt. Leichter auch werden so neue Mitglieder gewonnen, die ja in der Congregation nur mit ihren Standesgenossen zu verkehren haben, an denen sie auch wieder im gesellschaftlichen Leben einen Halt finden. Der Verein ist organisch gegliedert, hat seinen Vorstand mit dessen Räthen und Assistenten, die über Aufnahme und Entlassung der Mitglieder, kurz über alle gemeinsamen Angelegenheiten berathen und selbständig entscheiden. Vorstand und Ausschuß sind durch Stimmenmehrheit von den Sodalen selbst gewählt, die Männer des allgemeinen Vertrauens. Daß der Verein die Verehrung der seligsten Jungfrau sich zur besondern Aufgabe gesetzt hat und darin das mächtigste Mittel sieht, seinen doppelten Zweck zu erreichen, hat seinen historischen, seinen so zu sagen dogmatischen und seinen psychologischen Grund. Aus einem Verein von jungen Studentlein zur besondern Verehrung Maria's sind alle übrigen Congregationen hervorgegangen. In Maria sieht der Katholik die Vermittlerin aller himmlischen Gnaden, die ihr Sohn uns erworben hat, und das unerreichte Vorbild vollendeter Tugend, in ihrer Verehrung den Pulsschlag echt kirchlichen Lebens. Die Verehrung jenes makellos reinen, erhabenen Wesens aber, das schon auf Erden weilend näher dem Himmel war, das als Mutter unseres Königs und Gottes doch nicht aufgehört hat, uns eine milde, theilnehmende Schwester zu sein, hoheitsvolle Königin zugleich und gütige, erbarmende Helferin, Mutter und Schwester auch dem verlassensten Erdenpilger — die Liebe und Andacht zu diesem ganz himmlischen Geschöpf, der „geheimnißvollen Rose“, dem „Sitz der Weisheit“, dem „wunderbaren Gefäß der Andacht“, der „Ursache unserer Freude“, hat etwas so Anziehendes und Wohlthuendes für jedes Menschenherz, daß man das schwere Ringen und Streben nach Tugend und sittlicher Erneuerung nirgends leichter, angenehmer und so zu sagen natürlicher machen kann, als am Fuße ihres Thrones. Die Verehrung der jung-

fräulichen Gottesmutter allein schon gibt dem Geist des Christen jenen idealen Schwung, dessen er bedarf, will er über die Alltäglichkeit einer mühseligen und mangelhaften Gesetzeserfüllung sich erhebend voranschreiten zum Streben nach eigener und fremder Vollkommenheit. Aber sie hat etwas besonders Anziehendes für das Herz des Jünglings. „Du suchst, o Jüngling,“ mahnen die „Gedanken und Rathschläge“, „einen Gegenstand, der dein Herz fessele, dem du in Liebe dich ergeben könntest. Maria ist die ‚Mutter der schönen Liebe, der Furcht, der Erkenntniß und der heiligen Hoffnung‘ ... O Jüngling, die Tugenden, die Gott besonders an dir sucht, sie strahlen dir alle aus diesem ‚Spiegel der Gerechtigkeit‘ entgegen!“ Und Maria ihrerseits, so war die Ueberzeugung des Paters wie die der ersten Gründer der Congregationen, „liebt die Jugend mit besonderer Liebe; das Kind Jesus, der Knabe Jesus, der Jüngling Jesus war so viele Jahre lang der einzige Gegenstand ihrer Pflege, ihrer Sorge, ihrer Liebe; diese Liebe, Sorge, Pflege auf Altersgenossen ihres Jesus zu übertragen, macht die Wonne ihres Mutterherzens aus. Da waltet sie wieder, wie dereinst zu Bethlehem und Nazareth; sie glaubt ihrem nun glorreichen Sohne besonders wohlgefällig zu sein, wenn sie von der Höhe des Himmels herab durch ihre Fürsprache die Ebenbilder desjenigen schützt, den sie vordem auf Erden durch ihre nie rastende Muttersorge geschützt.“

Eine so organisirte Vereinigung von braven Leuten eines bestimmten Standes — denn nur solche sollten aufgenommen werden, die für einen musterhaften Wandel gegründete Hoffnung bieten, — ist gewiß eine zweckmäßige und glückliche Veranstaltung. Aber trotzdem wird sie wenig oder gar nichts wirken, wenn ihr nicht Geist und Leben eingehaucht wird von dem, in dessen Hände ihre geistliche Leitung gelegt ist. Wenn er selbst kein apostolischer Mann ist, so wird er weder andere vervollkommnen, noch viel weniger andere zu Aposteln machen. Er muß für die Sache leben, sie als eine hochwichtige und folgenreiche betrachten, die seines Schweißes und seiner Mühen vollauf werth sei. So war es mit P. von Doß. Seine Congreganisten waren ihm die wichtigsten Persönlichkeiten,

seine Congregationen die wichtigsten Angelegenheiten, für die er zu sorgen hatte.

Zwei Mittel waren ihm durch die Congregation geboten, auf die jungen Leute einzuwirken: die regelmäßigen Vorträge in den wöchentlichen Versammlungen, und der persönliche Verkehr. Seine wöchentlichen, wohldurchdachten und planmäßig geordneten Vorträge hatten den Zweck, Männer heranzubilden, die sich der Wahrheit ihrer Religion bewußt, davon ganz durchdrungen seien, den Ernst des Lebens und die Wichtigkeit des ewigen Zieles klar vor Augen hätten, charakterfest und ohne Menschenfurcht ihre Religion bethätigten, die großen Gefahren des Jugendalters, von innen und außen, siegreich überwänden. Nicht Treibhauspflanzen wollte er künstlich großziehen, nicht eine süßliche, falsche, pietistische Frömmigkeit, sondern er arbeitete hin auf eine praktische männliche Tugend, aufgebaut auf klarer Einsicht, gegründet auf felsenfester Ueberzeugung, wettergehärtet, tauglich fürs Leben. „Die Kirche braucht Männer", das war sein erstes und sein letztes Wort. „Die Welt braucht Männer", heißt es in den „Gedanken und Rathschlägen", „nicht Schöngeisterei und Schönrednerei, nicht Fühlen und Träumen rettet sie, sondern Handanlegen und Thun. Nicht durch Fühlen und Träumen wurden die Heiligen heilig, sondern durch Kämpfen, Wagen, Leiden, Entsagen." [1] „Anspruch hat auf dich die Kirche," ruft er daher seinen Jünglingen zu, „Anspruch der Staat; blühe heran zum Troste jener, zum Heile dieses. Anspruch hat auf dich die menschliche Gesellschaft, hilf sie retten, hilf sie heben. Du schuldest dich der Menschheit, erziehe dich für sie." [2] — „Weißt du," fragt er, „worin das Männliche der Frömmigkeit besteht? Darin, daß der Wille, der am Mann das Männlichste ist, in seiner ganzen Vollkraft den Dienst Gottes ergreift." [3] Daß man durch langweiliges Moralisiren der Jugend nur den Geschmack an der Frömmigkeit verdirbt, wußte niemand so wohl wie er. Langweilig sein war ihm auch gerade wider die Natur. Er war in seinen Vorträgen

---

[1] „Gedanken und Rathschläge" S. 335.
[2] Ebenda S. 7. [3] Ebenda S. 334.

kurz und kernig, stets originell und stets interessant. Dabei legte er das Hauptgewicht auf zwingende Beweisführung; der tiefe Eindruck auf das Gemüth verstand sich bei ihm gewöhnlich von selbst. Seine Rede war frisch und lebhaft, eine Art ernster, aber eindringlicher Unterhaltung mit seinen jungen Freunden, wo er nur für einige Zeit einmal das Wort allein zu führen schien.

Weit mehr noch wirkte er durch den persönlichen Verkehr, den er mit Jünglingen auch des verschiedensten Alters und der verschiedensten Charakteranlagen bald zu einem sehr lebhaften und wahrhaft freundschaftlichen zu machen wußte. Die jungen Leute sollten ihn besuchen kommen zu ihrem eigenen Nutzen, und deshalb sollten sie oft kommen, und eben darum sorgte er auch, daß sie gern kamen. „O Freund, der Jugendpfad ist schlüpfrig," warnen die „Gedanken und Rathschläge", „stütze dich! O Freund, der Widersacher, die deine Jugend bedrohen, sind viele und grimmige; wehe dem, der vereinzelt steht! Verbünde dich. O Freund, die Lebensreise wird stets ernster, und noch liegt vielleicht ein langer Weg vor dir: sieh dich vor und erhalte dir einen Begleiter." Ein solcher Begleiter, Vater, Freund und Schutzengel wollte er seinen jungen Leuten sein. Ein alter Laienbruder, der Jahrelang mit ihm zusammenlebte, meinte: „Er war mit Leib und Seele ganz Sorge für die Studenten, ja er schickte sogar — und das schien dem guten Alten doch zu viel — andere Leute von seinem Beichtstuhl weg, wenn er noch Studenten sah." Vor allem war P. von Doß zu jeder Stunde des Tages für seine jungen Freunde zugänglich. Jede andere Arbeit wurde unterbrochen, wenn einer der Congreganisten kam, und wäre es auch nur ein kleiner Knabe gewesen. Gar manches Mal saßen in Münster die Herren Akademiker fröhlich beim Bier, wenn es einem von ihnen einfiel, für zehn Minuten hinüber zum Pater zu gehen. Der verließ, sobald der Besuch gemeldet war, sein Zimmerchen, wo literarische Arbeiten, musikalische Arbeiten, Amtspflichten der verschiedensten Art für Haus und Kirche aus jeder Ecke heraus nach seiner Thätigkeit riefen, und erschien im Sprechzimmer mit einem so herzlichen Willkommsgruß und so viel Theilnahme und persönlicher Aufmerksamkeit, daß es schien, als hätte ihm eine größere

Freude nicht werden können, als gerade dieser Besuch. Inzwischen hatte auch ein anderer der jungen Herren Lust bekommen, den Pater zu sprechen, und kaum saß der rastlos thätige Mann wieder einige Minuten an der Arbeit und hatte eben wieder den ersten Satz zu Papier gebracht, so rief es ihn abermals ins Sprechzimmer. Aber wenn auch der zwölfte und wenn der zwanzigste kam, sein Entgegenkommen blieb unverändert das gleiche. Dazu kamen in Bonn die Ministranten der Herz-Jesu-Kirche, welche noch außer den beiden Congregationen, die er dort leitete, seiner besondern Sorgfalt sich erfreuten und ein besonderes Anrecht auf Einquartierung bei ihm hatten. Seine Congreganisten in Mainz zogen oft in hellen Haufen, oft zehn, zwölf Mann auf einmal nach St. Christoph, ihn zu besuchen. Stühle waren nicht für alle im Zimmer, aber das war nicht schlimm. Sie setzten sich auf den Tisch und überallhin, wo noch ein freier Platz zu finden war, und mitten unter der jugendlichen Schaar der alte Pater! Mochte man in Bonn, mochte man in Mainz bei ihm vorsprechen, man fand ihn umringt von Jünglingen oder Knaben. Stets war sein Zimmer für sie offen. Nie kam es vor, daß er keine Zeit für sie hatte, nie war die Stunde zu spät, nie kamen sie ihm ungelegen, nie machten sie ihm zu viel Lärm, nie trugen sie ihm bei schlechtem Wetter zu viel Schmutz ins Haus oder in die Stube. Und das alles, obwohl er selbst mit Arbeit überreich bedacht und von Natur und Angewohnheit ein Mann peinlicher Reinlichkeitsliebe und pünktlichster Ordnung war. Einem jungen Mann, der sich scheute, während des Tages zu ihm zu kommen, opferte er einmal die ganze Nacht, um ihn wieder mit Gott auszusöhnen, und es war dieses nicht das einzige Mal, daß er, der Knecht aller, um seiner Jünglinge willen der Nachtruhe entbehrte. Nicht genug damit, wußte er stets noch neue Gelegenheiten zu finden, seine jungen Freunde um sich zu haben. Hatte er als Superior einen nothwendigen Ausgang zu machen, mußte er verreisen, ging er zur Versammlung der Congregation oder von da zurück, so waren stets einer oder mehrere seiner jungen Freunde, die gerade Zeit und Lust hatten, ihn zu begleiten, sonst genügte ein Wort von ihm. Bei der Abreise gab er Tag und Stunde

seiner Rückkehr an, und sein treuer Congreganist stand zur rechten Zeit am Bahnhof, ihn abzuholen und zum Hause zu begleiten. Mit P. von Doß zu sein und lustige, angenehme Stunden zu verleben, war aber auch für die jungen Leute eins und dasselbe. Ohne Humor, ohne Scherz und Lachen ging es bei ihm niemals ab. Selbst den ernstesten Ermahnungen wußte er durch irgend einen gutmüthigen Scherz ein angenehmes Arom beizumischen. Um wieviel mehr der gewöhnlichen Unterhaltung, wo er es darauf ablegte, andere heiter zu machen! Gerade diese Eigenschaft befähigte ihn besonders zum Verkehr mit der muntern Jugend. So kamen selbst manche zu ihm, die nicht in die Congregation eintreten konnten, weil ihre „liberalen“ Eltern ihnen solches verboten hatten. Auch Andersgläubige kamen zeitweilig, um die lustigen Stunden beim Pater mitzumachen. Da kam die ganze Schaar von Gymnasiasten ins Sprechzimmer gezogen, setzte sich ohne weiteres um den Tisch herum, der Pater aber saß im Sessel und fing an zu erzählen, Lehrreiches und Lustiges, daß alles hellauf lachte. Man brauchte nur an bestimmten Tagen, wo die eine oder andere Klasse am Gymnasium gerade eine Stunde frei hatte, außen am Fenster vorüberzugehen, um das herzhafte, jugendfrische Lachen der Besucher herausschallen zu hören. Es sah sich sogar die „Mainzer Zeitung“, die giftige Feindin der fünf Patres bei St. Christoph, einmal veranlaßt, über den Humor des hageren Männchens und das vielstimmige Lachen des jungen Volkes, das man so oft auf der Straße vernehmen konnte, ihre Bemerkungen zu machen. „An Ostern 1868“, erzählt ein Augenzeuge, „kam ich von D. nach Mainz ans Gymnasium. Kaum war ich ein paar Tage in der Klasse, da hieß es auf einmal nachmittags nach der Schule von einigen meiner Mitschüler: ‚Warst du schon beim Bader?‘ — ‚Ich beim Bader? Wer ist das?‘ Sie: ‚Alle mit! wir gehen jetzt alle zu ihm.‘ Wir zogen also, ein ganzer Trupp von Gymnasiasten, durch einige Straßen bis zu einem Haus an der Christophs-Kirche. Ich hatte keine Ahnung, wer der ‚Bader‘ sei, meinte nur immer, es gehe zum Baden und der ‚Bader‘ sei ein Mann, der eine Badeanstalt habe. Wie war ich froh, daß ich meine Dummheit nicht verrieth, ich wäre

wohl noch manchen Tag dafür ausgelacht worden. An der Christophs-Kirche wurde geschellt, ein Bruder öffnete, und wir zogen in das Sprechzimmer. Kaum waren wir drinnen, da ging die Thüre auf und mit raschem Schritt kam ein magerer Mann mit schwarzem Haar und einer alten Brille herein. Ich wurde als ‚Neuer‘ vorgestellt, nach Namen u. s. w. gefragt, und dann begann die Unterhaltung. Gewöhnlich wurde von P. von Doß eine Geschichte erzählt.“

Aber der Humor und das Geschichtenerzählen dauerten doch nicht die ganze Zeit des Besuches. Es war nur das Mittel, die Congreganisten durch solche gemeinsame Besuche untereinander mehr zu verbinden, von schlechter Gesellschaft fernzuhalten, und dabei seinen persönlichen Einfluß auf die einzelnen geltend zu machen. Keiner kam wieder von ihm fort, ohne für seine Seele etwas Heilsames mitgenommen zu haben, selten auch, ohne für das geistliche Wohl eines andern irgend einen Auftrag erhalten zu haben. Bald verlangte einer der jungen Gesellschaft ein Buch aus der Congregationsbibliothek, oder hatte dem Pater etwas auszurichten, oder dieser hatte ihm etwas zu sagen. So nahm er ihn mit in ein anderes Zimmer. Dort konnte er allein mit ihm sprechen, nicht viel, aber gerade das Rechte. Denn das Herz stand ihm offen, er schaute hinein wie in einen Spiegel. Und das Verständniß und Interesse, das er jedem einzelnen entgegenbrachte, machte auch ein ernstes Wort wohlthuend für das junge Herz. So blieb der Pater stets auf dem Laufenden über das innere Leben, aber auch die gegenseitigen Beziehungen seiner jungen Freunde, und konnte helfen, wo es noth that. Er besaß eine seltene Gabe, die Herzen auch ganz fremder junger Leute sich zu erschließen. Als er z. B. im Herbst 1866 im Knabenseminar in F. die Exercitien geben sollte, nachdem er eben in dem nahegelegenen Kloster eine ähnliche Thätigkeit beschlossen hatte, wurde ihm einer der älteren Convictoren entgegengeschickt, ihm den Weg zu zeigen. Der junge Mann hatte niemals den Pater gesehen, wohl überhaupt noch niemals einen Jesuiten, und gewohnt an die Zurückgezogenheit des Seminarlebens, empfand er nicht geringe Schüchternheit und Beklemmung bei Ausführung seines Auftrags. Die äußere

Erscheinung des Fremden war auch keineswegs eine gewinnende. Aber kaum war er mit ihm einige Schritte vom Kloster entfernt, wo er ihn abgeholt hatte, so, erzählt er selbst, „hatte der freundliche Mann schon das Gespräch in solcher Weise gewendet, daß ich mit ihm, den ich vorher nie gesehen, offen über meine Gewissensangelegenheiten sprach. Daß es mir daher später wenig kostete, ihm in den Exercitien mein ganzes Herz auszuschütten, versteht sich von selbst.“ Das Vertrauen und die rückhaltlose Offenherzigkeit, die er allenthalben bei der Jugend fand, nicht im Beichtstuhl allein, sondern im gewöhnlichsten Verkehr, setzten ihn manchmal selbst in Verwunderung. „So etwas“, meinte er einmal in vertrautem Austausch, „findet man nur bei unseren süddeutschen Knaben und Jünglingen. Es braucht nur ein paar Worte, und das Herz steht offen, wie der blaue Himmel bei Sonnenschein; man sieht bis auf den Grund, wie in einer klaren Quelle. In Norddeutschland ist es viel schwerer, das Vertrauen der jungen Leute zu gewinnen.“ Aber auch dort war es noch leichter für ihn, als anfangs in Belgien. „Die jungen Leute in Belgien“, schrieb er im ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes nach der Ausweisung aus Deutschland, „sind viel schwieriger zu behandeln als unsere deutschen Jünglinge.“ Und trotzdem feierte er überall die gleichen Siege über das Jünglingsherz; zuletzt gewann er das Vertrauen überall, und damit hatte schon die Gnade gesiegt. In einer Stadt des Auslandes, wo der Pater lange Jahre wirkte, war ein sehr verkommenes Gymnasium, als Lasterschule in der ganzen Stadt bekannt. Ein Vater hatte dort zwei Söhne, aber erschreckt durch die Folgen, die er an den Kindern wahrnahm, entschloß er sich, sie zur Rettung und Besserung in dem dortigen Collegium der Jesuiten unterzubringen. Da war es P. von Doß, der, obwohl Ausländer, die Sache in die Hände nahm — und das Werk gelang; bald waren sie völlig verändert, ihre Aufführung tadellos, sie waren selbst tugendhaft geworden. Als später der Vater, von einigen ungläubigen Herren, von denen er abhängig war, in niedriger Weise bearbeitet, die beiden jetzt hoffnungsvollen Jünglinge aus den Händen ihres Retters zu dessen tiefstem Schmerze wieder reißen wollte, um sie in jene Laster-

höhle zurückzuschicken, waren es die jungen Leute selbst, die, der Wohlthat eines reinen, frommen Lebens bewußt geworden, mit allen Kräften widerstrebten. Leider umsonst! — Das Geheimniß, mit dem er auf die jungen Herzen wirkte, war ein äußerst einfaches. Vor allem wußte er sich auf eines jeden eigenen Standpunkt zu stellen, den Gesichtskreis des ärmsten Straßenjungen wie des reichen verwöhnten Kindes zu erfassen, verstand mit allen auf ihre Art zu verkehren und zu scherzen und so den Verkehr mit sich leicht zu machen. Er studirte ihre Charaktere, ihre Interessen, ihre Umgebung. Mit dem Deutschen war er deutsch, mit dem Belgier war er Belgier, mit dem Spanier Spanier. Für alles, was sie betraf, sie interessirte, zeigte auch er sich interessirt. So schenkte er bei seinen Mainzer Gymnasiasten die größte Aufmerksamkeit ihren Studien und wissenschaftlichen Fortschritten. Er kannte durch und durch die Classiker, die in den Schulen gelesen wurden, die alten wie die modernen, selbst die Lexica, deren sich seine jungen Freunde bedienten. Er wußte auch ziemlich genau, wie es um die einzelnen in der Klasse stand, mahnte und trieb an. Die Gymnasiasten der oberen Klassen wußte er zu begeistern, sich der Schwächeren in den unteren anzunehmen und ihnen aus freien Stücken durch Privatstunden nachzuhelfen. Den Nutzen davon hatten beide. Stets war er bei den öffentlichen Preisvertheilungen zugegen, an allem, was am Gymnasium vor sich ging, nahm er regsten Antheil. Mit besonderer Freude rechnete er aus, wie viele von seinen Congreganisten Preise oder Belobigungen erhalten hatten, und wußte das nachher im Gespräch mit seinen jungen Freunden sehr wirksam zu deren Nutzen zu verwerthen. Es war zum Erstaunen, wie genau er auch die Andersgläubigen am Gymnasium, sowie die liberalen Sprößlinge kannte, die ihm von ihren Verwandten fast angstvoll fern gehalten wurden. Er wußte nicht nur die Namen, sondern Charakter, Anlagen, gute und schlechte Eigenschaften waren ihm ungefähr bekannt. Es war, als besuche er mit das Gymnasium und betheilige sich mit an Spielen und Spaziergängen. Sein häufiger, so völlig ungezwungener Verkehr mit so vielen dieser jungen Leute und das Interesse, mit dem er ihre zufälligen, aber sich gegen-

seitig ergänzenden Aeußerungen aufgriff, machten ihm solche Kenntniß möglich, die für eine zweckmäßige Einwirkung auf sie von höchster Wichtigkeit war. Er wollte und sollte eben seine jungen Freunde erziehen fürs Leben, ihre Jugend schützen und bewahren. Jedes derartige Bemühen aber bleibt eine Halbheit, wenn nicht zugleich der Umgang des Knaben oder Jünglings überwacht und geleitet ist. Und gerade wie mit dem Gymnasiasten, so machte er es mit dem strebsamen jungen Kaufmann, mit dem selbstbewußten Akademiker oder dem bescheidenen Handwerkslehrling. Er war wie einer aus ihnen, und es war ihnen leicht, mit ihm zu verkehren. Sehr bezeichnend für dieses sein Hineinleben in die verschiedensten Geistessphären junger Leute ist folgender kleine Umstand. Während seines Aufenthalts in Lüttich hatten, abgesehen von den Jünglingen verschiedener Nationalität und verschiedenster gesellschaftlicher Stellung, die als Zöglinge dem Collegium angehörten, zwei junge Männer aus der Stadt täglich und zu jeder beliebigen Stunde, wo er frei war, zu seinem Zimmer Zutritt, die mit ihm als ihrem väterlichen Freund und Seelenführer aufs vertrauteste verkehrten. Der eine war ein talentvoller, hochstrebender Ingenieur, der nach vollendeten Polytechnischen Studien in jener Stadt sich im Maschinenbau weiter ausbildete, der andere ein einfacher, armer Schlossergeselle.

Geradezu ans Wunderbare grenzte bei dem ernsten Mann und strengen Asceten das Verständniß für jugendlichen Frohsinn und jugendliche Spiele, an denen er sich oft sogar selbst in lebhaftester Weise betheiligte. Die Ministranten der St.-Christophs-Kirche in Mainz wurden, wie früher jene in Bonn, von ihm selbst für die hohen Feste sorgfältig eingeübt, um in würdiger Weise und mit der nöthigen Sicherheit beim feierlichen Gottesdienst aufzutreten. Dafür gab er ihnen aber viermal des Jahres ein kleines Fest, und da war er stets selbst dabei. In der schönen Jahreszeit ging es dazu in den Wald. Da wurde gesungen, gespielt, Kaffee gekocht, der Pater selbst band die Serviette um, den Maiwein zu bereiten. Dann aber kam die Hauptsache: man spielte „Räuber und Gensdarm“, und da mußte der alte Pater selbst mitmachen. Da er

einmal unter der jungen Schaar eine sehr schöne, geschulte Knabenstimme hatte, componirte er auch für diese Gelegenheit ein eigenes Lied, das dann der jugendliche Sänger im schönen grünen Wald zum Besten gab. Bei einem Aufenthalt in Fulda machte er einmal mit einer Anzahl Studentchen einen Ausflug auf den hinter dem Frauenberg gelegenen Calvarienberg. Die eine Seite des Hügels fällt ziemlich steil ab und ist fast ganz mit Gestrüpp bewachsen. Da wäre es nun für das junge Volk ein großer Spaß gewesen, gerade da hinunterzuklettern. Kaum merkte dies der Pater, als er auch schon dahin den Weg nahm und, allen voran, um die Wette mit den Knaben die steilen Gehänge herabzuspringen begann. Anderswo tummelte er sich mit den jüngeren Zöglingen auf offenem Spielplatz, fing sie und ließ sich fangen, so daß man erstaunt sich fragte, ob es denn wirklich derselbe ernste Geistesmann sei, der noch vor wenig Stunden seinen jungen Zuhörern so erschütternde Donnerworte in die Seele gerufen. Selbst von dem Ort seines Versteckes aus unternahm er im Jahre 1873 mit den Knaben, die sich um ihn gesammelt hatten, gar manchen lustigen Spaziergang, wo sie springen und lärmen durften nach Herzenslust. Ein Herr Gymnasiast, der von weit hergereist war, um für einige Tage in des Paters Nähe zu sein, und ihn einmal mit seiner kleinen Schaar auf dem Spaziergang begleitete, fühlte sich nicht wenig gestoßen und entrüstet über das wilde, ausgelassene Gebahren des kleinen Völkleins. Der Pater, der das wohl merkte, lächelte milde und stachelte seine kleinen Freunde nur noch mehr an, recht munter zu sein. Denn wild und lustig durften die Knaben bei ihm sein, wenn sie nur rein, fromm und fleißig blieben. Kopfhängerei und Trübsinn wollte er bei seinen jungen Freunden gar nicht, denn die haben mit dem Dienst Gottes und wahrer Frömmigkeit überhaupt nichts zu thun. Er selbst sah im „Frohsinn das Hauptmerkmal eines tugendhaften Jünglings“, „das Vorrecht der Tugend“. Der wahre Frohsinn hat nach ihm „zur Grundlage die Reinheit des Herzens. Er entspringt der trostreichen Zuversicht: ich bin Freund Gottes.“ Spiel und Erholung war daher von ihm den jungen Leuten vollauf gegönnt. „Handle du vernünftig, o Jüngling,“

schreibt er, „lerne dich unschuldig erholen, dich mäßig erholen. Ja, unterbrich zuweilen die ernste Beschäftigung, scherze und spiele, und treibe, was dir Freude macht und wohlgefällt, aber nicht in Frevel und Uebermuth.“ — „Sich Ergötzungen gestatten, um zu leben, um dem eigenen Beruf besser zu entsprechen, zur Arbeit frischer, zum ernsten Handeln kräftiger zu sein, ist vernünftig, wird von Gott gutgeheißen, bietet selbst der Tugend mannigfachen Anlaß zum Fortschritt und zum Verdienst.“ Aber, meinte er, „Arbeit, Gebet, Mahl, Schlaf und Spiel, sagt ein geistreicher Mann, sind die fünf Finger unserer Hand: aber der kleinste und der letzte unter ihnen ist das Spiel. Wer diese Finger am besten zu gebrauchen versteht, der entspricht am meisten den heiligen Absichten einer unendlich gütigen und weisen Vorsehung.“ [1] „Jede Erholung will durch Arbeit erkauft sein, dann nur ist sie verdient, dann nur mundet sie.“

Aber vor allem sollten Frohsinn und Geselligkeit heimisch sein in den von ihm geleiteten Congregationen. War doch hier das Feld, wo alle Seiten seiner Thätigkeit und seines Einwirkens auf die Jugend am vollständigsten hervortraten. Christbaum und Verloosung an Weihnachten für jede Congregation im besondern — das verstand sich ganz von selbst. Die Mühe der Anordnung und Vorbereitung aber lastete natürlich auf ihm und kostete nicht wenig Zeit und Nachdenken, denn alles mußte so werden, daß die Congreganisten auch wirklich Freude hatten. Der schönste Tag im Jahr war für die Congreganisten des Mainzer Gymnasiums der große Ausflug in den Pfingstferien. Fast alle, die während der Ferientage in der Stadt geblieben waren, nahmen daran theil, und so kam es, weil man alles gemeinschaftlich bestritt, für den einzelnen nicht hoch. Das gewöhnliche Ziel war der Wallfahrtsort Marienthal, manchmal noch nebenbei ein näher gelegener Wallfahrtsort, wo am Morgen die heilige Messe gelesen wurde. Ein oder das andere Mal mietheten sie sogar ein eigenes Schiff. War dasselbe mit der muntern Schaar in Geisenheim oder Oestrich angekommen, so ging es zu Fuß nach dem eine bis

---

[1] „Gedanken und Rathschläge“ S. 355.

zwei Stunden entlegenen Wallfahrtsort. Zuerst hielt man nun eine kurze Andacht („Congregation“), denn der liebe Gott sollte bei der Freude nicht vergessen werden. Dann gingen die Gymnasiasten spielen und sich tummeln, während der alte Mann mit einigen Gehilfen fürs Mittagessen sorgen mußte. Da sah man ihn wieder mit der weißen Serviette den kühlenden Sommertrank bereiten. Statt des Kochlöffels hatte er sich einen saubern Ast vom Baume gebrochen, und es war kein geringer Spaß für die Jugend, diesem rührenden Schauspiel zuzusehen. Nun folgte, gerade zur rechten Zeit, ein kaltes, aber in den Augen der hungrigen Jugend königliches Mittagsmahl im Wald. Nach dem Mittagessen wurde aber der Stil umgedreht; da mußte ein Theil der Jungen das Schauspiel geben und der Pater konnte zuschauen. Alljährlich übte er nämlich unter großer Mühe mit einigen der Gymnasiasten ein Schauspiel ein. Auf seinem Zimmer fanden die Proben statt, die ihm manche kostbare Stunde raubten. Einmal hatte er das Schauspiel oder Lustspiel selbst gedichtet zur Verherrlichung eines lustigen Vorfalls unter seinen jungen Freunden. Dieses Stück wurde jetzt im Freien zum besten gegeben, natürlich stets mit großem Beifall. Ueber Geisenheim oder Rüdesheim ging es dann nach Bingen oder sonst wohin, wo man im „Garten zum weißen Roß“ oder im „Katholischen Casino“ den Kaffee nahm. Am Abend kam die herrliche Rückfahrt, und wenn das Geld reichte oder zu diesem Zweck besondere „Liebesgaben“ eingelaufen waren, noch ein prächtiges Feuerwerk auf dem Rhein. Jedes Jahr wurde aber die Reiseroute und die ganze Tagesordnung gewechselt. Denn das Fest sollte für die jungen Leute stets neu sein und etwas Ueberraschendes bringen. P. von Doß, jedesmal von einem andern Pater begleitet, war die Seele und der Mittelpunkt der Unterhaltung. Dies besonders auf dem Heimweg und während der Fahrt auf dem Schiff, wo sich alles um ihn sammelte, während er unermüdlich und unerschöpflich spannende, bald lustige, bald lehrreiche Geschichten erzählte, die anderen aufmerksam zulauschten. Gewiß hatten so die jungen Leute Erholung und Ergötzung, ohne daß ein Mißton sie gestört, eine Ausschreitung sie vergiftet hätte. Ein ähnliches Fest,

das der Pater mit seinen jungen Freunden im Jahre 1870 aus ganz besonderer Veranlassung beging, und das in vielfacher Beziehung sein Wirken für die Jugend kennzeichnet, möge ein Theilnehmer selbst berichten: „Als im Jahre 1870 wegen des Krieges die Schulen in Mainz früher geschlossen wurden und wir auf unbestimmte Zeit Ferien erhielten, zeigte sich das erfinderische Genie des Paters in neuem Lichte. Uns so lange Zeit unthätig herumlaufen zu lassen, konnte er nicht übers Herz bringen. So rief er also eines Morgens einige von uns zusammen und schlug ihnen vor, jeden Morgen zur bestimmten Zeit zu ihm zu kommen, er wolle dann abwechselnd für sie lateinische und französische Schule halten. Wir kamen, und so plagte er sich denn mit uns faulen Kerlen ab, gab uns Pensa, corrigirte sie u. s. w. Thaten wir auch nicht sehr viel, so geschah doch immer etwas, und ich weiß noch gut, wie ich mich mit einem französischen Briefe herumschlug. Zuletzt, als die Ferien zu Ende gingen, wurde eine Preisvertheilung angekündigt und alle für Mittag um 2 Uhr an das sogenannte Münsterthor bestellt. Von dort ging es 1½ Stunden weit zu einer Vierzehn-Nothhelfer-Kapelle, im Walde gelegen, in der Nähe des Dorfes Gonsenheim. Das reichlich beladene Wägelchen, das der Knecht der Patres hinter uns drein schob, sagte uns, daß es nicht trocken zugehen werde. An der Kapelle angekommen, mußte der Bruder Koch den Kaffee bereiten und ein tüchtiger Imbiß wurde genommen. Dann kam die Preisvertheilung. Die Preise bestanden in verschiedenen Medaillen, welche gleich Denkmünzen an verschiedenfarbigen Bändern hingen. Und damit ja keine Eifersucht unter uns entstehe, hatten wir vorher selbst zu entscheiden, wer der Beste, der Zweitbeste u. s. w. gewesen sei. Natürlich erhielt jeder etwas, und alle waren zufrieden. Dann wurde gespielt, und zwar recht wild, wobei der Pater mit den größten Antheil nahm. Gewöhnlich war er Anführer einer Partei. Da war es dann selbstverständlich bei der Gegenpartei ausgemacht, ihn zuerst zu fangen oder beim Wettlauf zu überholen, und es gab ein großes Gaudium und Freudengeschrei, wenn dies gelang. Nachdem dann in der Kapelle eine kurze Andacht gehalten worden, ging es auf

den Heimweg, dessen Länge durch die interessanten Erzählungen des Paters kurzweilig gemacht wurde." Dieses sein volles Mitleben mit der muntern Jugend mochte manchem nicht gefallen, mancher auch Wohlgesinnte konnte es nicht verstehen, manche Pharisäernatur fühlte sich vielleicht dadurch gestoßen. Aber wer die Jugend kannte, und wußte wie sie denkt und fühlt, und wer zugleich dieses heroische, apostolische Herz kannte und wußte, wie darin reinster Seeleneifer alles beherrschte, der konnte es nur achten und bewundern. Je mehr er auf seine jungen Leute einging und sich zu ihnen herabließ, um so mehr und sicherer wußte er sie zu sich und mit sich emporzuheben, den kleinen Gesichtskreis zu erweitern, für die Uebung der Tugend, für männliche Tüchtigkeit, für die Sache Gottes und der Kirche zu begeistern.

Die jungen Leute selbst verstanden ihn sehr wohl, um so mehr, da bei ihm aus Wort und Blick und That ein so ungekünsteltes, herzliches Wohlwollen sprach, das jenem äußern Anpassen erst Seele und Leben gab, ja ohne das jenes gar nicht möglich gewesen wäre. Er war in Wahrheit der Freund der Knaben und Jünglinge, und sie sollten wie zu einem wohlmeinenden Freund zu ihm aufblicken. Niemand kannte so gut wie er die Allmacht des Wohlwollens über jedes, selbst ein verbittertes Menschenherz. Er verstand, was ein liebenswürdiger Geistesmann darüber sagt: „Menschen horchen darauf, die taub gewesen waren für die Einsprechungen von Engeln, es gewinnt Zutritt zu den Herzen, vor denen die Gnade selbst zuletzt die Geduld verloren hat und umgekehrt ist — aber kaum stehen jetzt die Thore des Herzens offen, so ist schon dieser kluge Dienstgeist Gottes davongeeilt und hat die Gnade wieder mit sich zurückgebracht." [1] Aber noch mehr hatte sich ihm ein anderes ernstes Wort jenes selben Menschenkenners in seiner Erfahrung bestätigt, daß fast alle Menschen mehr Anlagen zum Guten in sich tragen, als der gewöhnliche Lauf der Welt erkennen läßt. Die meisten Menschen — durch den Einblick, den man hie und da in ein Herz gewinnt, kann man sich davon überzeugen — nehmen ein

[1] *W. Faber*, Spiritual Conferences I. 8.

gutes Stück nicht entwickelter Charaktertüchtigkeit mit sich ins Grab, nur weil ihnen das Wohlwollen gefehlt hat, das wie ein warmer Sonnenstrahl die schlummernden Keime geweckt hätte. Wohlwollen gibt dem armen Menschenherzen Trost und Muth, und mit diesem kommt Leben und Kraft. So allein schon ist es im Stande, einen Menschen umzuwandeln. „Man sage, was man wolle," schreibt daher unser Pater im Nachwort zu den „Gedanken und Rathschlägen", „junges Herz ist junges Herz, ist weich, ist zugänglich, muß nicht so schnell aufgegeben werden, wird durch Theilnahme und Liebe unschwer fürs Gute gewonnen." Wohlwollen von Seite eines Mannes, den man achtet und dessen hohe geistige Ueberlegenheit man anerkennen muß, gibt eben jene männliche Selbstachtung, die zu jedem geistigen Aufschwung und jeder tüchtigen Leistung die Vorbedingung ist. An diesem Wohlwollen hat es den Jünglingen nicht gefehlt, die mit ihm in nähere Berührung kamen, und schon bei der ersten Begegnung suchte er es fast mit Gewalt sie inne werden zu lassen. Manchem mochte er dadurch für das erste Mal überfreundlich und zudringlich erscheinen, aber es währte nicht lange, bis auch sie ihn kannten und lieb hatten. Schon bei der ersten Begegnung begann er jeden mit dem Vornamen anzureden. Waren es junge Herren, etwa Akademiker, so wußte er es meistens nach einiger Zeit dahin zu bringen, daß er „du" zu ihnen sagen konnte, nachdem sie selbst ihn darum gebeten hatten. Kurz, das ganze Verhältniß gestaltete sich so, daß seine Mainzer Freunde keinen bessern Namen für ihn glaubten finden zu können als „Onkel Adolf". So aber war es gegenüber jedem einzelnen, auch dem jungen Kaufmann, Handwerker, Akademiker u. s. w. Da hieß es: „Joseph, was hast du für einen abscheulichen Bart? — Ei Joseph, du hast ja einen neuen Ueberzieher! wo ist denn der alte?" (Der alte mußte dann für die Armen gegeben werden.) Es war ein Verkehr, wie mit einem nahen und dabei hochverehrten Verwandten, wie mit einem ehrwürdigen alten „Onkel".

Wie wenige Menschen hatte er das Wort des Apostels erfaßt und wußte es im Verkehr zu seiner Richtschnur zu

machen, daß der Christ alle Menschen „ehren“, Christen untereinander „mit Ehre sich zuvorkommen“, alle „höher achten“ sollen als sich selbst. Mit dem vollen Zurückdrängen seiner selbst wußte er mit solch ungekünstelter Achtung, Rücksicht und Aufmerksamkeit auch dem Knaben und dem Handwerkslehrling zu begegnen, wie es diesem sonst nirgends widerfahren war. Auch wenn ein armes Kind zu ihm kam, das keiner in der Schule leiden mochte, das wegen Mangel an Talent oder sonstigen äußeren Gaben überall nur Geringschätzung erfuhr: auf dem Zimmer des „Onkel Adolf“ begegnete ihm zugleich mit väterlicher Güte eine wahrhaft übernatürliche Ehrfurcht und Hochachtung. So aber sprach er auch von den einzelnen in ihrer Abwesenheit, und es berührte manchmal den jungen Studenten gar eigenthümlich, wenn er den Pater mit so viel Werthschätzung von einem Kameraden reden hörte, den er bisher kaum beachtet und weit unter sich selbst gestellt hatte. Alles das geschah aber mit der größten Einfachheit; es lag mehr in der Art und Weise seines Sprechens, seines Zuhörens, seines ganzen Benehmens, als in besonderen Aeußerlichkeiten und Veranstaltungen, obwohl er, wo es am Platz war, auch dem Knaben gegenüber die feine Sitte zu bethätigen wußte. Hierauf ruhte aber auch zum guten Theil sein wunderbares Talent, einen jungen Mann zu heben, die großmüthigen, edlen Seiten seines Charakters aufzufinden, zu entwickeln, zu kräftigen, und daran dann die Seele zu packen. So genügte manchmal ein Blick in sein scharfes, durchdringendes Auge, dem jungen Mann zu einem Opfer, einer Selbstüberwindung die Kraft zu geben, die er vorher niemals sich zugetraut hätte. Er verschmähte es auch gar nicht, einen unvermerkten Appell an ein edles Selbstgefühl und den Muth des Jünglings im Gespräch mit einfließen zu lassen, wo es Standhaftigkeit in schwerer Lage galt oder Ueberwindung der Menschenfurcht. „Ehre — mißbrauchtes Wort! Besteht sie in feiger Nachgiebigkeit . . . im Preisgeben dessen, was man innerlich als gut und recht, als nützlich, ja als nothwendig anerkennt? Im Hinopfern der eigenen richtigen Ueberzeugung? Hat der noch Ehre, welcher sich selber aus Furcht verläugnet, wer sich aufgibt — um eines Wortes, eines

Scherzes, einer Miene, eines Spottes willen? . . . O Jüngling . . . sonst so hochfahrend, so überweise, so selbständig, so thatkräftig, so eifersüchtig auf Charakter und Ehrenhaftigkeit, und nun so kleinlaut — zum Kind geworden, zur Puppe, zum Spielball . . . Sei Mann, ergreife die Zügel und gib sie nimmer aus deinen Händen, so sehr auch das Roß ins Gebiß schäumt. Bewaffne dich gegen dich selbst! Entschlossenheit, Muth, Ausdauer! — und du bist Herr und bleibst es."

Wohl wissend, daß Vertrauen Vertrauen erzeugt, und daß der Mensch erst dann recht freudig und eifrig an einem großen Werke mitarbeitet, wenn er dessen Ziel kennt, dessen Bedeutung erfaßt und es gewissermaßen als sein eigen betrachtet, theilte er seinen jungen Freunden offen seine Pläne mit, etwa zur Bekehrung eines sittenlosen oder irreligiösen Studenten oder betreffs wichtiger Aenderungen in der Congregation. Er besprach sich mit ihnen, frug sie um ihre Meinung, schenkte ihren Ansichten die größte Aufmerksamkeit. So gewöhnte er sie ans Nachdenken über solche Dinge, zog sie zugleich ins Interesse und konnte den einen benutzen, um den andern aufrecht zu halten, zurückzuführen oder zu gewinnen. Ehe einer sich's recht versah, befand er sich mitten in der apostolischen Thätigkeit und arbeitete in priesterlichem Geist an der Rettung der Seelen, und am meisten gewann der junge Apostel selbst dabei. Nie war man sicher, daß einem der Pater beim Besuch nicht irgend einen neuen, manchmal gar nicht angenehmen Auftrag gab zum Besten eines andern. Und schien es hie und da für den Augenblick manchem zu viel, man that es doch, schon aus Liebe zu dem Pater, und blieb nach wie vor an dessen Person gefesselt, denn man wußte, er wollte nichts für sich und suchte nicht sich selbst, sondern Christus und die Seelen. „Wie mancher Jüngling", klagt er, „geht aufs unglücklichste zu Grunde, weil da unter jenen, die sich seine Freunde nennen, keiner, gar keiner ist, welcher die Liebe und den Muth hätte, ihm zu sagen: Freund, gib Acht! Freund, wenn mich nicht alles täuscht, so wird dein Pfad abschüssig; jedenfalls scheint er ein Irrpfad zu sein, er kann zum Abgrund führen . . . Ein wackerer, thatkräftiger, kluger Jüngling kann des Guten

an anderen sehr viel thun. Gerade weil man hinter ihm am wenigsten den Apostel sucht, findet er leichter Zugang, streut unbemerkter guten Samen aus, regt nachdrücklicher zum Guten an." Oft bedurfte es jedoch seines besondern Auftrages gar nicht. Er hatte seine jungen Leute gelehrt, wo immer sie könnten, zum Seelenheil anderer Menschen mitzuwirken, und wo sie glaubten, etwas thun zu können, thaten sie's von selbst. Kam zu seiner Zeit ein katholischer Student an die Akademie in Münster, so fand er meist schon am ersten Tag freundliche junge Herren, die sich artig seiner annahmen, und noch ehe der erste oder zweite Tag vergangen war, hatte er, fast wußte er selbst nicht wie, die Bekanntschaft des Paters gemacht. Die Aufnahme in die Congregation und das Fernbleiben von solchen Verbindungen, zu denen der Bischof der Diöcese den Beitritt verboten hatte und die auch an sich der katholischen Gesinnung wie der sittlichen Haltung der jungen Männer Gefahren brachten, verstand sich dann von selbst. Seine Congreganisten diesen edlen Eifer zu lehren, hatten ihm die liberalen Verbindungsstudenten selbst aufs nachdrücklichste geholfen. Diese nämlich pflegten mit maßloser Zudringlichkeit Neuangekommene zu umgarnen und in ihre Netze zu ziehen und nicht eher von ihnen zu lassen, bis diese ihr Ehrenwort verpfändet, bei ihnen einzutreten. Falsche Scham machte dann für die Zeit der akademischen Studien jedes Einwirken des Priesters unmöglich. Sollten nicht die Kinder des Lichtes von den Kindern der Welt einmal lernen können? Kam ein katholischer Zögling von auswärts ans Gymnasium in Mainz, so wurde er ohne weiteres von den anderen mitgeschleppt zum Pater. Versäumten sie es einige Tage und hörte er dann zufällig von solchen sprechen, die er noch nicht kannte, so gab er einigen einfach den Auftrag, ihn bald einmal zu bringen. Wußte er, in welcher Klasse die Neuangekommenen waren, so nannte er ihnen zwei oder drei ihrer Mitschüler und rieth ihnen, mit diesen umzugehen. Traf er dann später die so Bezeichneten, so hieß es gewöhnlich: „Der N. ist ja in deiner Klasse, geh einmal zu ihm; er wohnt da und da. Geh mit ihm spazieren, nimm dich ein wenig seiner an." Auch wollte er, daß die einzelnen Congregationen

in derselben Stadt, obwohl scharf von einander getrennt, doch für einander Interesse hätten. Bei ganz außergewöhnlichen Anlässen wurde z. B. die Congregationsandacht für sämmtliche Congregationen oder doch für die verschiedenen Jünglingscongregationen gemeinsam gehalten, so die feierlichste, die unter P. von Doß gehalten wurde, beim 25jährigen Papstjubiläum Pius' IX. im Jahre 1871, wodurch die Mainzer Jugend in die allgemeine Begeisterung der katholischen Welt gewaltig mit hineingerissen wurde. Als die Congregation der Realschüler in Mainz, sein Sorgen- und Schmerzenskind, zu 100 Mitgliedern angewachsen war, wurde auch bei den Gymnasiasten ein Te Deum zum Dank dafür gebetet. Andererseits waren es die Congreganisten des Gymnasiums, deren musterhafte Haltung den Realschülern zur Nacheiferung als Beispiel vorgehalten wurde.

Das unnachahmliche Herablassen des Paters zu jedem einzelnen, sein Wohlwollen, das Ehrerbietige seines Entgegenkommens wie sein herzgewinnendes Vertrauen erhielten natürlich ihre Hauptkraft dadurch, daß sie von einem Manne ausgingen, dessen Charaktergröße und geistige Höhe jedem sich fühlbar machte, der mit ihm in Berührung kam. So unscheinbar und wenig gewinnend sein Aeußeres war, so imponirte doch alles an diesem Mann, am allermeisten seine Selbstlosigkeit und Anspruchslosigkeit. Beobachtete man ihn in seiner aufreibenden Thätigkeit, hatte man einmal einen seiner geistlichen Vorträge gehört, einmal ihn bei der heiligen Messe am Altar gesehen, so hatte sich das Bild eines ganz übernatürlichen Mannes, eines Priesters und Ordensmannes, wie man ihn wünschte und wie er sein sollte, tief in die Seele geprägt. Namentlich an solchen Orten Süddeutschlands, wo man nur äußerst selten einmal einem Ordenspriester begegnet, war der Eindruck, den dieser unscheinbare Mann auf Geist und Herz des Jünglings zu machen pflegte, ein überwältigender. So hatte man noch keinen Mann gesehen, so hatte noch kein Priester zu einem geredet. Gerade dieser Eindruck seiner Persönlichkeit war es, der zahlreiche Jünglinge verschiedenster Geistesrichtung dazu brachte, hochherzig allen weltlichen Hoffnungen zu entsagen, um, sei es als Weltpriester, sei

es als Ordensleute, sich ganz dem Dienste des Allerhöchsten zu weihen und eine ähnliche sittliche Hoheit und Vervollkommnung für sich anzustreben.

Andererseits war es die allgemeine Erscheinung an allen Orten, wo er wirkte, daß solche, die anfingen, auf Abwege zu gerathen, instinctmäßig ihn mieden. Mit ihm verkehren und gleichzeitig in sittlicher Verirrung oder gefährlicher Tändelei befangen bleiben, — das ging nicht und das fühlte man wohl. Denn man konnte nicht zu ihm kommen, ohne dadurch besser zu werden. Zu schnell hatte er den Verirrten durchschaut, und besaß dann eine eigenthümliche Kraft, eine Sinnesänderung zu bewirken. In einer großen Erziehungsanstalt, wo er lange als Beichtvater wirkte, hat man die Beobachtung gemacht, daß die Knaben, deren Aufführung zu ernsteren Klagen Anlaß gab, regelmäßig damit angefangen hatten, seine Leitung zu verlassen und einen anderen Beichtvater zu wählen. Wollten sie sich wieder aufraffen und ein neues Leben beginnen, so verlangten sie wieder zu seinem Beichtstuhl oder auf sein Zimmer geführt zu werden, und sie selbst gestanden dies manchmal mit kindlicher Offenheit. Darum war es ihm auch ein Trost, wenn seine jungen Freunde, wer immer sie sein mochten, ihn auch später noch hie und da besuchten. „Er besucht mich immer auf der Durchreise,“ sagte er zuweilen von einem jungen Mann, „es ist ein Zeichen, daß es noch immer gut mit ihm steht, sonst würde er das nicht thun.“ Dagegen befiel ihn Besorgniß, wenn einer seiner Congreganisten für längere Zeit ihm fern blieb. War am Sonntag die Congregationsandacht zu Ende, so pflegte er sich an die Thüre zu stellen. Alle mußten an ihm vorübergehen, und war einer lange nicht mehr bei ihm gewesen, so wurden jetzt Erkundigungen eingezogen. Manchmal steigerte sich diese Besorgniß zu einer wahren Angst, wie bei einer Mutter, wenn der Sohn nicht zur rechten Zeit nach Hause zurückkehrt, zumal wenn sonst bedenkliche Anzeichen vorlagen, wenn einer nicht wie sonst am gewohnten Tag zur Beicht gekommen war, oder wenn der Pater zufällig in Erfahrung gebracht, es habe derselbe in der letzten Zeit mit dem oder jenem Kameraden von zweideutigem sittlichem Charakter viel verkehrt. So war eines

Samstags ein Akademiker gegen seine Gewohnheit dem Beichtstuhl fern geblieben und der Pater war sehr unruhig. Sonntag morgens hatte er in der Kirche in der Stadt die heilige Messe zu lesen, verließ jedoch das Haus schon früher, um — seinen Studenten aufzusuchen. Er kommt ans Haus, fragt nach, aber es heißt: „Er liegt noch zu Bett." — „Bitte, führen Sie mich zu seinem Zimmer." Er klopft an. „Herein." Er öffnet die Thüre. Wirklich liegt der Student noch zu Bett. „Wie, mein lieber Freund, warum sind Sie gestern nicht gekommen? was soll das bedeuten?" Der junge Mann, noch ganz überrascht von dem unerwarteten Besuch, stammelt einige Entschuldigungen. Aber der Pater läßt ihn nicht zu Wort kommen. „Das läßt sich jetzt leicht wieder gut machen. Ich bete mein Brevier hier nebenan auf dem Hausgang, Sie stehen inzwischen auf, machen Ihre Vorbereitung zur Beicht und dann höre ich Sie hier Beicht." So geschah es, und der junge Mann war gerettet. „Denn," sagte er zum Pater, „wenn Sie nicht gekommen wären, war ich verloren. Schon war ich entschlossen, diesmal der Leidenschaft zu weichen, aber die Vorsehung hat Sie zur rechten Zeit hierher geführt." Derselbe junge Mann starb später als ein braver Ordensmann. Ein anderes Mal war ein ganz gutes, junges Kind von 14 oder 15 Jahren am gewohnten Tag nicht zur Beicht gekommen; aber der Pater wußte, daß es im Laufe der Woche mit einem nicht sehr gut beleumundeten Kameraden einen freien Tag verbracht habe. Das ließ ihm keine Ruhe. Schon Montag oder Dienstag besuchte er die betreffende Familie, und wie durch Zufall lenkte er das Gespräch auf den Sohn. „Kommen Sie doch ein wenig zu ihm," sagte die Mutter, „er ist etwas unwohl und liegt zu Bett, aber Ihr Besuch wird ihm Freude machen." Der Pater war nicht lange bei dem Kranken, als es ihm klar wurde, daß alle Symptome des Typhus bei dem Knaben vorhanden. Freundlich legte er es ihm nahe, ob er nicht bei dieser Gelegenheit beichten wolle, da er dies letzten Samstag versäumt habe. Mit einer Art ängstlicher Hast ging der Kranke darauf ein. Er beichtete. Nicht lange nach dem Besuch begann das Delirium; die Krankheit hatte tödtlichen Ausgang. „Derartiger Vorfälle", sagte er viele Jahre später im

Ausland einem vertrauten Ordensbruder, „könnte ich Ihnen viele Dutzende erzählen.“ Diese „Zudringlichkeit“ wurde nicht selten dem Pater zum Vorwurf gemacht. Man meinte, „er gehe zu weit“, er „lasse den jungen Leuten nicht genug Freiheit“. Ueberhaupt ist schwer zu sagen, wie vielen Schwierigkeiten er bei seinen rastlosen Bemühungen für die Rettung der Jugend zu begegnen hatte, wie viele Unannehmlichkeiten er ertragen, wie viele ungünstige Beurtheilungen er über sich ergehen lassen mußte, wie ihm manchmal von undankbaren oder wenig einsichtigen Jünglingen selbst die Bemühungen, sie zu retten, übel genommen und mit Bitterkeit vergolten wurden. Er kannte und wußte das alles und schwieg dazu und, das Auge auf Gott gerichtet, ging er ruhig und stetig voran auf dem Weg, den Erfahrung und innerste Ueberzeugung ihm anwiesen, auf den der reinste Seeleneifer ihn drängte. „Seelen retten,“ ruft er schon in den „Gedanken und Rathschlägen“ aus, „erhabenstes der Werke, gottgefälligstes, glorreichstes, gotteigenstes Werk! ‚Meine Brüder suche ich‘, spricht der Priester, und es treibt ihn hinaus — in die Nähe, in die Ferne; er späht, er sucht nach den verirrten Schäflein, die er dem Hirten und Hüter unserer Seelen wieder zuführe. ‚Ich suche meine Brüder‘, und er geht den Sündern nach, warnt, fleht, droht, ringt, siegt. ‚Ich suche meine Brüder‘ — und er bekämpft den Irrthum, zerstreut die Unwissenheit, erweicht die Hartnäckigkeit, überwindet die Bosheit.“ [1] P. von Doß suchte nicht Anerkennung für sich selbst, sondern Seelen, und mag er in vereinzelten Fällen bei manchen angestoßen haben, er hat gerade auf diesem Wege viele, ungewöhnlich viele Seelen gerettet. Die so über ihn urtheilten, hatten eben nicht die Erfahrungen mit der Jugend gemacht, die er gemacht hatte, und noch nicht ganz das Wort ergründet: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Auch der ehrwürdige Pfarrer von Ars und mancher große apostolische Mann, den die Kirche jetzt als Heiligen verehrt, würden schwerlich vor solchem Richterstuhl bestanden haben. Außerordentliche Männer sind eben häufig auch in ihrer Handlungsweise außerordentlich und folgen nicht

[1] „Gedanken und Rathschläge“ S. 446.

immer sklavisch dem Geleise des Hergebrachten, oder, wie ein geistreicher Schriftsteller über einen Heiligen sich ausdrückt: „Heilige sind eben nicht immer bequem.“[1] Ein Vorfall, den der Pater 1868 in seinen Exercitienvorträgen erzählte und der nur einer aus Hunderten ist, zeigt, welcher Art die Erfahrungen waren, die ihn trieben und stachelten. Er sprach eben von dem „schlimmen Feuer der Sinnlichkeit“ und seinen verheerenden Folgen, die den Menschen so weit bringen können, daß er auch seiner höchsten Güter nicht mehr achtet, sogar die Ehre wegwirft, das Leben gering schätzt, um nur den Becher der Lust bis zur Hefe leeren zu können. „Und solche Gestalten“, fuhr er fort, „wandeln in unseren größten Städten herum! — Vor längerer Zeit ging ich einmal einem jungen Menschen von 16 Jahren nach; endlich brachte man ihn durch List zu mir; ich hielt ihm seine Sünden vor, und er gestand sie ein. Er war so weit gekommen, daß er wie eine Leiche aussah, aber er schminkte sich, und deshalb waren auch die Seinigen ruhig über ihn. Ich habe ihn später ohne Schminke gesehen und bin erschrocken. Ich habe ihm nun zugeredet mit allen möglichen Beweggründen, und weil ich den Wankelmuth dergleichen Leute kenne, wollte ich ihn auf der Stelle Beicht hören. Er aber sagte: ‚Nein‘, und war nicht zu bewegen, versprach jedoch, zu kommen — kam aber nicht. Meine Worte hatten aber doch die Frucht, daß er einige Zeit darauf sonst wieder zu mir kam, und da war die Schminke weg und er gestand, daß er die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen müßte. Ich brachte ihn nun dazu, daß er beichtete. Er hielt auch einige Zeit aus und kam regelmäßig alle Samstage. — Aber bald kam er nicht mehr, und als ich mich nach ihm erkundigte, hörte ich, daß er in die Klauen eines noch um ein Jahr Jüngeren, eines wahren Mephistopheles, gerathen war, und bei diesem wurde er noch lasterhafter als er war.“ Das waren von den Jünglingen, von denen er gesagt, daß man über sie „statt Thränen Blut weinen möchte“.

Der Pater konnte denn auch kaum mit einem jungen Mann verkehren, ohne ihn zum Guten zu drängen. „Ich

---

[1] Hübner (Sixtus V.) über Karl Borromäus S. 57.

erinnere mich noch wohl," erzählt ein hochadeliger Herr, der als junger Mann eine Zeitlang in Mainz seinen Aufenthalt genommen hatte, „wie er mich gleich bei der ersten Begegnung unter dem Arm faßte, in die Kirche führte und mir sehr verständlich sagte: ‚Sehen Sie, dort ist mein Beichtstuhl.' Diese Art mag vielleicht manchem aufdringlich erschienen sein, und für manche Charaktere vielleicht war sie es auch, aber bei ihm war es der lauterste Seeleneifer, und gerade dieser nie rastende Eifer hat ihn so vieles erreichen lassen bei Knaben und Jünglingen." Als er in Münster Professor der geistlichen Beredsamkeit und der classischen Sprachen war, benachrichtigte man ihn eines Tages während seiner Vorlesung, daß ein junger Mann im Sprechzimmer seiner warte. Es war nur eine Viertelstunde bis zum Ende des Unterrichts, und ließ er daher den jungen Herrn ersuchen, einstweilen in den Garten zu gehen, wo er ihn nach einiger Zeit treffen werde. Noch war der Auftrag nicht lange gegeben, als in der Richtung der Klosterpforte ein gewaltiger Krach gehört wurde. Zur bestimmten Zeit schloß die Vorlesung und der Pater erfuhr jetzt, die Decke des Sprechzimmers, in dem noch kurz zuvor jener junge Mann gewesen, sei eingestürzt. Ruhig suchte der Pater den jungen Besucher im Garten auf. „Diesmal sind Sie noch gut davongekommen, mein Lieber! Waren Sie auch bereit, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen?" Die Frage war ernst gestellt, und der Jüngling verließ den Pater nicht ohne gebeichtet zu haben. Ein anderes Mal lernte er einen Knaben kennen, der ihm auf die Frage nach seinem Namen anvertraute, daß er „Müller" heiße. „Da bist du übel daran," meinte der Pater, „da kannst du kein berühmter Mann mehr werden; es gibt schon zu viele ‚Müller'. Aber weißt du was? Einen heiligen Müller gibt es noch nicht. Du mußt ein heiliger Müller werden! Willst du?" Mit besonderer Freude erinnerte er selbst sich eines ähnlichen Gespräches mit einem Buchdruckergesellen. Am Geruch der Kleider hatte der Pater sofort bemerkt, daß es ein Buchdrucker sei, der mit ihm rede. Während sie nun über dessen Seelenangelegenheiten sprachen, fragte ihn plötzlich der Pater: „Hätten Sie wohl Lust, ein Heiliger zu werden?" Der junge Buchdrucker war in Verlegenheit, was ant-

worten. „Das ist nicht so schwer," fuhr der Pater fort, „wenn Sie nur wollen." — „Aber wie soll ich das machen?" — „Sehr einfach; Sie sind Schriftsetzer, nicht wahr? Wie viele Hundert Buchstaben setzen Sie an einem Tage? Wenn Sie sich nun daran gewöhnten, jeden dieser Buchstaben aus Liebe zu Gott und für Gottes Ehre zu setzen, so hätten Sie jeden Tag viele Hundert Tugendacte für den Himmel gesetzt und doch in derselben Zeit ihre Arbeit gethan." Und nun erklärte er ihm, was es mit der guten Meinung für eine Bewandtniß habe und wie man diese erwecken müsse. Der Schriftsetzer schüttelte muthlos den Kopf und meinte, das gehe wohl schwer, aber er versprach wenigstens, es zu versuchen. Nach einigen Wochen sah sich der Pater abermals dem jungen Mann gegenüber, ohne sich des Gesprächs sofort zu erinnern. „Es geht, es geht vortrefflich," rief ihm der Fremde zu, „es wird mir immer leichter." — „Ja, was denn?" fragte der Pater. „Sie haben mir gezeigt, wie man ein Heiliger wird," antwortete der brave junge Mann, „und ich habe es die Zeit hindurch versucht, es geht ganz gut." Ganz so machte es der Pater in seinen Briefen an junge Leute. So kurz sie waren, etwas mußte hinein, das auf das übernatürliche Leben, auf Gott und seinen Dienst Bezug hatte und einen guten Gedanken in ihnen anzuregen geeignet war. So war er in der That, wie ein durch Welt- und Menschenkenntniß ausgezeichneter Priester über ihn urtheilt, „der Typus des glühenden Seeleneifers", er war „wie eine glühende Kohle, die nicht anders konnte, als brennen", und als Präses der Congregation war er nur in die günstigste Lage gebracht, auch andere zu entzünden.

Was nun mit all diesem Aufgebot von Mühe und Eifer P. von Doß wirklich erreichte, war die musterhafte sittliche Haltung seiner jungen Freunde, so lange sie unter seiner Leitung standen. „Die Studentencongregation", heißt es in einem Bericht der Mainzer Patres, „zeichnet sich aus wie durch Zahl, so durch guten Geist, und verleiht wie ein vorzüglicher Sauerteig dem hiesigen Gymnasium den Wohlgeschmack der Sittenreinheit und Frömmigkeit. Fast alle katholischen Schüler, die bereits die erste heilige Communion empfangen haben, sind Mitglieder der Congregation.

Die sonntäglichen Versammlungen besuchen sie mit der größten Regelmäßigkeit, sehr viele kommen alle vierzehn, ja alle acht Tage zu den heiligen Sacramenten, zeigen Anhänglichkeit und Achtung gegen die Patres, gehorchen auch dem leisen Wink ihres geistlichen Vorstehers, sind durch ihren Fleiß, ihre Fügsamkeit, die sorgfältige Beobachtung der Schulgesetze auch bei ihren Professoren in gutem Ansehen." So blieb es, solange P. von Doß da war; die meisten kamen alle vierzehn Tage, viele jede Woche zu den heiligen Sacramenten. Damit aber war den jungen Leuten ein fester Halt gegeben und für ihr ganzes Leben ein einzig werthvoller Schatz gesichert: eine rein verlebte, unentweihte Jugend. Das war es auch, weshalb er unaufhörlich darauf hinarbeitete, seine Jünglinge an häufigen und würdigen Empfang der heiligen Sacramente zu gewöhnen. Diesen einzig auf die österliche Zeit beschränken, meinte er, „heißt das Allermindeste thun und gleichsam nur durch einen letzten Faden mit der Kirche zusammenhängen. ... Der Jüngling, der bei bloßer Osterbeicht oder überhaupt bei spärlicher Beicht sich gut hält, gehört zu den Wundern". „Eine Vierteljahrsbeicht (wie sie an vielen Gymnasien damals Vorschrift war) ist für einen heranwachsenden Jüngling," so äußerte sich der Pater gegenüber einem Priester, „wie ein Tropfen Wasser auf einem glühenden Eisen." „Mit den Jahren wachsen die Leidenschaften. Hilfe von oben wird stets unentbehrlicher, ein Halt stets nothwendiger. Der Knabe, der Jüngling müßte belehrt, er sollte gewarnt werden — und zwar o f t, weil die Beweglichkeit des jungen Sinnes die gute Mahnung so schnell wieder vergißt; zwischen dieses Rufen der tobenden Natur, des wallenden Blutes, der lockenden Neugier, einer verführerischen Welt, leichtfertiger Freunde, des verkehrten Beispiels müßte öfters eine Stimme aus h ö h e r e r Welt hineintönen, das Gewissen müßte unterstützt, die heilige Furcht Gottes befestigt, der gute Wille gekräftigt, der sinkende Muth neu belebt, das betrogene Auge enttäuscht werden." Nun, die heiligen Sacramente sind „diejenigen Mittel, welche der beste Kenner, weil S c h ö p f e r des menschlichen Herzens, mir in die Hände gegeben . . . Die Beicht gleicht dem reinigenden Luftzug, der von Zeit zu

Zeit in ein verschlossenes Gemach gelassen werden muß, damit die Luft darin nicht dumpf und ungesund werde", der „ätzenden Flüssigkeit, welche den Rostansatz hinwegnimmt und das Metall blank erhält", dem „schmeidigenden Oele, welches . . . auf starre Stoffe geträufelt wird, sie vor allzu großer Sprödigkeit zu schützen". Die Eucharistie aber „ist geistige Speise und geistige Arznei, sie ist auch Waffe und verscheucht als Zeichen der Erinnerung an Christi Tod die Feinde unseres Heils. . . . O sieh, Jüngling, welch ein leichtes, ja welch ein süßes, liebliches Mittel du in der Eucharistie hast, jene Leidenschaften zu bewältigen, deren Wüthen dich so oft dem Verderben nahe bringt! . . . Wo ist ein Jüngling makellos geblieben an Seele und Leib, ohne Freund gewesen zu sein des jungfräulichen Jesus? ohne oft an seiner Brust geruht zu haben? ohne aus diesem reinsten Borne reichlich und oft geschöpft zu haben? ohne getrunken zu haben von diesem Wein, aus dem Jungfrauen sprießen?" Für seine Congreganisten, wie nachher für seine Zöglinge in Lüttich, war in Bezug hierauf sein stets wiederkehrendes Wort: **Quantum potes, tantum aude.** „Meine lieben Freunde," äußert er sich z. B. in dem letzten Exercitienvortrag für die Mainzer Convictoren und andere aus den Congreganisten, „der erste Vorsatz, den wir machen müssen, ist — werdet mir ja nicht bös, daß ich immer mit der alten Leier komme — **Quantum potes, tantum aude!** der häufige und würdige Empfang der heiligen Sacramente. Wenn ihr das befolgt, dann sind die Früchte der Exercitien gesichert. Wenn aber einer von euch, der noch schwere Kämpfe zu bestehen haben wird, und fühlt, daß er dabei in Fesseln liegt, meinem Rath ausweichen wollte, so wüßte ich, daß die eben aufgeblühte Blume sich entblätterte und daß kein Wachsthum und Gedeihen zu erwarten stände, ohne daß der Himmelsgärtner zu dieser Blume zugelassen würde. Ich kann hier kein Maß vorschreiben, aber ich kenne keinen andern Rath als: **Quantum potes, tantum aude!** Einen bessern Rath weiß ich nicht für euch. Es komme mir ja keiner mit den wohlbekannten Entschuldigungen des Zeitaufwandes, des frühen Aufstehens u. s. w. Ich behaupte, daß kein Verlust darin liegt. Denn derjenige Schüler, der so ge-

wissenhaft ist, daß er oft sein Herz reinigt, wird auch in seinen Berufspflichten gewissenhaft sein, weil er sich mehr bewußt bleibt, wofür er es thut. Quantum potes, tantum aude! . . ." Einzelnen vorzüglichen Jünglingen gestattete er in Lüttich sogar zweimal in der Woche den Empfang der heiligen Communion. Das Gewöhnliche aber für sehr brave junge Leute unter seinen Congreganisten war einmal die Woche, das Allermindeste einmal im Monat. Dadurch nun, daß die Congreganisten stets zu ihm selbst zur Beicht kamen, war eine stetige und sichere Seelenleitung ermöglicht. Die guten Früchte blieben nicht aus. Wie seine Akademiker in Münster und Bonn, so übten seine Mainzer Gymnasiasten, ohne sich dessen auch nur bewußt zu sein, eine wohlthätige moralische Macht zum Guten aus. „Ich erinnere mich nicht," versichert ein langjähriges Mitglied der Congregation, „daß je von Congreganisten etwas die Sittlichkeit Verletzendes vorgekommen wäre. Auch wenn Nichtcongreganisten bei uns waren, kam fast nie etwas derartiges vor, weil dieselben unsere Gesinnung in dieser Beziehung genau kannten." — „Wenn seiner Zeit, wie das allgemein anerkannt war," schreibt im selben Sinne das ‚Mainzer Journal' am 17. August 1886, „ein vortrefflicher Geist am Mainzer Gymnasium herrschte, so liegt die Ursache hiervon in der ehemals blühenden Congregation der Gymnasiasten, und der Dank hierfür gebührt wahrlich nicht an letzter Stelle dem vortrefflichen Leiter dieser Congregation, dem Präses von Doß."

Das beste Zeugniß aber für die Wirksamkeit des Paters in der Congregation ist die große Zahl einstiger Congreganisten, die nachher in den verschiedensten Stellungen als Laien, Priester, Ordensleute, treu ihrem Glauben und ihrer Kirche, fest und unentwegt den guten Kampf gekämpft zum Beispiel und zum Segen für viele. Auch in Belgien rühmt man ihm besonders nach, daß eine so große Zahl der jungen Leute, die unter seiner Leitung gestanden, inmitten der größten Gefahren, die nach ihrem Austritt aus dem Collegium sie von allen Seiten umgaben, mannhaft am Guten festhielt. Und wie es immer geht, wo in der Jugend Reinheit und Frömmigkeit gepflegt wird: zahlreich waren unter seinen Congreganisten die Berufe zum Priester- und Ordens-

stand, ihm selbst zum größten Trost und zur größten Freude. Kein Wunder, daß er die kostbaren Keime, wo sie sich zeigten, sorgsam pflegte und auch zu kräftigen suchte: er hätte nicht selbst ein so priesterliches Herz haben, ein für seinen Beruf so begeisterter Ordensmann sein müssen. Allzu häufig sind ja in gegenwärtiger Zeit solche Berufe nicht, und es blieben auch so noch genug, die der Lebenskraft ermangelten und wieder welkten. Doch hatte er auch in dieser Hinsicht keineswegs übertriebene oder einseitige Anschauungen. „Der weltliche Stand", schreibt er, „ist der gewöhnliche; zu ihm beruft Gott die Mehrzahl der Menschen, damit die Gesellschaft als solche Bestand habe und die verschiedenen Begabungen ihre Verwendung finden." [1] „Es muß durchaus im Plane Gottes liegen, daß die verschiedenen Stände, aus welchen sich die menschliche Gesellschaft zusammensetzt, ausreichend bevölkert seien. Wenn ein vernünftiges Nachdenken, ein gläubiges Forschen nach dem Willen Gottes unfehlbar (alle Menschen) zum Priester- oder Ordensstande führen müßte, so wäre entweder ein solches Nachdenken schädlich für die menschliche Gesellschaft, oder aber es dürfte angenommen werden, Gott beabsichtige oder lasse zu die Aufsaugung aller übrigen Stände durch den einen Priester- oder Ordensstand. Nein, auch diese Mannigfaltigkeit der Stände liegt in dem Plan der Vorsehung. Gott weiß dieselbe seinen weisesten Zwecken dienstbar zu machen." [2] „Fürchte nicht, daß er (der Beichtvater, der um Rath gefragt wird) dir einen einseitigen Rath gibt; wenn er wirklich dein Bestes will, wird er seine etwaigen Wünsche oder Hoffnungen rückhaltlos dem unterordnen, was du glaubst als göttlichen Willen erkennen zu sollen. Es wäre auch in der That unverantwortlich, ohne triftigen, wohlerwogenen Grund z. B. den geistlichen Stand anzurathen, der ja so ernste Pflichten auferlegt und eine sociale Stellung schafft, welche von der gewöhnlichen so erheblich abweicht." [3] „Der Stand soll dir ein Kleid sein, er muß dir passen; er soll dich decken, schützen, zieren. Der

[1] Gedanken und Rathschläge S. 133.
[2] Standeswahl S. 98.
[3] Ebenda S. 87.

Stand soll dir ein Weg zum letzten Ziele sein, und zwar ein möglichst kurzer, sicherer, verlässiger.“ [1]

Eine große und wichtige Frucht der Thätigkeit Paters von Doß als Präses der Congregation war endlich das Beispiel und die Mahnung, die er allen gab, die noch ein Herz für die Kirche und das wahre Wohl der Menschheit haben, zu besonderer Sorge für die katholische Männerwelt, vor allem die Jugend, zumeist die studirende Jugend. Gewiß ist dieses Beispiel an pflichttreuen Priestern wie an eifrigen katholischen Laien nicht ungesehen und ungehört vorübergegangen. Die Söhne der Congregation wenigstens, die jetzt selbst als Priester der Seelsorge walten, werden es nie vergessen.

---

14. Die Exercitien.

War hinsichtlich der Congregation des Paters persönliches Einwirken auf einen einzigen Ort beschränkt, so erstreckte es sich um so weiter durch die „Exercitien“, die er für junge Leute zu geben pflegte, wo man ihn dazu einlud. Wie früher in Münster und Gaesdonk, in Feldkirch und Bonn, so wurde ihm in seiner Mainzer Periode in Mainz, Dieburg, Fulda, Hadamar, Frankfurt, Speier, Freiburg &c. wiederholt ein schönes und fruchtreiches Arbeitsfeld dafür eröffnet. Die „Exercitien“ sind im allgemeinen die liebste Art der Thätigkeit für den Jesuiten, wo es sich um Seelsorge handelt. Mit ihnen ist er eng vertraut, seit er dem Orden angehört, bei ihnen ist er alljährlich wenigstens acht Tage in die Schule des Geistes und des Gebetes gegangen. Zweimal in seinem Ordensleben hat er einen vollen Monat in denselben zugebracht. Mit ihnen sind der Orden, dem er angehört, die geistliche Erziehung, die er in demselben erhalten, all sein Denken, Leben und Streben, die schönsten Erinnerungen seiner ersten Ordensjahre, die liebsten Wünsche für seine apostolische Thätigkeit aufs innigste verwachsen. Der äußere Verlauf der Exercitien, wie sie der Pater für junge Leute zu geben pflegte, war, wie dies gewöhnlich der Fall,

[1] Ebenda S. 84.

ein sehr einfacher. Kaum war er am Orte angekommen, so begann er schon die Reihe seiner geistlichen Vorträge. Vier- und selbst fünfmal des Tages, wo dies möglich war, sprach er eine volle Stunde zu den jungen Leuten. Oft mußte er sich mit zwei oder gar einer Stunde begnügen, in welchem Falle er dann einige Tage über die gewöhnlichen drei hinzuzunehmen suchte. Mit dem Stundenschlag erschien er im Saale, die Uhr lag vor ihm auf dem Tisch, Anfang und Ende waren gleich pünktlich. Waren die Exercitien dreitägige, so begannen am vorletzten Tage bereits die Generalbeichten (angefangen von der letzten guten Generalbeicht, die einer abgelegt hatte). Diese gehört durchaus zu solchen Exercitien. Am Morgen nach Beendigung derselben war gemeinsame Communion, und der Pater sprach dann gern noch einige Abschiedsworte zu seinen jungen Freunden.

Wären jene Vorträge nur beliebige geistliche Unterweisungen gewesen über Gegenstände, wie sie ins Alltagsleben häufig einschlagen, von einem so erfahrenen Mann entsprechend und eindringlich der Jugend vorgelegt, so wäre schon so mit Recht ein bedeutender Nutzen zu erwarten gewesen. Geräth doch oft die Jugend in Irrungen nur aus Mangel an erleuchteter Unterweisung und rechtzeitiger Mahnung und bedarf gerade die Jugend bei dem Flattersinn und der Leichtlebigkeit ihres Alters wie einer häufigen, so auch hie und da einer außerordentlichen und eindringlicheren Warnung. Und schon der Umstand, daß es ein fremder Priester oder ein Ordensmann ist, der dieselbe ertheilt, kann dazu beitragen, sie wirksamer zu machen. Allein das erschöpft keineswegs Sinn und Bedeutung der Exercitien, wie sie sein sollen. Ihre Kraft beruht vielmehr in dem innern Zusammenhang, der planmäßigen Anordnung der vorgelegten Wahrheiten, mit Einem Wort: in der Methode. Es soll nicht bloß dem Gedächtniß das Gesetz Gottes mit all seinen Folgerungen wieder einmal vorgeführt, nicht nur das Herz heilsam erschüttert und seinem Gott wieder inniger zugewendet werden, sondern vor allem soll auch der Verstand von der Nothwendigkeit, Gott zu dienen, wieder lebendig durchdrungen und der ganze Mensch mit all seinen Fähigkeiten, seinem ganzen Denken, Fühlen und Streben wieder in die richtige Stellung zu seinem Gott und

Schöpfer gebracht werden. Es geschieht dies durch einfaches Vorlegen einer Glaubens- oder Vernunftwahrheit nach der andern in solcher Gruppirung und Aufeinanderfolge, daß man sich der Gewalt ihrer Schlußfolgerungen nicht entziehen kann, ohne vor sich selbst in grellstem Mittagslicht als ein Thor und ein Schurke dazustehen. Männer lebendigen Glaubens und Männer frischer That müssen aus solchen Exercitien hervorgehen, wenn anders sie noch etwas vom Manne in sich haben.

Es läßt sich eine solch wirksame Anordnung der Vernunft- und Glaubenswahrheiten in verschiedener Weise denken und mag so von verschiedenen mit segensreichem Erfolg angewendet werden. Die Söhne der Gesellschaft Jesu halten sich begreiflicherweise mit Vorliebe an jene Methode, welche ihnen von dem Stifter ihres Ordens, dem ersten Urheber der Exercitien überhaupt, wie ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wurde, in der sie nicht umhin können ein psychologisches Meisterwerk zu bewundern. Ihr Streben geht vor allem dahin, diese möglichst tief zu erfassen und in ihren Exercitienvorträgen möglichst treu zur Anwendung zu bringen. Aber auch so bleibt dem, der die Exercitien geben soll, noch ein weiter Spielraum eigener Thätigkeit. Es handelt sich vor allem darum, aus der gebotenen Fülle die rechten Stoffe zu den Vorträgen auszuwählen und richtig zu vertheilen gerade für die Klasse von Zuhörern, der im einzelnen Fall die Exercitien gelten, demnach anders für Weltpriester, anders für Ordensleute, anders für Laien, namentlich aber anders, wenn sie jenem Theil der menschlichen Gesellschaft zugedacht sind, der fast in allem eine Ausnahmestellung einnimmt und einer besonders verständnißvollen Berücksichtigung bedarf: Knaben und Jünglingen. Um so schwieriger wird die Auswahl und Anordnung der Betrachtungsstoffe, wenn, wie dies bei P. von Doß meistens der Fall war, nur acht, zehn oder höchstens zwölf Stunden für die Exercitienvorträge eingeräumt sind. Auch die beste Anordnung des Exercitienstoffes kann ferner nur dann ihre heilsamen Früchte bringen, wenn in den einzelnen Vorträgen die Wahrheiten auch voll und ganz zur Wirkung kommen. Wie im Ganzen der Exercitien, so ist auch in jedem einzelnen Vortrag Plan und Anordnung die Hauptsache. Die Er-

kenntniß und Ueberzeugung, die angestrebt wird, muß sich aus dem Vortrag mit solcher Sicherheit und Klarheit ergeben, wie eine logische Schlußfolgerung aus dem Ober- und Untersatz. Aber auch bestimmte, oft ganz verschiedene Seelenstimmungen müssen in den einzelnen Vorträgen hervorgerufen werden, bald nur ernste Ruhe, bald Beschämung, Reue, Furcht des Herrn, bald Muth und Begeisterung. Durch das richtige Aufeinanderfolgen und Ineinandergreifen dieser Seelenstimmungen ist gleichfalls zum guten Theil die Frucht dieser geistlichen Uebungen bedingt. Es muß deshalb auch, wo das gewünschte Resultat nicht erzielt wurde, der anfängliche Plan geändert, länger oder kürzer bei einem Gegenstand verweilt oder ein ganz neuer gegen die anfängliche Absicht eingeschaltet werden. Aehnliche Aenderungen können dadurch nahegelegt werden, daß die Stimmung der Zuhörer eine unerwartet günstige, der Eindruck der Betrachtungen ein besonders befriedigender ist. P. von Doß ließ dieses bei seinen Vorträgen so wenig außer acht, daß er nahezu jede neue Betrachtung damit begann, daß er die Quintessenz aller früheren der Reihe nach ins Gedächtniß zurückrief und den innern Zusammenhang der einzelnen Wahrheiten wie der Stimmungen, die sie in der Seele hervorriefen, mit Nachdruck hervorhob.

Exercitien für Knaben und Jünglinge stellen aber noch ganz besondere Anforderungen an den, der sie leiten will. Vor ernsten, an eigenes Nachdenken gewöhnten Männern mag es manchmal genügen, in der einfachsten, schmucklosesten Weise die großen Wahrheiten dem Geiste vorzuführen, diese wirken und packen den denkenden Menschen schon von selbst. Dagegen muß bei dem Unbestand des jugendlichen Sinnes alle Sorgfalt darauf verwendet werden, daß nicht durch die Zahl und lange Dauer so ernster geistlicher Vorträge Ueberdruß und Langeweile eintrete. Wäre dies der Fall, so wäre die Frucht schon verloren zur Zeit der Aussaat. Aber dies zu verhüten, erfordert keine geringe Gabe, besonders wenn man, wie häufig P. von Doß, Knaben und Jünglinge ganz verschiedenen Alters und ganz verschiedener Entwicklung zur selben Zeit vor sich hat und ihre so verschiedenen geistigen Bedürfnisse berücksichtigen muß. Bei reifen, denkenden Männern versteht sich ferner

die Anwendung solcher Wahrheiten, die man lebendig in sich aufnimmt, aufs praktische Leben fast von selbst, ja drängt sich ihnen auf. Nicht so bei jungen Leuten. Da muß der Exercitienmeister das Jugendleben durch und durch kennen und seine jungen Zuhörer gleichsam bei der Hand nehmen, sie im Geist von Gelegenheit zu Gelegenheit führen, sei es der Tugend, sei es der Gefahr, und ihnen klar und unauslöschlich einprägen, was in solchen Umständen nach Gottes heiligem Gesetz zu thun sei.

Alle diese Anforderungen zusammen setzen einen Priester voraus, der, selbst ein gediegener Geistesmann, die Exercitien durch Studium und Betrachtung zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat und mit tiefer Menschenkenntniß und reicher Erfahrung die Vorzüge eines fesselnden Vortrages und eines vertrauenerweckenden Verkehrs in sich vereinigt. Selten fanden sich alle diese Voraussetzungen in solchem Maße zusammen, wie in P. von Doß, dem persönliche Begabung, langjährige vielfache Uebung, umfassende Erfahrung hier besonders zu Statten kamen. Das Erste, aber auch das Selbstverständlichste bei ihm war, seine Zuhörer zu fesseln. Solange er sprach, hörte man sonst kaum einen Laut, auch wo weit über hundert junge Leute in einem Saal oder 700—800 in einer Kirche um ihn versammelt waren. Knaben und Jünglinge jeder Altersstufe hingen lautlos an seinem Mund; unwillkürlich folgten die Blicke selbst den Bewegungen seiner Hände. Er selbst erschien während dieser Zeit wie ein anderer Mann. Das war nicht mehr das kleine, hagere, ausgemergelte Männlein mit seiner kraftlosen, gebeugten Haltung. Die Augen sprühten Geist, die sonst unschönen Züge trugen den Ausdruck ernster Erhabenheit, Leben und Kraft war in Wort, Haltung und Bewegung. In dem Antlitz der Zuhörer konnte man jetzt eine verstohlene Thräne sehen — dann lachte alles hell auf — es war ein Scherz gewesen, aber es war nur wie ein Blitz, gleich war alles wieder ernst, und oft wandelte sich der Scherz selbst in ein tief erschütterndes Mahnwort. Jetzt war es eine wuchtige Stelle der Heiligen Schrift, die ohne Schonung und Erbarmen in Geist und Herz hineingehämmert wurde, um nie mehr daraus zu schwinden, in allen Formen und Wendungen,

die rhetorische Kunst einem geübten Meister zur Verfügung stellen kann, in oft überraschender Wiederholung gerade da, wo man sie nicht erwartet und wo sie doch so natürlich und so überwältigend war. Dann war es ein Zug aus der Geschichte. Vielleicht hatte man ihn schon oft gehört — aber er kam jetzt so neu und frisch und anregend, man folgte Zug für Zug mit gespannter Aufmerksamkeit, bis die moralische Nutzanwendung gewaltig wie ein Donnerwetter über den Geist hereinbrach. Dann kam eine drastische Schilderung aus dem Leben — man hätte Tag und Personen nennen können, mit denen man selbst solches erlebt und gehört; dann wieder klare, kurze, einfache Belehrung über irgend einen Gegenstand, durch originelle Gleichnisse noch mehr verständlich gemacht und eingeprägt. Das eigene Leben mit seinen bedenklichen Momenten, mit seinen Gelegenheiten zum Guten oder Bösen, in Schule, Studium, Verkehr und Erholung, zog in überraschend treuem Bild am Geiste des Zuhörers vorüber. Oder es erzählte der Pater, was er selbst mit seinen jungen Leuten erfahren — ein merkwürdiges Wort, einen plötzlichen Tod, unerwartete Sinnesänderung, oft äußerst einfach an sich, aber hinreißend machtvoll in der Art der Verwerthung.

Auf diese Weise war dem wohldurchdachten Gange der Vorträge im voraus der Erfolg gesichert. Wenn die Zeit der Generalbeicht gekommen war, hatte er die Gemüther schon völlig vorbereitet und war der Sieg schon errungen. Wo aber ein junges Herz etwa noch dem Pochen der Gnade widerstrebte, da schwand auch dies, sobald zum Zweck der Generalbeicht sein Zimmer betreten war. Er saß keineswegs da mit finsterem Ascetengesicht, schon von vornherein mit unnahbarer Würde umkleidet, in Chorrock und Stola und winkte gebieterisch zum Niederknieen und Sündenbekennen. Freundlich lächelnd wie immer kam er dem Eintretenden schon entgegen, schaute ihm in die Augen, sprach von diesem und jenem; bald war aber das Gespräch auf ernsten, sehr ernsten Dingen, bald öffnete sich das Herz ganz und rückhaltlos. Auch wo der Knabe oder Jüngling ihm völlig fremd, kannte er schon nach wenig Antworten seinen Mann, wußte Charakter, Gefahren, Leidenschaften in etwa zu beurtheilen, und was mehr war,

hatte Herz und Vertrauen des jungen Büßers vollständig gewonnen. Der erfahrene Mann wußte zu wohl, wie leicht im feierlichen Augenblick des sacramentalen Sündenbekenntnisses dem Knaben und Jüngling der Muth versagt und wie vieles doch manchmal aus einem einzigen Jahre zu ordnen übrig geblieben ist. Ihm war es vor allem darum zu thun, daß jetzt in der Generalbeicht in den Exercitien alles klar gesetzt und geordnet werde, was die Seele noch ängstigen oder in Gefahr bringen könnte. Deshalb gab er sich, wo er es nicht mit seinen Congreganisten oder regelmäßigen Beichtkindern zu thun hatte, bei denen es nicht nöthig war, jede erdenkliche Mühe, ein vollständiges und aufrichtiges Geständniß zu sichern, ohne jedoch dadurch dem Beichtkind lästig zu werden. Dabei wollte er aber auch seinen Mann etwas kennen lernen, um desto wirksamer im Richterstuhl der Buße ihm zu Herzen reden zu können. Deshalb hieß es erst jetzt, wo dieses Vertrauens- und Freundschaftsverhältniß geschlossen und bereits der Stein vom Herzen gewälzt war: „Nun kniee dich nieder und sage dein Bekenntniß, jetzt wollen wir alles in Ordnung bringen." Erst dann nahm er die Stola heraus und setzte sich auf den Stuhl; nebenan stand ein Schemel für das Beichtkind. Während der Beicht war er feierlich ernst, aber kurz. Es brauchte auch nicht mehr viel. Kaum aber war die Lossprechung gegeben und die Stola abgelegt, so war auch wieder die alte Munterkeit und Lebhaftigkeit zurückgekehrt. Einige Punkte, einige Mahnungen wurden noch einmal dringender ans Herz gelegt, dann entließ er mit einem aufmunternden Wort das Beichtkind, das voll von Trost und innerem Glück das Zimmer verließ, in das es so beklommen eingetreten war. Man empfing einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man, vor der Thüre harrend, einen nach dem andern seiner Freunde herauskommen sah. Man kannte sie ja alle, war mit ihnen seit Jahren auf der Schule gewesen. Da kam ein munterer Vogel, von dem man noch selten ein ernstes Wort gehört, schluchzend wie ein Kind, dort ein lebhafter, wilder Bursche in sich gekehrt, in tiefer Sammlung, als schreite er eben zum Communiontisch, oder ein anderer, dem noch die Thränen in den rothgeweinten Augen hingen, aber schon strahlend

von dem Sonnenschein innern Friedens, wie ihn die Welt nicht geben kann. Schon dieser Anblick allein versetzte den außen Wartenden in eine so feierliche, andachtsvolle Stimmung, wie er sie noch selten in seinem Leben erfahren, und bereitete sein Gemüth für die Gnade des Sacramentes und die heilsamen Mahnungen des Beichtvaters.

Der tiefste und nachhaltigste Eindruck jedoch, den man in diesen Exercitien empfing, war nicht so sehr in dem, was man hörte, als vielmehr in der Persönlichkeit, die in jenen Vorträgen sich offenbarte, und die man in ihrem Wirken vor sich sah. Etwas völlig Neues war die vollendete Selbstlosigkeit und Anspruchslosigkeit des Mannes bei aller Natürlichkeit des Verkehrs. Daß ein geistig so bedeutender Mann so gar nichts aus sich machte, sich selbst so zurückzudrängen wußte, war man gar nicht gewohnt. Man staunte über die gewaltige Geistesarbeit, die er leistete, während er doch zu jeder Zeit für jeden zu sprechen war. Man begriff kaum, wie dieser schwächliche Körper solche Mühen ertragen konnte. Bei Gelegenheiten, wo die Theilnehmer bei den Exercitien sehr zahlreich waren und doch alle vom Nachmittag des zweiten bis zum Schluß des dritten Tages ihre Generalbeicht ablegen sollten, pflegte er die Beichten auch die Nacht hindurch zu hören, bis 2 oder 3 Uhr und noch länger. Dies natürlich nur für Zöglinge, die alle in dem gleichen Hause wohnten. Kam der Beichtende aus des Paters Zimmer, so mußte er, während der schon auf dem Gang bereitstehende Nachfolger eintrat, zunächst im Schlafsaal einen andern wecken, der in der Reihe nachrückte. Schon um 6 Uhr morgens hielt dann der Pater wieder den ersten Vortrag von 6—7, mit derselben Kraft und Geistesfrische, als hätte er die ruhigste, beste Nacht gehabt. Einmal kam er an den Ort der Exercitien mit einer starken Erkältung; er hatte schon mehrmals an jenem Tag öffentlich gesprochen und sich dann auf der Reise so erkältet, daß er kein lautes Wort hervorbringen konnte, und doch sollte er wenigstens vier volle Stunden des Tages in einem großen Lokal vor zahlreichen Zuhörern sprechen. Aber die Exercitien zu verschieben, ging nicht leicht an. P. von Doß war auch nicht der Mann, sich durch solche Dinge hemmen zu lassen. Zur gewohnten

Stunde erschien er auf seinem Platze, entschuldigte sich und bat, man möchte mit den Bänken näher an ihn heranrücken, um ihn verstehen zu können. Weit über 100 junge Leute setzten sich sofort mit den Bänken in Bewegung und kauerten dicht gedrängt um den Katheder. Die Exercitien, fast flüsternd und mit solcher Anstrengung vorgetragen, daß es dem Zuhörer wehe that, verliefen ohne die geringste Störung, nur mit noch tieferem Eindruck. Gegen Ende derselben war die Stimme schon wieder klarer und fester geworden.

Der Schluß der Exercitien war jedesmal ein Freuden- und Jubelfest, vielleicht das schönste, gewiß aber das reinste und ungetrübteste, das die jungen Leute in jenem Jahre begingen. Die Tage der Exercitien bezeichneten Epochen im Leben der einzelnen, wie im Leben ganzer Seminarien und Gymnasien. P. von Doß liebte es, ein Andenken an die Exercitien zu hinterlassen, aber es mußte eines sein, das selbst wieder eine Art von Predigt oder heilsamer Ermahnung war. Das eine Mal waren es schöne Gebete, etwa Morgen- und Abendgebete, mit anderen nützlichen Winken auf kleine Zettel gedruckt, oder das Bild des guten Hirten, der eben das verirrte Lämmlein mit Mühe aus dem Dorngestrüpp befreit, oder die drei Jugendpatrone St. Aloysius, St. Stanislaus und der sel. Berchmans, oder auch ein Bild der Himmelskönigin, dessen Inschrift einen seiner Lieblingssprüche den Jünglingen stets wieder zu Herzen führen sollte: **Ora, labora, Mariam honora.** Das eine oder andere Mal schickte er lange nachdem die Exercitien vorüber waren, dem Director des betreffenden Seminars eine Anzahl sinnreicher und erbaulicher Bilder. Sie sollten denen ausgetheilt werden, die seit den Exercitien das beste Beispiel gegeben, aber nicht der Director, sondern die Zöglinge selbst sollten bestimmen, wer die Auszeichnung verdient habe. Der Eindruck, den dies machte, glich fast einer Erneuerung der Exercitien. Allen wurde mit einem Mal ins Gedächtniß zurückgerufen, was sie damals gewollt, erstrebt, versprochen hatten. Freude, Beschämung, Reue erfüllten die jungen Herzen je nach dem bisherigen Verhalten. Neue, festere Vorsätze waren die Folge.

Ein Hauptbemühen bei seinen Exercitien, wie bei seinem gesammten Verkehr mit der Jugend, ging dahin, den

Knaben und Jünglingen eine innige Liebe und ein mächtiges Verlangen einzuflößen nach jener Tugend, die er in seinem Werkchen über die „Perle der Tugenden“ so schön und anmuthig geschildert hat. „Die staubbedeckte Erde als Engel durchpilgern“, meinte er, „und von ihrem Schmutze nicht berührt werden, als Engel hienieden schon wie am Himmelsgestade spielen und bei dem König der Engel weilen, wie herrlich ist das, wie begehrenswerth!“ [1] „Ein herrliches Gefäß fürwahr die Reinheit! Kostbar ist der Stoff; denn was ist seltener als diese Tugend — zumal bei Jünglingen, in denen das Feuer der Jahre gegen Vernunft und Gewissen, gegen die Vorhaltungen der Religion und wohlgesinnter Freunde in die Schranken tritt? — Kostbar ist die Form; denn durch die Reinheit empfängt der Jüngling eine gewissermaßen überirdische Prägung; — kostbar ist die Ausschmückung, denn Tugenden aller Art sprießen um die Wette in der Seele des Reinen; — kostbar der Inhalt: ein wahres Gefäß der Ehre ist ja der Reine, ein Gefäß der Gnade, der Auserwählung.“ [2] Dabei stellt nach ihm gerade an das feurige Jünglingsalter die Reinheit ihre höchsten Anforderungen. Denn hat jeder Stand „seine ihm eigene Keuschheit“, ist ihm „eine bestimmte Stufe dieser Tugend“ zugewiesen, „die Keuschheit des Jünglings ist eine allseitige. Er vor allen hat den Beruf, sich rein, ganz rein zu bewahren in Heiligkeit und Ehre“, er kann und soll „in ihrem ganzen Umfang eine Tugend üben, der Himmel und Erde Bewunderung erzeigen“ [3]. War diese Tugend im Herzen eines Knaben oder Jünglings gefestigt, so glaubte er alles oder doch fast alles schon gewonnen, denn, meinte er, „das macht den Himmel lieb und die Beicht leicht. ... Engelgleiche Menschen genießen auch engelgleiche Vorrechte. Sie begreifen Göttliches leichter, sind himmlischen Dingen zugänglicher, ihr Blick ist klarer, ihr ganzes Streben geläuterter, ihr Beten weniger mühsam.“ [4]

---

[1] Perle der Tugenden 6 S. 15.
[2] Ebenda 8 S. 18.
[3] Gedanken und Rathschläge S. 336.
[4] Perle der Tugenden 6 S. 13.

Aber er kannte auch zu wohl den „schlüpfrigen Pfad, auf dem wir alle hienieden wandeln, den ungestümen Anprall der Welt, die bösen Menschen, welche, unbekümmert um die Schönheit des Gefäßes und seinen Inhalt voll Himmelsduft, den Jüngling umstürmen, bedrängen, bedrohen.... Du bist Staub," schreibt er, „du bist Erde, du bist Fleisch. In dir gährt es unablässig, und nie heftiger, als in der Jugend. Darin gleicht die Jugend dem Frühling, daß gerade in dieser Jahreszeit des Lebens heftigere Stürme toben, die Erde heißer glüht, die Triebe lebhafter keimen und meistens auch die Zukunft im voraus ihre Entscheidung findet. Für den Knaben, für den Jüngling sodann ist alles neu: neu das Leben, neu die Welt, neu die Eindrücke, neu die sich darbietenden Genüsse. Dazu die Schule mit den ihr eigenen Gefahren . . . oder aber das Comptoir, das Bureau, die Werkstätte, die verführerische Umgebung . . . ."[1] „Wer im Alter von siebenzehn Jahren", sagte er daher einmal in seinen Exercitienvorträgen, „noch im Besitz seiner ursprünglichen Reinheit ist, der kann ein Gloria singen, das bis zum Himmel steigt. Sunt rari nantes in gurgite vasto. Und doch: ‚Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr'; ‚ihr seid Tempel des lebendigen Gottes' — und diesen Tempel wolltest du in eine Lasterhöhle verwandeln? Oder vielmehr du wolltest ihn zertrümmern, um aus seinen Ueberbleibseln eine Götzenhalle aufzurichten, in welcher unreiner Dienst getrieben und dem feurigen Moloch das Opfer deiner Unschuld, das Opfer deiner Gewissensruhe, deines Seelenheils, vielleicht sogar das deiner körperlichen Gesundheit auf die unersättlichen Arme gelegt werden soll? Und wie oft, ach wie oft büßt der Unreine endlich auch seinen Glauben ein! Siehe, auch den wirft er über Bord, um, wie er wähnt, sein Gewissen zu beschwichtigen. Hat er sich nach und nach dem Gebet entwöhnt, den heiligen Sacramenten entfremdet, ist ihm, dem Niedriggesinnten, alles Höhere ein Ekel geworden: so bricht er endlich auch mit seinem Glauben; die Geheimnisse der Religion gibt er für Ammenmärchen aus, sein Gott ist das Fleisch, den Himmel begehrt er nicht, die Hölle fürchtet er nicht mehr.

[1] Ebenda 7 S. 15.

— Entsetzlicher Strudel, der alles verschlingt!"[1] — Gegen diesen Strudel mit aller Kraft die Ruder zu stemmen, Hunderte von Jünglingen aus diesem Strudel zu retten, oft fast gegen ihren Willen, das war das Ziel, aber auch die Frucht seines Wirkens für die Jugend, vor allem seiner Jünglingsexercitien. Wieviel Sünde, Verirrung und Elend durch diese Exercitien verhütet, wie manche tiefe, eiternde Seelenwunde geheilt, wie viel fruchtbarer Same für die Zukunft ausgestreut, wie viel übernatürlich Gutes vorbereitet wurde, das weiß nur der, „der die Herzen der Menschen durchforscht"; vielleicht wissen es nicht einmal die, die es an sich selbst erfuhren. Ein Beispiel von vielen erzählte er selbst vor einer Anzahl seiner vertrauten Mainzer Congreganisten, denen er im November 1868 die Exercitien gab. „Ein Akademiker Namens Anthropos hatte in der Taufe den Namen ‚Christianus' erhalten. Sein Vater kümmerte sich nicht sehr viel um ihn, während ihn seine brave Mutter zu allem Guten anleitete. Er ging in die Schule, und alles ging noch gut; er lebte fromm und rein. In den ersten Jahren seines Umganges mit seinen Freunden geht es auch noch gut. Er verräth gute Anlagen und will deshalb studiren. Er hatte manche kleine Kinderunarten, jedoch nichts Erhebliches, und alles wäre gut gewesen, wenn er aufrichtig gewesen wäre gegen sich und seinen Beichtvater in einer gewissen Periode seines Lebens. Da hatte er mancherlei gar wunderliche Gedanken, über die ihm sein Gewissen Vorwürfe machte, die sein Herz etwas beunruhigten. Er gestand sich die Bosheit nicht ein, weil er zu sehr daran hing. Wäre er nun gegen seinen Beichtvater aufrichtig gewesen, so wäre es gut gegangen; er war nämlich bang, der Priester würde ihm sagen: das ist unrein. Nach und nach erkannte er die Bosheit dieser Gedanken, aber da hatte er die falsche Scham im Herzen und noch die letzten Beichten vor seiner ersten Communion waren ungiltig. Vierzehn Tage vor dieser wacht er auf und gesteht dem Beichtvater seine Vergehen. Die Eindrücke der ersten heiligen Communion waren jedoch leider bald verwischt. Nach einigen Wochen war das Kind wieder das frühere.

[1] Perle der Tugenden 24 S. 61.

Es folgt Fall auf Fall; die Räthe des Beichtvaters, sich aufzumachen und mit Gott zu vereinigen, sind vergeblich. Er wird gleichgiltiger gegen die Religion und auf Oberprima schon ist er ein ziemlicher Freigeist. Er sagte: ‚O wenn ich weg bin aus der Schule, dann hat mich die Kirche gesehen; vielleicht halte ich das erste Jahr noch meine Ostern, und wann ich sie dann wieder halte — weiß ich nicht.‘ Auf der Universität wurden die Gewissensbisse unterdrückt, das Gewissen ward geknebelt. Der Zustand unseres Christian und seine Ausschweifungen blieben seiner Familie nicht ganz verborgen. Besonders nicht einer lieben Schwester, welche in den Ferien in das Herz ihres Bruders blickte, und als er im fünften Semester wieder zur Akademie zurückging und seine Schwester hörte, daß dort Exercitien sein sollten, drang sie in ihn, diese Uebungen mitzumachen. Welches Hohngelächter da der Universitätsstudent anhob, könnt ihr euch denken. Die Schwester ließ jedoch nicht nach, sie schrieb ihm, er solle doch nur einmal drei Tage diese Uebungen halten. Endlich entschloß er sich und kam in das Haus, wo ich Exercitien gab und ungefähr 115—120 Studenten beisammen waren. Die letzte Handlung des Christianus war noch gewesen, daß er sich um eine Pistole umgesehen hatte, um sich bei der ersten Gelegenheit eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Als ich nun am ersten Tag meine Leute musterte, fiel mir eine ziemlich männliche, aber finstere Gestalt auf. Ich erzählte damals die gleiche Biographie, die ich eben erzählt habe, die ich aber damals erdichtet hatte. Nach der Betrachtung klopfte es an meine Thüre, und jener finstere Mensch, der mir so aufgefallen war, kam und sagte zu mir: ‚Pater, woher haben Sie das? Mein Gott! Das bin ja ich!‘ Ich tröstete ihn und sagte, daß sich dieser Christianus durch die Exercitien habe gewinnen lassen und ein braver, guter Mensch geworden sei, was auch er werden könne. Am Schluß der heiligen Uebungen legte er mit großer Zerknirschung eine Generalbeicht ab und ist jetzt ein würdiger Priester. Er hat mich später noch oft an den ‚Christianus Anthropos‘ erinnert. Kaum hatte dieser mein Zimmer verlassen, als ein anderer hereintrat: ‚Pater,‘ sagte er, ‚dieser Christianus bin ja ich!‘ Und es scheint, daß diese Geschichte auf viele paßt. Das

ist so ziemlich der Gang der meisten Jünglinge. Wer nicht zeitig die Zügel des Herzens ergreift, der wird fortgeschwemmt, und es können dann Augenblicke kommen, wo der Mensch im Begriffe steht, zum äußersten zu greifen."

Wer je als aufmerksamer Zeuge solche Exercitien beobachtet oder selbst deren Wirkungen an sich erfahren hat, wird zugestehen, daß P. von Doß in deren meisterhafter und unermüdlicher Handhabung in That und Wahrheit das vollendete Vorbild eines Jugendapostels gewesen sei [1].

15. P. von Doß als Musiker.

Ein Ordensbruder, der schwer erkrankt vom Lazarethdienst im deutsch-französischen Krieg zurückgekehrt, längere Zeit als Reconvalescent unter der Obsorge Paters von Doß gelebt und diesen in seiner erdrückenden Thätigkeit beobachtet hatte, sagte einmal warnend zu ihm: „Aber P. Superior, wenn Sie so fortfahren, leben Sie nicht mehr lang." „Mein lieber Frater," antwortete dieser ernst, „ich will lieber viel leben, als lang leben." Das Streben, jedem Augenblick seines irdischen Daseins Inhalt und Werth zu geben, war wirklich an ihm ein hervorstechender Zug. Es war, als sei es ihm dunkel bewußt, daß auch ein langes Leben und eiserne Körperkräfte nicht hinreichen würden, all die kostbaren Gaben auszuwerthen, all das Gold zu Tage zu fördern, all das Feuer auszuglühen, all die Geistes-

[1] P. von Doß hatte bis zu seiner Vertreibung aus Mainz etwa 150mal die Exercitien gegeben, gewöhnlich für eine größere Anzahl von Zuhörern, darunter 11mal für Weltpriester, aber nahezu 100mal für Knaben und Jünglinge. Die Gesammtzahl der Zuhörer bei denselben beträgt nach seinen Aufzeichnungen hoch über 6000. Die achttägigen Exercitien für ganze Scholasticate seines Ordens gab er im ganzen 8mal, Männerexercitien jedesmal für 250—400 dreimal, weit häufiger jedoch einzelnen Herren für sich allein.

kraft belebend ausströmen zu lassen, die des Allmächtigen Hand in einer so schwächlichen Hülle vereint hatte, und als habe er deshalb Eile, möglichst viel noch loszuschlagen. Es war in seiner Seele Kraft zu mehr denn einem Menschenleben, Metall zu mehr denn einem großen Mann. Eben deshalb würde auch eine Beschreibung seines Lebens ihm nicht gerecht werden, falls sie auf seine seelsorgliche Thätigkeit allein sich beschränken, seine schriftstellerischen und noch viel mehr seine musikalischen Leistungen mit Stillschweigen übergehen würde.

P. von Doß war ein geborener Musiker, Musiker von ganzer Seele. Die Musik war die Liebe seiner Kindheit, seiner Knabenjahre, sie war sein Trost gewesen, als Stürme von innen und außen das Jünglingsherz bewegten. Sie war die einzige irdische Liebe, die je sein Herz berührt, aber auch dieser mächtige Drang seiner Seele sollte bald übernatürlich veredelt und geheiligt werden. Im Holland'schen Institut sorgfältig unterrichtet, hatte er früh im Componiren eine solche Gewandtheit erworben, daß er schon als zwölfjähriger Knabe mehrere Compositionen herauszugeben gedachte. Schon war der rechte Verlagshändler gefunden, aber es sollte dem zwölfjährigen Tonkünstler ergehen, wie einst dem sechzehnjährigen Dichter Victor Hugo mit seiner ersten großen Dichtung. Der Dichter war unvorsichtig genug, in seinem Gedicht zu sagen, daß er erst 16 Jahre alt — und das kostete ihn den Preis, den die Akademie sonst gern der Dichtung zuerkennen wollte; der zwölfjährige Adolf aber beging die Unvorsichtigkeit, dem von ihm erwählten Verleger sich persönlich vorzustellen. Beim Anblick des kleinen, schwächlichen Knaben, dessen äußeres Erscheinen ohnehin niemals sehr imponirend war, verlor der Verleger das Vertrauen zu den angebotenen Musikstücken und wies dieselben kühl zurück. Voll Beschämung zog Adolf ab, und nun dauerte es lange Jahre, bis er es wagte, eigene Compositionen erscheinen zu lassen.

Aber deshalb waren die folgenden Jahre doch nicht unfruchtbar für seine musikalische Ausbildung. „Er übte sich fleißig während der Erholungszeit im Orgelspielen," erzählt sein Jugendfreund und Schulkamerad von damals, „und er hatte solche Fortschritte gemacht, daß er bei den

sonntäglichen Aufführungen von Haydns und Mozarts Messen in der Kirche die Orgel spielte. Einmal hatte ich großen Spaß mit ihm. Ich sah auf seinem Pult eine Partitur liegen, aber es war oben darauf geschrieben: ‚Mißlungener Versuch‘. Er hatte es nämlich versucht, eine Ouvertüre zu componiren.“ Es war eine Ouvertüre für großes Orchester, die er in seinem sechzehnten Jahre componirt hatte, und dieser Versuch stand nicht vereinzelt. In den Notizen über seine musikalischen Arbeiten finden sich noch vier andere Compositionen aus derselben Zeit, darunter die eines Liedes, das er selbst gedichtet hatte. Das nächste Jahr weist schon über ein Dutzend Tonwerke auf, mehrere Männerchöre, Kyrie und Credo für eine Messe, verschiedene Stücke für Klavier und Zither. Seine letzte Composition, bevor er in den Orden trat, war eine Anzahl von Walzern für Klavier.

Mit dem Eintritt ins Noviziat hatte er nebst so manchem andern Opfer hochherzig auch der Freude entsagt, sich nach Lust und Laune mit der geliebten Musik zu beschäftigen. Ernstere Gedanken und Pflichten traten mächtig an ihn heran; nach zwei Jahren begannen die ersten Studien im Orden und zugleich die erste Thätigkeit nach außen durch Katechese und andern Unterricht. So war er vollauf in Anspruch genommen. Aber, wie es meistens geht, wo wahres und ursprüngliches Talent und wahre Liebe zur Kunst: immerhin hatte er Zeit gefunden und war ihm auch die Erlaubniß nicht versagt gewesen, ein wenig noch in der Stille und ganz nebenbei die kostbare Anlage zu pflegen. Er that es ganz allein für sich und bezeichnete sich deshalb später stets als Autodidakten. Fünf größere Compositionen verdanken der Zeit seines Noviziates ihr Entstehen, meist vierstimmige Männerchöre für die Kirche. Noch spärlicher werden seine Schöpfungen in den darauffolgenden Studienjahren.

Ist es wahr, was der Dichter sagt:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Sturm der Zeit“,

so waren für unsern Musiker die Verhältnisse so ungünstig als möglich. Sein Leben ward schon bald ein sturm=

bewegtes bis zu jenen Jahren, da er müdegehetzt und gebrochen als alter Mann wieder nach der Leier griff, die einst die Vertraute seiner Jugendträume gewesen. Die Stürme des Sonderbundkrieges hatten ihn aus der Schweiz, die Februarrevolution mit ihren Nachwehen aus Frankreich vertrieben, wo ihm in den wenigen Wochen unfreiwilliger Muße manche neue Anregung zu künstlerischem Schaffen geworden war. Seine Heimat Bayern war ihm verschlossen, weil er das Kleid des sel. Petrus Canisius und des Jakob Balde trug. Belgien hatte ihm zum ersten Male gastliche Zuflucht gewährt. Er hatte zu Namur seine philosophischen Studien und mit ihnen auch seine Musik wieder aufgenommen. „Wenn mir der liebe Gott so ein Körnchen gegeben hat," meinte er gegenüber seinen Freunden, „warum soll ich es nicht ausnützen? Ich kann ja dadurch mich nützlich machen." Es war freilich von großem Einfluß auf seine ganze Richtung, daß es zuerst in Belgien war, wo er sich mehr mit Musik beschäftigen konnte, und dort seine ersten größeren Werke ans Licht traten. Daher kam etwas in seinen früheren Compositionen, was der verdiente amerikanische Musiker J. Singenberger in dem Nachruf, den seine „Cäcilia" nach dem Tod des Paters brachte, als „etwas stark französisch angehaucht" bezeichnete. In demselben Lande sollte er nach seiner Austreibung aus Deutschland abermals über zehn Jahre lang auf musikalischem Gebiete thätig sein, so daß man sagen kann, er habe als Musiker vorzüglich Belgien angehört, und als belgischen Musiker muß man ihn beurtheilen, um seine Verdienste auf diesem Gebiet nicht zu verkennen oder zu unterschätzen. Sein erstes größeres Werk componirte er für das Colleg von Namur, das ihn beherbergte, wo er nebenher bei den musikalischen Uebungen die Aufsicht über die Zöglinge zu führen hatte. Aber auch mit diesem Werke sollte es seine Schwierigkeiten haben. Es war nichts Geringeres als eine Oper, die der 25jährige Philosoph componirt hatte. Sie sollte bei der Schlußfeier und Preisvertheilung am Ende des Schuljahres von den Zöglingen des Collegiums aufgeführt werden. Das Schlimme aber war: Frater von Doß war nicht der einzige von den vertriebenen Schweizer Jesuiten, die in Namur verweilten. Acht derselben waren

mit ihm im selben Cursus der Philosophie, vier Patres und zwei Professoren des Collegiums, die noch nicht die Priesterweihe erhalten hatten, gehörten seiner Provinz an. Nun gab es aber unter diesen, wie das manchmal geschieht, einen ältern Pater von nicht geringer Auctorität, der, selbst fromm, pflichttreu und ernst zum äußersten, sich in die Lage und Verfassung anderer, von dem seinen verschiedener Charaktere nicht gut hineindenken konnte. Das, wozu den genialen jungen Scholastiker Natur, Neigung, aber auch übernatürliche Absicht trieb, das schien dem anders gearteten strengen Cato nahezu eine Verletzung der Pflicht oder doch eine bedenkliche Gefährdung der so wichtigen Studien. Daß Musik und Philosophie in einem regern und mehr vielseitigen Geiste sich recht wohl miteinander vertragen können, mochte dem braven Ordensmann schwer erfindlich sein. Da derselbe jedoch nicht Oberer war und unmittelbar keinerlei Einspruchsrecht hatte, begnügte sich der junge Componist, die ganze Sache vor ihm geheim zu halten. Schon war die Oper tüchtig eingeübt, und noch wußte niemand von dem Autor, außer dem Rector des Hauses und einem Pater, dem er die Composition zur Correctur unterbreitet hatte. Die Partitur trug keinen Namen; man gab sich verschiedenen Muthmaßungen hin. Die im Colleg angestellten Musiklehrer hielten es für eine Oper von Verdi, die man arrangirt habe, waren aber doch ihrer Sache wenig sicher. In der letzten Probe, am Vorabend der Preisvertheilung, sah man zum großen Erstaunen des ganzen Hauses auf der Partitur den Namen „A. de Doß“. Die Oper „Baudouin du Bourg“, sein Erstlingswerk, ging am folgenden Tag mit großem Erfolg über die Bühne und wurde der Reihe nach in fast allen großen Jesuitencollegien Belgiens mit allgemeinem Beifall aufgeführt, ebenso in dem großen Colleg der Rue des Postes in Paris. Vor diesem entschiedenen Erfolg verstummte denn auch der Widerspruch des frommen besorgten Paters, der es nun über sich brachte, den jungen Componisten sogar zu beglückwünschen. Als P. von Doß selbst im Jahre 1881 in Lüttich diese Oper wieder aufführen ließ, war der Erfolg ein so entschiedener, daß der Regisseur des Théatre Royal bei ihm nachsuchte, deren Aufführung auf der

städtischen Bühne vor dem großen Publikum zu gestatten. P. von Doß in seiner ernsten Geistesrichtung glaubte dies nicht zugeben zu sollen, um nicht dadurch dem Theater von Lüttich eine Art von Anerkennung oder Empfehlung zu gewähren. Er schlug es ab „in odium rei“, wie er sagte. Während dieser selben Aufführung kam es auch vor, daß der Dirigent einer Militärmusik, einer der tüchtigsten in Belgien, der auch verschiedene weltliche Compositionen Paters von Doß für Militärmusik arrangirte, mit einer plötzlichen Wendung zu seinem Nachbarn herausplatzte: „Schade, daß dieser de Doß Jesuit ist!“ — „Warum?“ fragte der Angeredete erstaunt. „In der Welt hätte der auf dem Theater großartigen Erfolg gehabt.“ P. von Doß wollte diese Oper nie im Druck herausgeben, obwohl man ihn dazu zu drängen suchte. Er meinte, es sei eine „Jugendarbeit“, und dabei blieb es. In den zwei Jahren nach seinem Examen aus der Philosophie blieb er in Namur, abgesehen von seiner übrigen Thätigkeit für Unterricht und Disciplin im Collegium, hauptsächlich als Musik- und Gesangpräfect. In diese Zeit fallen viele Compositionen. Bei Gelegenheit der Seligsprechung des sel. Peter Claver im Jahre 1852 componirte er unter anderem eine feierliche Segensandacht für großes Orchester. Dieselbe sollte auch in der Jesuitenkirche in der Landeshauptstadt aufgeführt werden und der Componist war eingeladen worden, die Leitung des Orchesters für diesen Tag selbst zu übernehmen. Als er zur Probe in Brüssel eintraf, war ihm doch unbehaglich zu Muth. Das Orchester war fast ausschließlich aus sehr tüchtigen Kräften zusammengesetzt, die sich aber ihres Werthes auch nicht wenig bewußt waren, und die betheiligten Musiker schienen bei seinem ersten Erscheinen eher geneigt, über den „Grünschnabel — so erzählte er es später selbst — sich lustig zu machen, als einer strammen Direction sich zu fügen. Auch später hat ja sein persönliches Erscheinen nicht selten zu Enttäuschungen Veranlassung gegeben [1]. Ein kleiner Zwischenfall aber sollte ihm

[1] So äußerte sich später in Lüttich eine Dame, die den damals gefeierten Musiker zum ersten Male dirigiren sah, ganz enttäuscht: „Ich hatte mir einen Künstlerkopf vorgestellt

diesmal zu Hilfe kommen. Schon bald nach Beginn der Probe bemerkte er, dessen Auge und Ohr gleich scharf das Orchester beherrschte, daß einer der Musiker statt der B-Clarinette, die er hätte haben sollen, der C-Clarinette sich bediene und transponire. Er bleibt vor ihm stehen: „Mein Herr, bitte, nehmen Sie gefälligst Ihre B-Clarinette, es wird Ihnen nicht gelingen, alles zu transponiren.“ Von diesem Augenblick an war seine Auctorität gesichert.

Schon jetzt hatte sich Frater von Doß den Beifall und das Lob angesehener Belgischer Musiker erworben, aber die schönen Tage von Namur waren bald vorüber, der Gehorsam rief ihn zum Studium der Theologie nach Mastricht. Seine Uebersiedelung nach Holland und der Beginn seiner theologischen Studien brachte weder Verminderung seiner Fruchtbarkeit an musikalischen Schöpfungen, noch, wie es scheint, eine entscheidende Veränderung in seiner Richtung. Von um so größerer Einwirkung auf seine Entwicklung als Musiker war dagegen sein Einzug in das heilige Köln, im Herbst 1853.

Eine Anzahl geistvoller, vom Christenthum tief durchdrungener Männer war dort schon seit mehreren Jahren emsig bemüht, das Verständniß für die alte christliche Kunst wieder anzubahnen. Der „christliche Kunstverein für Deutschland“, 1852 ins Leben gerufen, in dem alle derartigen Bestrebungen sich einigten, zählte in der Stadt Köln bereits 300 Mitglieder, hatte über mehrere Diöcesen Deutschlands sich verbreitet, in anderen die Bildung eines Diöcesan-Kunstvereins vorbereitet. Männer wie A. Reichensperger, Professor Kreuser, Pfarrer Stein standen an der Spitze; der hochwürdige Weihbischof Dr. Baudri hatte auf Wunsch des Cardinals von Geissel das Präsidium übernommen. Das „Organ für christliche Kunst“, herausgegeben von Maler Fr. Baudri, schon vorher der Wortführer aller verwandten Bestrebungen, sollte fortan in besonderer Weise das Organ des neuen Vereins sein. Daß bei diesem echt

---

mit langwallendem Haar à la Liszt und großartiger, majestätischer Bewegung, und fand nur ein strenges Ascetengesicht, ein hageres, gebücktes Männlein mit nervös-hastigem, etwas unschönem Gestus.“

kirchlichen Unternehmen an der Seite der übrigen Künste auch der Kirchenmusik einige Aufmerksamkeit zugewendet würde, konnte nicht ausbleiben. Schon in seiner ersten Nummer vom 1. Juli 1851 hatte das „Organ" dieses in Aussicht gestellt. Es war dies um so dringender, da die Kirchenmusik, in innigerer Verbindung mit der kirchlichen Liturgie und der Gottesverehrung, als irgend eine andere Kunst, dennoch tiefer darniederlag als alle ihre edlen Schwestern. „Der ‚langweilige' Gottesdienst", schrieb P. von Doß 1855, „sollte kurzweilig, unterhaltend, ‚Gleichheit' auch zwischen Kirche und Theater hergestellt, und in ersterer die Kunst so modificirt werden, daß die Feder, der Pinsel, der Meißel, welche letzterem dienten, beide Felder mit gleichem Erfolge und mit ähnlichem Geldgewinne anzubauen vermöchten. . . . Nicht einmal der Opernstil blieb mehr der Wahrheit des Ausdrucks getreu, sondern sank zu einem bloß auf Sinnenreiz berechneten Ergötzungsmittel herab, verfiel sehr häufig sogar ins Unreine, Tolle, Gemeine, Ueberspannte. Und ein Gemisch von allem dem hat unsere Kirchenchöre überschwemmt und macht sich selbst in altehrwürdigen, nur für Ernst und Majestät geschaffenen Domen breit."

Es war dies keineswegs eine Sache, die einen kirchlich gesinnten Mann gleichgiltig lassen durfte. „Mehr als irgend eine der übrigen Künste," so deutete er selbst damals die bedenklichen Seiten dieser Zustände an, „läuft die Musik Gefahr, eine Klippe für des Christen Frömmigkeit zu werden. In der Architektur, der Sculptur und der Malerei fallen verfehlte, allzu sinnliche, heiligen Gegenständen nicht ziemende Formen auf und werden minder schnell maßgebend und Geschmack verbildend. Nicht so in der Tonkunst. In ihr liegt überhaupt eine gewisse Allgemeinheit, eine Immensität, eine Vielheit, worunter Unästhetisches sich ohne Gefahr, alsbald oder von dem Nächstbesten entdeckt zu werden, verbirgt. In der That bedarf es z. B. nur eines gesunden Auges, um zu scharfer Kritik veranlaßt zu werden, wenn sich etwa auf einem Gemälde ein verzeichnetes Glied oder gar etwas Sittenloses vorfindet, oder wenn eine Kirche weit mehr einem Ballhaus als einer der Anbetung des Allerhöchsten geweihten Stätte gleicht, indessen Unreines, Krampfhaftes, Verzerrtes sich nach Belieben hinter die Musik verkriecht.

Und so genießen wir denn oft in langen Zügen, was, durch den Meißel oder den Pinsel gegeben, auffallen oder wohl gar aus angeborenem Ehrgefühl zurückgewiesen werden müßte."

Und doch war gerade für die Kirchenmusik weniger Hoffnung, als bei den übrigen kirchlichen Künsten, sie aus ihrer Erniedrigung wieder zu erheben. Unsere großen alten Dome, mochten sie auch zerfallen, die kunstvollen Gemälde und Sculpturen einer gläubigen Vorzeit, mochten sie auch vom Staub überdeckt sein, waren einmal dem Anblick der Vorübergehenden nicht zu entziehen, und noch wehte aus ihnen der Geist, der sie geschaffen hatte. Unsere großen Tonschöpfungen aber lagen vergraben und vergessen in Sammlungen zerstreut in „langem Winterschlaf". Wer sollte sie hervorsuchen, wer die längst vergessenen wieder zum Ausdruck bringen, wer die Menschen ihre fremd gewordene Sprache wieder verstehen lehren?

Wie in Frankreich, Belgien, England und Amerika, so war um die Mitte unseres Jahrhunderts auch in Deutschland die Wiedererweckung einer echt kirchlichen Musik zur wichtigen Tagesfrage geworden. Freilich Jahrzehnte lang waren Erkenntnisse und Bestrebungen auf die Kreise musikalischer Gelehrsamkeit beschränkt geblieben, ohne durch Mitwirkung schaffender und ausführender Kräfte ins Leben eingreifen zu können. Am 2. August 1853 hatte der französische Cultusminister ein Circular an die Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs über Reform der Kirchenmusik erlassen, das von Seiten des Erzbischofs und des Pfarrclerus von Paris sofortige Billigung fand. Zugleich hatte er die Gründung einer Musikschule zu Paris angekündigt, in der durch das Studium des Gesanges, des Contrapunktes und der Meisterwerke der großen Tonschöpfer des 16., 17. und 18. Jahrhunderts die für Bildung der Sänger und Kapellen der französischen Kathedralen nöthigen Künstler herangebildet werden sollten. In Deutschland war man so weit noch nicht, trotz eines Rundschreibens, das schon am 9. September 1830 Ludwig I. von Bayern erlassen hatte und das diesem kunstsinnigen wie kirchlich gesinnten Fürsten zum Ruhme gereicht. Nur in Regensburg stand der gediegene liturgische Gesang in voller Blüte, dank der Festigkeit des hochwürdigen Bischofs Valentin Riedel, und den

tüchtigen Männern, die daselbst wirkten. Die schönsten Figuralmessen und Motetten der classischen Meister konnten dort in würdiger Weise zur Aufführung kommen. Von da veröffentlichte 1853 Mettenleiter sein Enchiridion chorale, Proske seine Musica divina, der eine um den Sinn für den Choralgesang wieder zu wecken und in dessen Verständniß einzuführen, der andere, um durch Herausgabe auserwählter altclassischer Gesänge dazu beizutragen, „die contrapunktische Kirchenmusik, wie sie vom Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts an durch das ganze sechzehnte und in den Anfängen des siebenzehnten Jahrhunderts innerhalb der Kirche gebildet und geläutert worden, neubelebt in den Schoß der Kirche zurückzuführen". Von Trier aus erließ der Director des Domchores, Domkapitular Lück, eine Subscriptions-Einladung zu einem ganz ähnlichen Unternehmen. Auch in der Kölner Erzdiöcese begann ein neues Interesse für kirchlichen Gesang sich zu regen. In Köln selbst wirkte Pfarrer Stein für Wiederherstellung echter Kirchenmusik, A. Reichensperger schenkte in seinem trefflichen Werk „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst" 1854 dem kirchlichen Gesang gleichfalls seine Aufmerksamkeit und drang auf Errichtung eigener Choralschulen. Die Gründung solcher kirchlichen Musikschulen war schon 1852 im „Organ" warm befürwortet und eingehende Vorschläge dafür gemacht worden. Von Düsseldorf aus hatte 1853 Smeddink, zeitweiser Mitarbeiter des „Organs", seine „Apologie des lateinischen Choralgesangs" erscheinen lassen. Von nicht geringerer Bedeutung war es, daß der Sieg-Rheinische Lehrer-Gesangverein sich die Pflege der altkirchlichen Musik besonders angelegen sein ließ, um dieselbe wieder zur Geltung und Würdigung zu bringen. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten die wackeren Lehrer in der alten Klosterkirche von Brühl alljährlich ihre Sängerfeste gefeiert; von über 100 Lehrern und 200—300 Kindern wurden die alten Meisterwerke zur Aufführung gebracht. 1851 war es eine Messe von Orlando di Lasso; 1853 wagte man sich schon an die Missa Papae Marcelli, die 1854 mit noch mehr Erfolg wiederholt wurde; 1855 wurde in der Cäcilienkirche zu Köln selbst die für die Ausführung leichtere Missa brevis Palestrina's vorgetragen. Nicht

genug damit, wußten manche tüchtige Vereinsmitglieder leichtere Stücke aus denen, die seit Jahren die Festprogramme bildeten, auch in ihrem kleineren Wirkungskreise zur Aufführung zu bringen, und in manche Landkirche begann echte Kirchenmusik wieder ihren Einzug zu halten. Aber in den Städten der Erzdiöcese erhielt sich das alte Unwesen ungestört weiter; selbst in Köln, das doch damals schon einen Friedrich Könen [1] in seinen Mauern barg, fehlte es noch an der nothwendigsten Zahl von Choralsängern, so zwar, daß man in mehr als einer Kirche sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, dieselben für feierliche Gelegenheiten vom Lande kommen zu lassen, ohne jedoch auch bei ihnen eine entsprechende Schulung im Choralgesang voraussetzen zu dürfen. Die kirchenmusikalischen Bestrebungen des „Organs" selbst hatten von links und rechts, in Deutschland wie in Frankreich, Kritik und Widerspruch hervorgerufen. Wohl wehrte es sich tapfer, aber ein weitgehender Erfolg gegenüber weitgehenden Mißbräuchen und gründlich verbildetem Geschmack war noch nicht abzusehen. Gerade in den Tagen, da Frater von Doß von Mastricht nach Köln übersiedelte, 1. September 1853, hatte das Organ einen geharnischten Artikel gegen die „Profanation des Gotteshauses" durch das „entwürdigende Operngeplärre" in seine Spalten aufgenommen. Heilige Entrüstung hatte die scharfen Worte dem ungenannten Verfasser eingegeben, die sich eigentlich an die kirchliche Obrigkeit wandten, um von ihr ein „entschiedenes Machtgebot" zu erlangen. Die Redaction hatte den Wünschen und Ansichten des Verfassers beigepflichtet und die dringende Nothwendigkeit einer Aenderung anerkannt.

Es war natürlich, daß der junge Musiker, bei dem Liebe zum Hause Gottes, Begeisterung für die Kunst und empfänglicher Sinn für jede achtungswerthe Bestrebung in der Welt sich so schön zusammenfanden, alsbald von der Bewegung ergriffen wurde. Die classischen Werke der alten Meister waren ihm nicht unbekannt, ein ernstes Studium

---

[1] Könen, am 4. September 1854 zu Köln zum Priester geweiht, dann im Sängerchor des katholischen Gesellenvereins für Musik thätig, gab schon im Jahre 1856 eine Sammlung von Kirchengesängen heraus.

scheute er nicht, schon vorher war bei ihm Studium und Praxis Hand in Hand gegangen. So ward für ihn der Aufenthalt in Köln zu einer Schule der Läuterung in Geschmack und Kunstrichtung. Bald hatte er sich in die große Frage einer Regeneration der Kirchenmusik ganz vertieft.

Am 10. August 1854 erschien der denkwürdige Erlaß des erzbischöflichen General-Vikariates, der dem Diöcesanclerus die sorgfältige Ueberwachung der Kirchenmusik ans Herz legte, die Pflege des Chorals anempfahl, über den Gebrauch der Figuralmusik weise beschränkende Anordnungen traf, besonders aber der Instrumentalbegleitung weit engere Grenzen anwies. So gemäßigt die von der kirchlichen Behörde gestellten Forderungen auch waren, so sollten sie doch auf heftigen Widerstand stoßen. Im „Organ" selbst glaubte ein wohlmeinender Katholik, der sich „in der ganzen Sache ein Laie" nannte, bei aller Anerkennung der guten Absichten des Generalvikariats vor „Einseitigkeit und Befangenheit", vor „Rigorismus" und „despotischer Strenge" warnen und die Componisten des neunzehnten Jahrhunderts in Schutz nehmen zu müssen. Geradezu leidenschaftlich aber waren die Angriffe, die in zwei Nummern der Kölnischen Zeitung [1] erfolgten, die deutlich zeigten, welche Ansichten hinsichtlich der Kirchenmusik noch verbreitet, welche Wünsche noch herrschend waren. „Also die figurirten Accorde der Violinen," hieß es dort, „die zarten, melodischen Gänge der Oboen und Clarinetten wären nicht mehr zeitgemäß? So verdrießt auch wohl das jauchzende Trillern der Lerche, das fröhliche Zwitschern der Schwalbe in dem Tempel der Natur zum Preise des Allerhöchsten?" . . . . Es verstand sich von selbst, daß das „Organ für christliche Kunst", nach der ganzen Stellung, die es bisher eingenommen hatte, nicht nur für den langgewünschten Erlaß der geistlichen Behörde nachdrücklich in die Schranken treten, sondern denselben auch zum Ausgangspunkt für weitere Erfolge nehmen mußte.

Unter solcher Gestaltung der Dinge bestimmte der ausdrückliche Wunsch des Cardinal-Erzbischofs von Geissel Frater von Doß zum Mitarbeiter des „Organs für christ-

---

[1] Kölnische Zeitung 1854, Nr. 242. 299.

liche Kunst“ für den kirchenmusikalischen Theil desselben. Dem jungen Theologen fiel so die dreifach schöne Aufgabe zu, für die Würde des Hauses Gottes, für die Reinheit der von ihm so sehr geliebten Kunst und für die Auctorität der erzbischöflichen Behörde eintreten zu können. Die Nummer vom 1. Februar 1855 eröffnete unter sehr anerkennenden Aeußerungen der Redaction eine Reihe von 20 zusammenhängenden Artikeln „Kirchliche Tonkunst“, in denen der junge Musiker den Entwicklungsgang der kirchlichen Tonkunst, ihr inneres Wesen und ihr Verhältniß zur profanen Musik „mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit“ erörtert, dabei „dankenswerthe Winke“ ertheilt über die Mittel, die gottesdienstliche Musik wieder zu heben, und die von Seiten der competenten geistlichen Behörde zu handhabende Beaufsichtigung derselben. Es ist ein vollständiger Unterricht über alle damals brennenden kirchenmusikalischen Fragen, zuweilen nicht ohne Schärfe der Satire gegen herrschende Vorurtheile und Mißbräuche, alles zusammenfassend, was bisher im „Organ“ und in verwandten Kreisen an Erkenntnissen, Wünschen und Bestrebungen laut geworden war, ohne jedoch dabei stehen zu bleiben. Er bringt nicht nur Ansichten und Wünsche vor, sondern weiß deren Berechtigung aus den innersten und letzten Gründen schlagend nachzuweisen, ebenso aber auch zu ihrer Verwirklichung den Weg zu zeigen. Vom historischen, ästhetischen und praktischen Standpunkt zugleich werden die einzelnen Fragen durchgesprochen. Dabei hat er die Augen überall und läßt nicht leicht etwas außer Acht.

Nachdem die Aufgabe der kirchlichen Kunst überhaupt, dann aber die besondere Gefahr der Musik klargelegt ist, von dieser ihrer Aufgabe abzuirren, soll ein flüchtiger Blick auf die verschiedenen Stadien der Tonkunst geworfen werden, um darzuthun, wann und wie die Musik ihrer religiösen Bestimmung nachgekommen oder untreu geworden ist. Pflegt schon der Hebräer die Musik und verherrlicht durch sie seine gottesdienstlichen Feste, weiß der Heide sie systematisch auszubilden, so wird doch die Tonkunst recht eigentlich mit dem Christenthum geboren. Sie ist ja die Kunst des Gemüthes, spricht als solche die Zustände der innersten Seele aus. Diese innere Welt aber hat erst das Christenthum mit

seinen ergreifenden, trostvollen Geheimnissen erschlossen. Unter den Händen eines hl. Ambrosius, eines hl. Gregor blüht sie auf; letzterer wird der Schöpfer des Choralgesangs, „jener Musikweise, die dem lebendigen Christenthum so zu sagen aus Natur und Wesen, aus dem Herzen, aus dem Innersten entwachsen ist“. Dessen Vorzüge nachzuweisen, Vorurtheile dagegen zu zerstreuen, ist die Aufgabe mehrerer Artikel:

In seinem Wesen liegt eine unaussprechliche Majestät, dabei etwas Geheimnißvolles, eine Art ruhigen Sehnens, wie es religiösen Kundgebungen ganz besonders entspricht. „Ahmt er (der Choral) das ernste Weilen der Ewigkeit nach, die sich immer gleich unwandelbar und unverrückt, nur hinsichtlich unser, die wir die Zeit ausmachen und in ihr leben, einherzuschreiten und abzurollen scheint, deutet er auf die Ruhe hin, die wir einst im Jenseits, vertieft in Gottes Anschauung, genießen werden, mahnt er an das Betrachten überirdischer Dinge und legt er es nahe, indem er die Flüchtigkeit unseres Geistes stille zu stehen und ihn vom Wandelbaren, Kurzdauernden abzukehren sucht: so versinnbildet die weltliche Musik mit ihrem Jagen und Treiben, ihrem Eilen und Hüpfen, ihrer Cadenzirung, ihrer raschen Aufeinanderfolge der Töne das Irdische und Sinnliche in seinem rastlosen Vorübereilen und zieht hierdurch das Gemüth mit ins Gewühl, mit in die Hast der Welt hinein; ihr folgt Zerstreuung auf dem Fuß, und wird auch irgendwann ein Herz gerührt, so hat diese Rührung wohl nur sehr wenig mit jener Seelenerquickung gemein, welche mit dem religiösen Ergriffensein so unzertrennlich zusammenhängt. Es gibt Saiten in unserem Innern, die, werden sie in Bewegung gesetzt, reine, wohlthuende Melodien wecken, deren Nachhall sich im Leben offenbart; andere hinwiederum gibt es, welche, gewaltsam gegriffen, weder nun allen Mißlaut ausschließen, noch hernach heilsam fortklingen. Wird nämlich wahre Andacht angeregt, so äußert sie sich durch Werk und Wandel und bringt, allmählich Wurzel schlagend, gesegnete Früchte; profanes Ergriffensein beansprucht nur das Behagen des Augenblicks, tritt ein und verflüchtigt, läßt aber Leere und Bedürfniß neuen Reizes hinter sich zurück.“

Ursprung und Alter machen ihn überaus ehrwürdig;

gleich kostbaren Reliquien muß er uns heilig sein, eine Art von Verehrung uns abnöthigen, wie wir sie heiligen Gegenständen zollen. „Wenn es wahr ist, daß, wer Kerniges, richtig Gefühltes, Edles und Kräftig-Schönes antreffen will, sich nach jenen ewig frischen National-gesängen umzusehen hat, die einst unschuldig und einfach einer begeisterten, tiefbewegten Brust entquollen und eben deshalb einen nie veralternden, unbeschreiblichen Zauber haben, so kann ein Aehnliches gewiß auch von unseren kirchlichen Urchorälen gelten, deren Entstehen in eine Periode der höchsten Begeisterung, des größten religiösen Eifers fällt . . . Wohl manche Melodie, ehedem in unterirdischen Kapellen, den Versammlungsstätten der Christen, zur Zeit blutiger Verfolgung gesungen, klang fort von Geschlecht zu Geschlecht und ward das Erbstück glücklicherer Tage! Oder ist es wahrscheinlich, daß, während uns noch Bruchstücke uralter, vielleicht selbst vorchristlicher National-Lieder er-übrigen, man zur Zeit, als ein Ambrosius, ein Gregorius die Musik in ihren Kirchen ordneten und Hymnen und Gesänge sammelten, nicht auch auf solche stieß, die Martyrer-Hoch-gefühl und Glaubens-Inbrunst vordem eingegeben hatten?"

Die Leichtigkeit endlich, mit der diese Sangesweise die Worte der Liturgie verstehen läßt, macht sie zum Gottes-dienst vorzüglich geeignet. Gerade hierauf legen die besten kirchlichen Auctoritäten so großes Gewicht. Melodie und Harmonie sind ja, wie ein kundiger Musiker schrieb, „Zweig und Rinde, die heiligen Worte aber sind das Mark und die kraftvolle Substanz, die das Herz zur Andacht stimmen".

Allein diese Anschauungen waren ausgesprochen zu einer Zeit, wo solches weder gern gehört noch freundlich auf-genommen wurde. Der wackere Wiedererbauer der Mauern Sions muß daher stets in der andern Hand das Schwert führen, während die eine zum Aufbau mithilft. Es folgt die Abfertigung der landläufigen Vorurtheile von Lang-weiligkeit und Eintönigkeit des Chorals. Zugegeben wird, daß es die Musikgattung sei, die weniger Mittel besitze, Gebrechen und Mängel der Aufführung zu verhehlen, daß mittelmäßiger Choral wenig geeignet sei, Begeisterung her-vorzurufen, schlechter sogar wohlmeinende, aber oberflächlich Gebildete entfremden könne. Doch meint der Verfasser,

auch sein entstelltes Zerrbild biete noch Züge wahren Adels, wahrer Hoheit, wahrer Kirchlichkeit dar, und die einzige rechtmäßige Folgerung aus diesen Zugeständnissen sei, daß man mit allen Kräften auf einen guten Choralgesang bedacht sein müsse. Hierzu etwas beizutragen, läßt er nun praktische Winke über Ausführung und Begleitung folgen, an die sich Erörterungen über den Verfall des Orgelstiles und dessen muthmaßliche Ursachen anschließen.

Aehnlich ziehen nun die verschiedenen Epochen der kirchlichen Tonkunst am Geiste des Lesers vorüber, aber mit besonderer Liebe weilt der Verfasser bei den classischen Meistern des erhabenen Stiles. „Angenommen, daß auch die neuere Musik zuweilen betet, so gleicht doch dieses Gebet eher dem äußerlichen, mündlichen, indes das classisch Figurale der Contemplation sich hingibt. Die alten Meister suchten sich vom Gesammtinhalte der Worte zu durchdringen. Das Tiefbeschauliche ist deshalb das Grundelement dieser Gattung von Kirchenmusik. Will die moderne Musik schildern, darstellen, selbst handeln, so überläßt sich die andere vielmehr ruhiger Betrachtung und ladet den Hörer ein, sich eine ähnliche Gebetsweise anzueignen. Eben hierdurch erhebt sie das Gemüth zur wahren Kenntniß des Göttlichen, befähigt es zum Verkehr mit dem Himmel, erschließt ihm das Reich des Uebernatürlichen, lehrt es, mit Einem Wort, eine Religion kennen, deren theilweise geheimnißvoller Inhalt zu unaufhörlichem, demüthigem Forschen und Ueberlegen auffordert und dem gläubigen Geiste, dem der Reinheit beflissenen Herzen fortwährend Nahrung, wenngleich nicht volle Sättigung, die sich erst im seligen Jenseits findet, gewährt. Der Contemplation ist es eigen, daß in ihr ein Hauptgefühl dominirt; wirriges Umherschweifen, bloßes Nippen und Naschen kennt sie nicht. Die Anwendung auf die Musik à la Palestrina liegt nahe. Dieses Festhalten an einer Grundfärbung des Ganzen haben einige den classischen Großmeistern zum Vorwurf gemacht und Monotonie genannt."

Der 15. Artikel faßt die Frucht der bisherigen Erörterungen maßvoll, aber klar und bestimmt zusammen: was die Kirche gutheißt, was sie verwirft, was sie tolerirt. Aber wie jede einzelne Untersuchung, so hatte auch das

Ganze der Arbeit eine praktische Spitze. Das sichere Ergebniß an der Hand, fragt sich jetzt der Autor nach der Möglichkeit einer Abhilfe. Nirgends anders her kann sie kommen als von der kirchlichen Behörde, und daher muß sie kommen. Recht und Pflicht der geistlichen Obrigkeit, die Kirchenmusik sorgfältig zu beaufsichtigen, wird eingehend dargethan. Nebstdem ist der einzige Weg, zu einer Besserung zu gelangen: Studium der Alten und kirchliche Musikschulen. „Der Kirchengesang muß für einige wiederum Hauptsache werden, und zwar in der Weise, daß sie, in ihm von Jugend an unterwiesen, daran Lust haben, seiner mit Vorliebe pflegen, ihn verstehen, zu würdigen wissen, hochschätzen, durch richtige, gewissenhafte, warme Ausführung empfehlen."

Ein Hauptwerth der Arbeit lag in den praktischen Winken, in denen stets die einzelnen Ausführungen gipfeln und auf die sie hinzielen. Nahezu alle diese Winke haben in der Folgezeit Berücksichtigung oder Bestätigung gefunden. Das berühmte Decret des Kölner Provinzialconcils von 1860 über Kirchenmusik und die damit zusammenhängenden Bestimmungen decken sich fast vollständig mit seinen Aufstellungen und Vorschlägen. Den meisten der von ihm berührten Mißstände, wie z. B. der verfehlten Begleitung des Choralgesangs, haben auch die großen Musiker, die ein Jahrzehnt später ihre verdienstreiche Thätigkeit zur Wiedererweckung der echten Kirchenmusik begannen, ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

In wie weit die Erörterungen des jungen Ordensmannes von damals auf andere eingewirkt und zu der Wiedergeburt unserer Kirchenmusik mit ein Scherflein beigetragen haben, davon haben sich die Spuren verloren. Gewiß aber ist er dadurch an die Seite jener Männer getreten, von denen er, um sie gegen ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen, selbst geschrieben hat: „Großes Lob verdienen und die Dankbarkeit späterer Geschlechter beanspruchen jene, die, von etwa ihnen angeborenen Vorurtheilen sich nicht bloß losreißend, sondern sie auch in anderen bekämpfend, uns wieder näher bringen, was der Zeitgeist, die Mode, das Haschen nach Neuem und Prunkhaftem uns für immer zu rauben drohten oder etwa nur als Curiosa,

fast wie menschenfressende Menageriethiere, hinter Schloß und Gitter zu flüchtiger Ansicht und mit dem ausdrücklichen Verbote, uns hiermit irgendwie zu befreunden, vorführten."

Gerade zu der Zeit aber, da seine Artikel im „Organ" erschienen, zeigte sich seine stets schwache Gesundheit so erschöpft, daß man sein frühes Ende mit Sicherheit erwartete. Aus dem Krankenzimmer blieb die Musik verbannt, und bald mußte er Köln für immer, die geliebte Kunst für lange Zeit wenigstens verlassen.

Das dritte Probejahr in Münster, Herbst 1855—1856, ohnehin durch mehrfache andere Arbeit für ihn gestört, schob musikalischen Bestrebungen einen Riegel vor. Erst als er im Juni 1856 in der Congregation der Akademiker die geistliche Leitung übernahm, hatte er auch wieder mit Musik etwas weniges zu thun. Diese übten kirchliche Lieder für die Congregationsversammlungen und er hatte die Oberleitung. Schon nach kurzer Zeit, mit Beendigung des dritten Probejahres, übernahm er auch den Dirigentenstab im Chor der jüngeren Ordensbrüder auf der Friedrichsburg, und so blieb es von jetzt die folgenden sechs Jahre hindurch. Hatte er auch, durch vielseitige andere Arbeiten über die Maßen in Anspruch genommen, nicht viele Mußestunden für Musik zu erübrigen, so waren eben doch zwei tüchtige Männerchöre unter seiner ständigen Leitung, und die Feste des Kirchenjahres, wie andere außerordentliche Gelegenheiten, brachten immer frischen Zug in die Sache. Der Chor der jungen Jesuiten auf der Friedrichsburg übernahm an hohen Festtagen den Gesang in der Kirche der Patres in der Stadt, gewöhnlich unter ungeheurem Menschenzudrang und mit großer Anerkennung. Die Akademiker aber schienen das Singen lieb zu gewinnen. Wenigstens waren sie thätig bei der Gründung einer Art von akademischem Gesangverein, an dem auch Nicht-Congreganisten und Studenten jeder Richtung sich betheiligen konnten. Hatte bei demselben P. von Doß auch nicht die unmittelbare Leitung, so war er doch durch die Betheiligung sehr vieler seiner jungen Freunde lebhaft an der Sache interessirt.

1858 bis 1859 ließ er für seine Studenten-Sodalität

eine kleine Sammlung kirchlicher Gesänge autographiren „**Ad usum sodalitatis B. M. V. Monasterii**“. Sie enthielt 100 Nummern, darunter 26 lateinische Gesänge. Die meisten Nummern waren älteren Sammelwerken, die eigentlich liturgischen dem **Enchiridion chorale** von Mettenleiter entnommen. Damit aber war für ihn zu einem größern Unternehmen der erste Anstoß gegeben. 1862 bis 1863 folgte der Anfang eines neuen, bedeutendern Sammelwerkes: „**Melodiae sacrae**“ für Männerchöre [1] — denn eine zweite, vermehrte Auflage des vorigen darf man es kaum noch nennen. Dieser Sammlung lateinischer Gesänge folgte bereits 1864/65 die entsprechende für deutsche religiöse Lieder [2]. Beide Sammlungen, ursprünglich für einen engern Sängerkreis bestimmt, d. h. für die Chöre, die in Münster seiner Leitung unterstanden, waren nach praktischen Gesichtspunkten in Lieder zu Ehren des heiligen Sacramentes, der sel. Jungfrau, solche für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres und für Heiligenfeste eingetheilt. Hier brachte er nun genau die Grundsätze zur Durchführung, die er 1855 im „Organ für christliche Kunst“ niedergelegt hatte.

In der lateinischen Sammlung ist der Choral vollauf gewürdigt und nimmt fast in jeder Abtheilung einen hervorragenden Platz ein; die classischen Meister und Muster sind zu Ehren gebracht: Palestrina in vielen Nummern, Handl, Vittoria u. s. w. Auch Kaspar Ett und Orlando di Lasso, mit seinen musikalischen Jugenderinnerungen unzertrennlich verbunden, fanden ihre Stelle. Von den neueren Meistern hat Könen den Löwenantheil, wie auch im deutschen Sammelwerk, aber auch andere gute Namen sind häufig vertreten. Die zahlreichen eigenen Compositionen, die neben denen fremder Musiker sich finden, sind auch nach heutigen Begriffen „kirchlich“, und wenn vielleicht nicht von außergewöhnlichem künstlerischem Werth, doch fromme und andächtige Compositionen. „Ueber die Auswahl der Stücke“, bemerkt er selbst in der Vorrede, „ließe sich vieles sagen: sie wird wahrscheinlich weder jene befriedigen, die nur Freunde des strengen, getragenen Stiles sind, noch jene,

---

[1] Melodiae sacrae, Monasterii et Bonnae 1862/63.

[2] Geistliche Lieder für gleiche Stimmen, Bonn 1864/65.

die einzig nur in Melodischem Geschmack finden. Der Ausschließlichkeit ist in dieser Sammlung nicht Rechnung getragen." Denn, bemerkt er zur Rechtfertigung dieses Standpunktes, „es gibt verhältnißmäßig wenig Chöre," — er schrieb dies 1863 — „die den eigentlich classischen Stücken gewachsen sind; zudem liegt das Verständniß derselben der Mehrzahl der Sänger überaus fern. Es gibt aber auch verhältnißmäßig wenig antike Motetten für Männerstimmen, und die aus gemischtem Chor arrangirten — Sachverständige wissen das — befriedigen selten, da sie fast immer den ursprünglichen Charakter eingebüßt haben. Es war kein Leichtes," fährt er deshalb fort, „ein reichhaltiges Repertorium lateinischer Kirchengesänge für Männerstimmen zusammenzustellen. . . . Aus eben diesem Grunde und weil sohin allseits Lücken auszufüllen waren, sah sich der Sammler und Schreiber dieser Blätter zu der Unbescheidenheit veranlaßt, Original-Compositionen beizumischen, im ganzen ungefähr 60." Mit größter Bescheidenheit übergibt er sodann die Sammlung, die er unter der Last von tausend anderen Obliegenheiten mit so viel Mühe und Sorgfalt allmählich zu Stande gebracht hatte, der Oeffentlichkeit. „Erweist sich die Sammlung auch nur als brauchbar, trägt sie auch nur ein Kleines bei zur würdigen Feier des Gottesdienstes, erspart sie Dirigenten und Freunden einfachen Kirchengesanges mühevolles, zeitraubendes Aufsuchen, Zusammentragen, Arrangiren und Ausschreiben, so sind die Wünsche und Hoffnungen desjenigen sattsam erfüllt, der diese Blätter schrieb und Liebhabern zur Benützung anbietet."

Wie die Melodiae sacrae mit das Schönste und Herrlichste bieten, was damals für solche Zwecke zu finden war, so umfaßt die deutsche Sammlung „Geistliche Lieder" in überwiegender Zahl unsere besten und gediegensten Volksmelodien. Aber auch hier waren neuere Meister, wie Könen, Aiblinger, Schweitzer u. s. w., reichlich vertreten, auch 22 seiner eigenen Compositionen. Die Sammlung war, wie die Vorrede ausdrücklich betont, keineswegs ausschließlich für den kirchlichen Gebrauch bestimmt, wenn auch alles religiöse Lieder waren, die zur Erbauung dienen sollten. In der Harmonisirung der Stücke fremder Meister vermeidet P. von Doß alle Künstelei, und schlägt absicht-

lich die einfachsten Accorde an, um die gegebene Melodie allein wirken zu lassen. Nur eine Stütze, eine Verstärkung will er bieten für das, was der Meister selbst bereits geboten hat. „Andere (Lieder),“ sagt er selbst in der Vorrede zu den ‚Geistlichen Liedern‘, „solche namentlich, deren Melodien dem Volk geläufig sind, wurden neu harmonisirt. Indessen wurde hierbei nicht nach complicirter Accordenreihenfolge gehascht, vielmehr darauf gesehen, daß die Melodie nicht durch die Harmonie erdrückt würde.“

Beide Sammlungen haben ohne Zweifel zur Zeit ihres Erscheinens und noch auf Jahre hinaus treffliche Dienste geleistet. Die lateinische Sammlung war mehrere Jahre, die deutsche wenigstens einige Zeit in die Oeffentlichkeit getreten, ehe der vielgefeierte Reformator unserer Kirchenmusik zuerst seine Donnerstimme erhob und 1865 in der Broschüre „Zustand der katholischen Kirchenmusik“ mit der ihm eigenen Energie seine Reformbestrebungen zuerst ankündigte. Erst seitdem hat der großartige Umschwung in der katholischen Kirchenmusik Deutschlands sich vollzogen. 1866 erschienen zur Durchführung dieser Bestrebungen die „Fliegenden Blätter“, im December 1867 der Aufruf zur Gründung des Cäcilienvereins; 1868 brachte die erste Vereinsversammlung und die Gründung der „Musica sacra“. Alles dies ging in einer Zeit vor sich, da P. von Doß durch seine aufreibende apostolische Thätigkeit von der Musik völlig ferngehalten war. Um so mehr verdienen die ernsten, gediegenen Grundsätze, nach denen er schon Jahre zuvor seine Sammlung veranstaltet hatte, alle Anerkennung. Daß diese später unter günstigeren Verhältnissen von der Kothe'schen, Witt'schen ꝛc. Sammlung für Männerchöre überholt wurde, kann diesem Verdienst keinen Eintrag thun, und behält sein Werk auch jetzt noch seinen Werth. Wenn er, in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse, in denen er damals stand, der Sänger und Hörer, für welche die Sammlungen bestimmt waren, durch kluge Rücksichtnahme und kleine Zugeständnisse in einigen Nummern dem wahrhaft Werthvollen und Classischen, was er in den meisten anderen bot, eine geneigtere Aufnahme sicherte, so wird ihm dies ein Verständiger, der die damaligen Verhältnisse kennt, nicht verdenken. Es ist eine gewagte Sache,

die außergewöhnliche Kraft und Energie voraussetzt, schroff und mit einem Male den Geschmack zwingen zu wollen. In vielen Fällen erzeugt man dadurch nur den ungerechten Widerwillen auch gegen das beabsichtigte Gute. In diesem Sinne hatte er schon 1855 im „Organ für christliche Kunst“ geschrieben: „Da unter der, zumal nur für Orgelbegleitung berechneten, Vocalmusik sich gar manches Ernstgehaltene und zwischen classischer Strenge und moderner Weichlichkeit und Leichtfertigkeit die Mitte Behauptende befindet, so dürften ausgewählte Stücke dieser Gattung, so lange directe Verhaltungsmaßregeln geistlicher Obrigkeiten nicht im Wege stehen und anderes heischen, zur Aufführung in den Kirchen zugelassen werden können. Die Sichtung jedoch hierher gehöriger Werke müßte viel mehr im Geist der Strenge, als in dem übergroßer Nachsicht bewerkstelligt werden.“ [1]

Sein eigener Geschmack hatte sich im Lauf der Jahre mehr und mehr geläutert, und schon meinte er scherzend, für manches von dem, was er einst in Belgien für die Kirche componirt habe, würde er einmal ins Fegfeuer kommen. Zur Feier der Seligsprechung des sel. Petrus Canisius componirte er als Superior in Bonn eine Messe, die von seinem Kirchenchor trefflich vorgetragen wurde. Zwei Jahre später, 1867, übergab er sie der Oeffentlichkeit; der Ausdruck ist ein durchaus kirchlicher. In demselben Jahre brachte auch das zweite Heft von Haberls Liederrosenkranz eine seiner Compositionen, ein frommes, aber nicht für die Kirche bestimmtes Muttergotteslied. Aber mit der Berufung an die St.-Christophs-Kirche in Mainz, Anfang 1866, und dem umfassenden Apostolat, das er daselbst zu üben begann, war allem künstlerischen Schaffen vollends ein Ende gemacht, gerade jetzt, wo die Kirchenmusik in Deutschland so reiche und herrliche Blüten zu treiben anfing. Es muß für ihn, der mit tiefster Seele der Musik zugethan war, ein hartes Opfer gewesen sein. Aber seine anderen Arbeiten waren wichtiger, denn es galt die Rettung der Jugend, die Rettung der Seelen. Auf

---

[1] A. a. O. S. 219.

seinem Zimmer standen Kisten mit Musikalien; sie wurden kaum je berührt. Nie fand man ihn mit Musik beschäftigt; manche vertraute Freunde, die sehr häufig zu ihm kamen, wußten nicht einmal, daß er überhaupt etwas von Musik verstehe. Anderen freilich gestand er manchmal, er sei oft voll von guten und fruchtbaren Ideen für Compositionen — aber sie niederzuschreiben, habe er unmöglich Zeit. Die Umarbeitung des Liederbüchleins der Gymnasiastencongregation, ein oder das andere Mal ein neues Liedchen für ein Freudenfest seiner lieben Congreganisten, war fast alles, was er in jener Zeit sich gestatten konnte, und dies war die Arbeit der Nächte. „Es hat mich manche schlaflose Nacht gekostet", sagte er seinen Gymnasiasten, als er ihnen das neue Congregationsbüchlein mit den Statuten wie den Liedern zuerst überreichte. Nur für die hohen Festtage sammelte sich um ihn einige Male im Jahr ein erwählter Chor von katholischen Männern, um den Gesang für den Abendsegen zu übernehmen. Mit diesen mußte er natürlich vorher die Stücke einüben. Hie und da spielte er auch beim Gottesdienst die Orgel, und als es galt, für St. Christoph eine neue Orgel anzuschaffen, da verrieth sich erst recht der Musiker. Es mußte die schönste und beste werden, die Mainz besaß, und er spielte sie zuerst, am Tag, da er in die Verbannung zog. Damals sprach auch das befreundete Mainzer Journal von dem „sehr musikalischen, als Componist bekannten P. Superior". Keines geringern Taktstockes bedurfte es, um den für seine Kunst so innig begeisterten Musiker aus den Mühen und Arbeiten der Seelsorge heraus wieder an den Musikpult zu bringen, als des preußischen Commandostabes. Er zog als Verbannter in die Fremde und wurde „Musikant", wie er sich scherzhaft auszudrücken pflegte. So vielseitig er auch im Colleg in Lüttich für Seelsorge und Unterricht in Anspruch genommen war, so blieb doch diese Seelsorge im ganzen auf das Collegium beschränkt. Jetzt konnte er sich eher Zeit schaffen. In verlorenen Augenblicken fand man ihn jetzt oft am Musikheft. Da das Andenken an seine früheren musikalischen Leistungen bei den belgischen Ordensbrüdern noch nicht geschwunden war, erhielt er sofort nach seiner Ankunft, im Herbst 1873, die Oberleitung der Musik für

das große Collegium von Lüttich, in welcher Stellung vorher einer der angesehensten Musiker der Stadt gewirkt hatte. Aber man fand bald, daß unser Musiker während der zwanzig Jahre seines Aufenthaltes im deutschen Vaterland seine Richtung in der Musik gar sehr geändert habe. Er war zu ernst und streng geworden für den lebhaften, beweglichen Belgier. Es gab Schwierigkeiten, doppelt unlieb für den Ausländer, der in einer fremden Ordensprovinz der Gastfreundschaft genoß. Dem apostolischen Mann war es bald klar, daß es viel wichtiger sei, auf dem Felde, welches die Oberen ihm angewiesen, Gutes zu wirken und sein Talent zu verwerthen, als durch Beharren auf eigenen Liebhabereien dem Geschmack einer Nation Trotz zu bieten. Längst gewohnt, mit Aufgebung des eigenen Selbst allen alles zu werden, wollte er jetzt für die Belgier ein belgischer Componist und Musikdirector sein. Es war dies kein Aufgeben seiner Grundsätze. Schon zwanzig Jahre vorher, da er in ernstester und correctester Weise für die echte Kirchenmusik in die Schranken trat, hatte er geschrieben: „Bei allem dem dürfte füglich auch auf Charakter und religiöse Begriffe respectiver Nationen Rücksicht genommen werden. Da nämlich des äußerlichen Cultus Zweck ein doppelter ist: Gott zu verherrlichen und den Menschen zu ihm emporzuheben, ihn ihm näher zu bringen, so kann in letzterer Beziehung, wofern allgemein bindende Vorschriften einer Auctorität nicht im Wege stehen, irgendwo zugelassen werden, was anderwärts minder statthaft wäre, der speciellen Verhältnisse wegen, in welchen hier der Cultus sich dem Menschen gegenüber befindet. Es sei z. B. eine Nation glühenden Charakters, heftiger Empfindung, aber auch beweglich, unstät, flüchtig; darf auch der Leichtfertigkeit nicht Rechnung getragen, sie nicht befördert werden, so muß doch wenigstens die Rücksicht Geltung finden, daß hier noch duldbar sei, ja sogar Gutes fördern könne, was anderwärts schon beinahe ärgerlich wäre oder Anlaß zu Mißbräuchen gäbe. Wer auch wollte den Charakter verschiedener Nationen über Eine Form modeln? Ist er ja oft der Nationalcharakter von dem Klima, der Lebensweise, dem Herkommen bedingt, und hat er so zu sagen im Boden selbst Wurzeln getrieben, auf dem die Menschen

ihre Wohnungen aufgeschlagen, den sie bebauen, den sie ihr Vaterland heißen.“ [1]

Sah er sich nun zu manchen Zugeständnissen von seiner Seite gedrängt, so mußten doch auch seine Belgier in Lüttich in nicht wenigem nachgeben. Vieles konnte er entschieden bessern; zuweilen gelang es ihm auch, ein Stück strenger kirchlicher Richtung durchzuführen. An Lohn und Segen dafür fehlte es ihm nicht. Hätte er bei anderer Handlungsweise sich bald unmöglich gemacht, so gelang es ihm jetzt, eine sehr bedeutende Thätigkeit zu entfalten, die ganz und gar wieder auf sein eines großes Ziel gerichtet war, Seelen zu retten. Er hat gerade in seiner Stellung während dieser zehn Jahre unermeßlich viel Gutes gethan. Daß man in Deutschland einen Theil der Stücke, die er damals auch für die Kirche componirte, zur Zeit nicht sehr günstig beurtheilen würde, war er sich klar bewußt und sprach es offen aus. Dagegen konnte er sich aber auch mit dem Bewußtsein trösten, dort, wo er wirkte, manches Unwürdige aus der Kirche verdrängt, vieles zur würdevolleren Feier des Gottesdienstes beigetragen zu haben, sicherlich mehr, als dies blindem Eifer zu thun gelungen wäre. Eine eigenthümliche Anerkennung ward seinen Leistungen 1876 von einer Seite, von der es damals kaum zu erwarten stand. Die königliche Akademie zu Brüssel hatte auf eine musikalische Composition einen Preis ausgeschrieben, und die belgischen Mitbrüder ermunterten P. von Doß, sein Glück zu versuchen. Er entschloß sich wirklich, eine Messe einzusenden. Indes, wenn die Commission der Preisrichter auch nur eine Ahnung bekam, die Composition sei von einem Ordensmann oder gar einem Jesuiten, so war die Sache von vornherein verloren. Er sandte daher das ganze Werk nach Deutschland, ließ es dort abschreiben und von da die Abschrift in Brüssel einsenden. Sein Werk erhielt den Preis, das einzige unter den zwölf Arbeiten, die vorgelegt worden waren. Aber als es sich herausstellte, daß der Preisgekrönte ein Jesuit sei, war man in Brüssel bei der damals herrschenden Partei sehr unangenehm berührt, um so mehr, da die Königin selbst unter großer Feierlich-

[1] Organ für christliche Kunst. 1855, S. 219.

keit den Preis hätte überreichen sollen. Ein Jesuit öffentlich als Künstler geehrt, in der Hauptstadt Belgiens! — das war zu stark, zumal nachdem er so klug gewesen war, seine Preisrichter über seine Persönlichkeit zu täuschen. Um das Schlimmste zu verhüten, zeigte man ihm seinen Erfolg erst an, als es bereits zu spät war, zur Feierlichkeit noch nach Brüssel zu kommen. Die 500 Franken wurden ihm später einfach zugeschickt mit dem Ausdruck des Bedauerns, nicht früher es ihm haben ankündigen zu können.

Um dieselbe Zeit hatte der rastlos thätige Mann sich ernstlich damit beschäftigt, von seinen Melodiae sacrae eine zweite Auflage erscheinen zu lassen. Es wäre ihm lieb gewesen, einige Stücke der früheren ausmerzen und durch bessere ersetzen zu können. Er dachte sie diesmal mit Zinkplatten vervielfältigen zu lassen, und alles war schon geplant. Allein das Vorhaben scheiterte an äußeren Schwierigkeiten. Dafür widmete er dem Colleg St. Servais, das er so lieb hatte und in dem er so großes Vertrauen genoß, als „Andenken an einen Exilirten" eine Sammlung religiöser Lieder, „Mélodies religieuses", die, nach Text und Melodie zu schließen, nicht für die Kirche bestimmt zu sein scheinen. Aber auch für die Kirche veröffentlichte er eine große Anzahl von Compositionen, und in belgischen Sammelausgaben von Kirchengesängen begegnet man häufig seinem Namen [1].

Allein seine Arbeiten beschränkten sich keineswegs auf Kirchenmusik, eine mindestens ebenso fruchtbare Thätigkeit entwickelte er für Salon- und Opernmusik, für Concert und Bühne. Jedes Jahr wurden im Colleg eine oder mehrere seiner großen Compositionen aufgeführt, bald eine Oper, bald ein Oratorium oder erweitertes Melodrama. Concerte und musikalische Abendunterhaltungen brachten noch häufiger seine neuen Arbeiten. Als ihn Anfang 1884 der Befehl der Oberen aus St. Servais abberief, war bereits wieder ein großes Oratorium, St. Cäcilia, vorbereitet, doch konnte er dessen Gesammtaufführung nicht mehr beiwohnen. Mehrere seiner Opern fanden ihren Weg

---

[1] Z. B. Collection de Musique d'Église, édit. Léop. Muraille, Liège.

in andere Collegien Belgiens und Frankreichs mit dem gleichen glänzenden Erfolg. Selbst der lustige „Figaro“ brachte seinerzeit einen ausführlichen Bericht über eine seiner religiösen Opern, die in Paris zur Aufführung gelangt war, und spendete dem Meister hohes Lob. „Lüttich aber“, schrieb nach des Paters Tod die „Gazette de Liège“, „zählte manche Festtage, an denen man in der katholischen und in der künstlerischen Welt von niemand so viel sprach, als von ihm“, dem „vieux Bavarois“. Man betrachtete ihn in Belgien als einen hervorragenden Componisten und bezeichnete ihn als solchen in den öffentlichen Blättern. „Er ist eine merkwürdige Erscheinung, wie wir sie wahrscheinlich nie wiedersehen werden,“ schrieb ein Lütticher Blatt bei seinem Scheiden am 20. April 1884, „und wenigstens Ein Künstler in unserer Stadt, wo wahre Künstler nicht so sehr zahlreich sind . . . Nicht so bald wird man bei uns einen gleich gewandten Componisten wieder finden, der, alle Hilfsmittel seiner Kunst beherrschend, zugleich mit einer so großen Raschheit der Conception und der Arbeit begabt wäre. Viele haben im Laufe eines langen, ganz und gar der Musik gewidmeten Lebens weniger hervorgebracht und Werke von weit geringerer Vortrefflichkeit als dieser Jesuit in den Augenblicken seiner spärlich bemessenen Mußezeit . . . Es finden sich unter den musikalischen Schöpfungen, die er veröffentlichte, Partien, die den größten Meistern Ehre machen würden.“ Auch ein deutscher Musiker, der zufällig der Aufführung der „Cäcilia“ in St. Servais 1884 beizuwohnen Gelegenheit hatte, schrieb darüber in dem in Leipzig erscheinenden „Musikalischen Centralblatt“ (Robert Seitz) zuerst eine kurze Notiz, kam aber dann bald ausführlicher auf P. von Doß zurück:

„Wir brachten neulich ein kurzes Referat über ein in Lüttich (Belgien) am 28. November v. J. aufgeführtes Oratorium ‚Cäcilia‘ von P. A. de Doß. Nun erfahren wir nachträglich, daß der Verfasser des genannten Tonstückes ein aus Deutschland vertriebener, dem Jesuitenorden angehöriger Priester ist, ein Münchener, der seine Verbannungsmuße seit elf Jahren großentheils zu kirchlichen und religiös-dramatischen Compositionen benutzt. Vor uns liegt ein langer Katalog von zum Theil gedruckten, zum

Theil handschriftlichen Partituren, welche alle bereits in Belgien zur Aufführung gekommen sind, zumeist im Colleg St. Servais selbst, wo P. von Doß Capellmeister ist. Darunter befinden sich Tonwerke bedeutenden Umfangs: sechs Opern — zwei Operetten — elf größere Oratorien und Cantaten — Ouverturen zu den Trauerspielen ‚Connor O'Nial' und ‚Die Flavier'; eine große Anzahl von Chören für Knaben, Männer, gemischte Stimmen. Unter den rein kirchlichen Compositionen begegnen wir der im Jahre 1876 von der königlichen Akademie der schönen Künste zu Brüssel preisgekrönten Orchestermesse in E. — St. Servais zu Lüttich ist eine sogenannte freie Studienanstalt (établissement libre, Gymnasium), die über 800 Schüler zählt, Städter und Convictoren. Aus ihnen rekrutirt sich der zahlreiche Sängerchor. Das Orchester besteht bei festlichen Gelegenheiten zumeist aus Künstlern des weithin bekannten Lütticher Conservatoriums. Jedenfalls ist es interessant, zu wissen, daß auch an höheren Lehranstalten bei guter Arbeitseintheilung und hingebender Leitung Zeit erübrigt werden könne zum Einstudiren ernster, Ausdauer beanspruchender, aber auch bildender und die Erziehung fördernder Ton- und Wortdichtungen." [1]

Die Vielseitigkeit seines musikalischen Talentes war wirklich erstaunlich. Ernster, getragener Kirchenmusik konnte er die lustigsten Märsche und Tänze für die Bühne, großen Orchestern und Chören heitere und ernste Liedchen jeder Art an die Seite stellen. Da man ihm einmal im Freundeskreis in Lüttich den Vorwurf machte, seine Opern seien viel zu ernst gehalten, bot er sich an, den belgischen Freunden auch einmal leichte Musik nach ihrem Geschmack zu verschaffen, wenn ihm nur einer einen lustigen Text dazu schreiben wolle. Ein junger Ordensbruder nahm ihn beim Wort und bearbeitete ihm einen Schwank: „Un Vaut-dix", als Text zu einer Operette. An Stelle einer der häufiger wiederkehrenden musikalischen Abendunterhaltungen wurde dann diese zum Besten gegeben. Es war hüpfende, tanzende, scherzende, aber bezaubernde Musik, die ganze Zuhörerschaft war hingerissen. Ein junger Musikliebhaber meinte, in

---

[1] Musikalisches Centralblatt 1885, S. 51.

ihrer Art sei sie classisch, wie man sie nur bei den besten französischen Meistern in diesem Genre finden könne. Der Pater aber konnte sich trotz allen Beifalls und des Drängens seiner Freunde nie dazu verstehen, sie zu veröffentlichen.

Der Vielseitigkeit seiner musikalischen Leistungen entsprach die Leichtigkeit, mit der er componirte[1]. „Seine Hunderte von religiösen Liedern," schrieb im Jahre 1884 eine Lütticher Zeitung, „seine Oratorios, seine Opern entstanden in den Pausen zwischen seinem Breviergebet, einer Beicht, die er hörte, oder einer Stunde Katechismus, die er kleinen Knaben ertheilte."

Nie war ihm während des Schuljahres eigentlich freie Zeit für seine Compositionen gelassen; niemand kannte künstlerische Muße so wenig wie er. Nur der Monat September war frei für seine großen Oratorien oder Opern, denn da dauerten noch die Ferien; aber der August war anderweitig in Anspruch genommen. Für andere kleinere Compositionen hatte er nur zerstreute und verlorene Augenblicke und nach schwerer Tagesarbeit die Stunden der Nacht. Gar manches Mal übermannte ihn dabei Schlaf und Müdigkeit. Einmal spät am Abend mußte er nach langem Kampf die Feder bei Seite legen und sich zur Ruhe begeben — es ging nicht mehr. Aber wie staunte der Componist am folgenden Morgen, und wie herzlich mußte er lachen, als er in seinem Notenheft in gutem Deutsch von seiner eigenen Hand die Worte las: „O du goldener Strohsack!" Er hatte nämlich sonst stets seine Kladde bereit, und wenn ihm gerade eine schöne Melodie oder irgend eine gute Idee durch die Seele zog, von irgend einem frommen Gedanken angeregt, so wurde sie mit wenigen Noten fixirt und dazu geschrieben: „Ave Maria", oder: „O salutaris" ꝛc. Hatte er dann später etwas Zeit, so war die Sache bald in Ordnung. Nicht selten kam es vor,

---

[1] Die „Gazette de Liège" bringt in ihrem Nachruf vom 9. October 1886 hierüber folgenden unübersetzbaren Ausspruch: „En quelques semaines, il improvisait un opéra; en quelques jours, un oratorio; il eut sans peine trouvé sa romance en déjeûnant, un choeur pour son dîner, un duo pour le repas du soir."

daß während dieser Beschäftigung zufällig ein Freund ins Zimmer trat, und während sie sich gemüthlich miteinander unterhielten, war der Pater im Stande, in der angefangenen Arbeit weiterzufahren. Aber, unmittelbar und natürlich, wie seine Schöpfungen ihm waren, konnte er sich kaum je entschließen, sie später zu feilen und zu verbessern. Es war ihm schwer, sich in die früheren Stimmungen und Ideen wieder hineinzuleben, und kaum standen die Sachen auf dem Papier, so hatte er sie auch wieder vergessen. Er war gewohnt, alles auf Einen Guß zu geben; zum Flicken und Verbessern, wozu manchmal die Freunde, manchmal auch die eigene Einsicht riethen, fehlte ihm der Muth. „Ich bringe es nicht zuwege," meinte er dann; „lieber eine ganz neue Messe componiren, als eine componirte corrigiren."

Er war in seinen Schöpfungen ungemein abhängig von dem Text, zu dem er componirte, wie es andererseits ein Vorzug seiner Compositionen ist, die Ideen und Stimmungen des Dichters richtig und verständnißvoll wiederzugeben. Seine besten Opern sind die, zu denen ein interessanter, gehaltreicher Text ihm zur Verfügung stand, und wo sich in seinen Compositionen langweilige und schleppende Stellen finden, entsprechen sie fast regelmäßig einem schwachen Text. Lag ihm eine schöne Dichtung vor, so war er ganz Feuer und Geist. Oft klagte er, daß ihm für seine Opern so selten zusagende Texte zur Verfügung stehen. „Könnte ich einen deutschen Text benützen," meinte er, „dann sollte es mir nicht fehlen, da wollte ich mir schon selbst helfen." Aber in einer fremden Sprache und für fremden Geschmack noch in seinen alten Jahren als Dichter auftreten, das ging nicht an, zumal für einen Mann, an dessen geistige und körperliche Kräfte schon so hohe Anforderungen gestellt waren. So blieb er in dieser Hinsicht ganz abhängig von dem guten Willen und dem dichterischen Geschmack anderer, die eben auch wichtigere Dinge zu leisten hatten, als Operntexte zu verfassen. Die Gabe, die Gedanken anderer treffend zum Ausdruck zu bringen, ward die Veranlassung zu einem hübschen kleinen Vorfall im Concertsaal von St. Servais. Der Pater hatte zwei Lieder des Majors Daufresne de la Chevalerie für vierstimmigen Männerchor componirt, und eines derselben

wurde in einer musikalischen Abendunterhaltung der Zöglinge von dem wohlgeschulten Chor mit Verständniß vorgetragen. Der alte Major, ein hochbejahrter Greis, aber noch voll Kraft und Leben, wohnte dem Concert eben bei. Kaum war der letzte Ton ausgeklungen, so springt er auf, ganz außer sich, stürzt auf die Tribüne, stößt rechts und links Sopranos und Altos auf die Seite, eilt auf den Dirigenten zu und fällt ihm um den Hals, weil er seine Gedanken so gar herrlich in Tönen ausgesprochen habe, natürlich unter lautem und endlosem Jubel des ganzen Auditoriums.

Als Pianist hatte es P. von Doß nicht eigentlich zur Virtuosität gebracht; es fehlte ihm dazu seit seinem Eintritt in den Orden an der genügenden Uebung. Allein Ausgezeichnetes leistete er auf Clavier und Orgel im Improvisiren, so besonders, wenn er am Sonntag Morgen in der Messe zum Gesang der Zöglinge von St. Servais die Begleitung spielte. Auch da zeigte er sich als wahren Musiker. Er liebte Orgel und Orgelspiel überaus, und schon in seinen kirchenmusikalischen Aufsätzen vom Jahre 1855 hatte er letzterem eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Wie er bei der Anschaffung der neuen Orgeln für die Herz-Jesu-Kirche in Bonn und für die St.-Christoph-Kirche in Mainz mit größter Sorgfalt und Liebe zu Werke ging, so war es ihm auch in Lüttich ein Herzensanliegen, daß die Orgel des Collegs durch glückliche Aenderungen wieder gehoben und in glänzenden Stand gesetzt werde. Nachdem das Werk gelungen, feierte er ihre Wiedereröffnung durch ein großes Orgel-Concert, das er selbst mit mehreren angesehenen Musikern der Stadt unter großer Theilnahme der Musikfreunde und mit großem Beifall veranstaltete.

Eine seiner stärksten Seiten aber war die Schulung seines Chores. Mit Jahresanfang ging es unter den 600—800 Zöglingen von St. Servais auf die Suche nach schönen Stimmen für die Solos. Fand er eine schöne, reine Knabenstimme, so begann sofort die musikalische Erziehung des Kindes mit bewundernswerther Geduld und Hingabe. War der kleine Sänger arm, so erhielt er sein Honorar, der Pater kaufte ihm Kleider oder ließ ihm selbst als Halbpensionär im Colleg die Kost geben. Hierzu war ihm von den Oberen eigens eine kleine Baarschaft zur

Verfügung gestellt. Daß neben der sorgfältigen musikalischen Ausbildung der jungen Sänger auch deren unsterblicher Seele dabei etwas zu Gute kam, verstand sich bei P. von Doß von selbst. Ohne das ging es niemals bei ihm ab, wo junge Leute mit ihm in Berührung kamen. Gewöhnlich hatte er ein paar prächtige, gut gebildete Stimmen, und auf sie nahm er bei der Composition seiner Opern Rücksicht; die Partien wurden im voraus den Sängern angepaßt, welche sie auszuführen hatten. Nicht geringer war die Sorgfalt, die er auf den Chor als Ganzes verwendete. Seine Knaben waren im Stande, auch die schwierigsten Chöre auszuführen. Das machte er sich denn auch in seinen Opern zu Nutzen, denn großartige Chöre mit Orchester waren seine Liebhaberei; es sind die Glanzstellen seiner Opern.

Die Erfolge, die er mit seinem Chor von Knabenstimmen erzielte, waren um so überraschender, da es ihm nie gestattet war, für die Einübung seiner Concerte, Opern und Oratorien etwas von der Zeit der Schulstunden zu verwenden. Es mußte dieselbe stets in der Erholungszeit der Zöglinge stattfinden und waren ihm dafür wöchentlich zwei halbe Stunden eingeräumt. Aber er verstand es, diese Zeit auszunutzen und vor allem den jungen Sängern selbst Lust und Liebe zum Gesang einzuflößen. Gerade dieses war es, was bei den musikfreundlichen Bewohnern der Stadt so große Verwunderung erregte. „Nicht selten leidend," schrieb über ihn im Jahre 1884 die „Gazette de Liège", „aber stets heiter, einfach, würdevoll und — was bei einem Künstler seinesgleichen sucht — stets bereit, seinen Rivalen in der Musik Lob und Anerkennung zu spenden, hatte es dieser gute, alte, bayerische Jesuit dahin gebracht, durch seine Zöglinge gar manche große und schwierige Werke ausführen zu lassen, wozu die Vorbereitung für die Schüler eines Conservatoriums lange Tage hindurch die ganze Zeit in Anspruch genommen hätte. Er errang diese Erfolge ohne, wie es schien, an solche auch nur zu denken, indem ihm zu den Uebungen wöchentlich nur eine oder zwei halbe Stunden in der Erholungszeit zur Verfügung standen."

Auch über das Orchester, über das er in Lüttich gebot, das, aus trefflichen Musikern zusammengesetzt, seine ganze

Zufriedenheit hatte, übte er große Auctorität. Er brauchte sich gar nicht zu scheuen, hie und da auch entschieden aufzutreten. Während der Aufführung seines „Baudouin du Bourg“, bei der Preisvertheilung im Jahre 1881, fühlte sich ein junger Musiker bemüßigt, über einen etwas frommen Dialog, der im Stücke vorkam, sein Mißfallen durch verächtliches Lachen kundzugeben. P. von Doß drehte sich ruhig nach ihm um und apostrophirte ihn vor aller Welt: „Mein Herr, wir sind hier nicht im Theater. Wenn Sie sich nicht fügen wollen, brauchen Sie nur den Saal zu verlassen.“

Für große Erscheinungen auf musikalischem Gebiet, überhaupt für die Leistungen anderer Musiker hatte er reges Interesse und volles Verständniß, dabei stets ein sicheres, unparteiisches Urtheil. Noch ehe er nach seiner Austreibung aus Mainz für die Stellung in Lüttich bestimmt war, die ihn wieder zur Musik zurückführen sollte, äußerte er einmal in vertrautem Gespräch, er wisse nicht, daß er sonst auf Erden für sich einen Wunsch habe, und könne, auch wenn er nachdenke, kaum einen solchen finden. Nur ein Verlangen sei ihm oft gekommen und komme ihm manchmal noch jetzt: einmal eine Oper von Richard Wagner zu hören. Der Wunsch ist wohl nie erfüllt worden. In Lüttich selbst hatte einmal ein junger Musiker eine größere Composition aufführen lassen, die in musikalischen Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte. Enthusiastisch war die Leistung aufgenommen worden, und man sah in ihm bereits einen belgischen „Wagner“. Bei einer zweiten Aufführung des gefeierten Werkes vor einem engern Kreis von katholischen Familien war auch P. von Doß eingeladen und erschien, von einem jüngern Ordensbruder begleitet. Vom Beginn des Orchesters an saß er regungslos da, den Kopf in beide Hände gestützt, voll gespanntester Aufmerksamkeit, an der jeder Versuch, ihn anzureden, scheiterte; er verwandte den Kopf nicht, so lange auch die Aufführung dauerte. Beim Nachhausegehen drängte ihn der Mitbruder, ihm sein Urtheil zu sagen. „Dieser junge Mann“, erwiederte der Pater, „wird sich nicht auf dieser Höhe halten. Es war verkehrt, seine öffentliche Laufbahn so zu beginnen, er wird in Zukunft nur mehr herabzusinken haben.“

Die Thatsachen haben dieses Urtheil später nur zu sehr bestätigt.

Opern, Oratorien, Melodramen hinterließ P. von Doß in nicht unbeträchtlicher Zahl [1]. Sie sind keineswegs Dilettanten-Arbeiten, sondern die flotte, fließende Composition verräth durchweg den Musiker von Fach. Leben, Schwung, dramatisches Feuer zeichnet sie aus, und sie sind reich an kräftigen und edel wirkenden Stellen. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Weber, und mag sich dieses in der Kraft und Lebhaftigkeit seiner weltlichen Compositionen bemerkbar machen. Er suchte einheitlich zu componiren durch Festhalten eines Motives und mannigfaltige Entwicklung desselben. Mitunter mochte es ihm dabei begegnen, daß es nicht recht gelang, eine Steigerung zu finden, so daß an einzelnen Stellen der Musiker mehr den Eindruck mechanischer Transpositionen eines Satzes in verschiedenen Tonarten erhält. Ueberhaupt ist es klar, daß der strenge Kunstkritiker je nach seinen eigenen Anschauungen auch manches zu tadeln finden wird, und daß bei ihm, wie fast bei jedem Meister, großen Vorzügen auch Schwächen gegenüberstehen oder die Vorzüge selbst in Fehler ausarten. An manchen Stellen macht man ihm weiche, allzu schmachtende Melodien zum Vorwurf oder Unruhe in Rhythmus und Harmonie, harmonische Gewaltthätigkeiten, Ausweichungen nach fremden Tonarten u. dgl. Im ganzen hat er sicher Vortreffliches geleistet, zumal

---

[1] Die Gesammtheit seiner musikalischen Arbeiten, soweit er dieselben verzeichnet hat, umfaßt ungefähr 350 Nummern, von denen jedoch viele mehrere Compositionen in sich schließen. Außer den im „Musikalischen Centralblatt" aufgezählten Werken gehören dazu die zwei großen in Deutschland veröffentlichten Sammelwerke, zwei in Belgien erschienene Sammlungen eigener Lieder und drei kleinere Sammelwerke für die Congreganisten in Münster und Mainz und die Zöglinge in Lüttich. Das letztere, das gleichfalls mehrere seiner eigenen Compositionen enthielt, wurde in zwei Auflagen vervielfältigt. Das Verzeichniß seiner bei Leop. Muraille in Lüttich veröffentlichten Tonwerke zählt 32 Nummern für Kirchenmusik (darunter drei Messen), 20 für Profanmusik (darunter vier Opern), fünf Oratorios u. s. w. Fast alles übrige ist ungedruckt geblieben.

für den Kreis, in dem er wirkte. Seine Leistungen in der Profanmusik verdienten es wirklich, mehr gekannt zu sein. So muß z. B. seine „Löwengrube“ [1] mit ihrer schwungvollen Schlußfuge überwältigend wirken. Das letzte große Werk, dessen Aufführung er noch selbst in Lüttich leitete, sein Schwanengesang und etwas wie ein Lieblingswerk ist sein „Parzival“ [2]. Der Gedanke war angeregt durch das Erscheinen der gleichnamigen Oper von Wagner. Hatte jener geniale Meister als die sittliche Idee seiner großartigen Schöpfung „den Triumph der Unschuld über die sie umgebende Versuchung“ bezeichnet, so schien er in der Ausführung der Zartheit christlichen Sittlichkeitsgefühls allzu wenig Rechnung getragen zu haben. Es war zuletzt doch mehr die Verherrlichung der Versuchung als die der Unschuld. P. von Doß, stets empfänglich für alles wahrhaft Große und Schöne, aber stets auch alles abwägend nach den unveränderlichen Normen des christlichen Sittengesetzes, empfand schmerzlich, was ihm wie ein Flecken erschien an einem großen Werke. Es reifte in ihm der Plan, dieselbe altchristliche Sage in echt christlichem Sinn zu bearbeiten zur Verherrlichung der hl. Eucharistie, des heiligen Grales in der Burg der katholischen Kirche. Er wandte sich mit seinem Plan an P. Bailly S. J. aus der Pariser Ordensprovinz, ein tüchtiges poetisches Talent, der ihm früher schon den Text zu einer Oper „Robert Bruce“ verfaßt hatte, und theilte ihm alle seine Ideen mit. Dieser ging bereitwillig darauf ein, und aus dem Gedankenaustausch der beiden Priester entstand ein erhabenes, Ehrfurcht gebietendes Werk, die letzte Oper, die P. von Doß componirte. Bei der Preisvertheilung im Herbst 1883 kam dieselbe im Colleg St. Servais zur Aufführung.

Dieser „Parzival“ ist weder eigentlich Oper noch Tragödie, noch Drama, noch auch als solche beabsichtigt, son-

---

[1] La fosse aux lions, Mélodrame, Poëme de Turquety, Musique du P. A. de Doss. Liège, Vve. Léop. Muraille, Edit., 44 rue de l'Université.

[2] Percival, opéra dialogué en quatre actes. Partition réduite, Piano, Chant et Libretto. Liége, Vve. Léop. Muraille etc.

dern annähernd ähnlich den Mysterien-Spielen des Mittelalters, eine Art Auto Sacramentale. Die Verwicklung, die dieser wie den meisten anderen Bearbeitungen der alten Sage zu Grunde liegt, ist folgende: Der Gral, ursprünglich ein wunderthätiges Gefäß, geformt aus einem Edelstein, der Lucifers einst strahlender, dann verlorener Krone entfallen war, kam durch Erbschaft in den Besitz Josephs von Arimathia. Dieser leiht es zur Feier des letzten Ostermahles, und es dient als Kelch bei der Einsetzung der heiligen Eucharistie. Mit demselben Gefäß fängt dann Joseph von Arimathia das Blut aus der Seitenwunde des Weltheilandes auf, und das so vielfach geheiligte Gefäß kommt nach verschiedenen Wechselfällen in die Hände des Königs Titurel. Der bevorzugte Fürst vereint damit noch einen andern Schatz, die heilige Lanze, die des Herrn Seite durchstochen. Titurel wird nun das Haupt eines Ritterordens, dessen Zweck die Vertheidigung dieser kostbaren Schätze ist; ihr Sitz ist die Montsalvat (Berg des Heiles). Titurels Sohn, Amfortas, der Erbe des Grals, verliert durch seine Unklugheit die heilige Lanze, nachdem er von ihr selbst verwundet worden, und harrt nun auf dem Siechbett, von Leid und Gewissensbissen gequält, des Erretters. Der junge Parzival, unschuldig und unwissend, in einsamen Wäldern aufgewachsen, kommt auf seiner Wanderung auch auf die Montsalvat. Er soll nach anfänglicher Enttäuschung zuletzt der Retter werden, die heilige Lanze zurückgewinnen und König des Grals werden.

Nach P. Bailly's Dichtung steht der Montsalvat mit ihrem Heiligthum und ihren Tempelrittern das Zauberschloß des Archibal mit den Rittern des schwarzen Berges feindlich gegenüber[1]. Amfortas, der Gralskönig, von einem geheimnißvollen Vermummten verführt, will allein und mit eigener Kraft den bösen Archibal, den Feind des hei-

[1] In den Hauptzügen, namentlich der Auffassung des Parzival selbst und des Gegensatzes zwischen dem Gralsreich und dem Schloß des Zaubers und der Sünde, deckt sich die Idee des Stückes mit dem, was J. Seeber als die leitenden Ideen von Wolfram von Eschenbachs Parzival dargelegt hat, ohne daß, wie es scheint, die Arbeit von Seeber den beiden

ligen Grals, besiegen, dringt mit der heiligen Lanze in das Zauberschloß — aber statt sofort Archibal anzugreifen, bemächtigt er sich des goldenen Bechers, der unter der marmorenen Nachbildung des Baumes der Erkenntniß im Saale aufgestellt ist. Der Vermummte hatte es ihm eingeflüstert. Er trinkt, seine Sinne verwirren sich, die heilige Lanze entfällt seinen Händen; im Fallen verwundet sie ihn an der Seite. Als er erwacht, liegt er todeswund außerhalb des Zauberschlosses, die heilige Lanze ist im Besitz des Bösen; traurig bringen ihn seine Ritter zurück auf die Gralsburg. Unter solchen Umständen beginnt die Handlung mit einer Tagesreveille der Gralsritter. Eben jetzt kommt Ahasverus, der ewige Jude, nach langer Irrfahrt zur Gralsburg. Man hat ihm gesagt, dort bei der heiligen Lanze würde er Ruhe finden, aber jetzt gerade ist die Lanze im Besitz des Bösen! Trostlos entfernt er sich. Schon während seiner Unterredung mit den Gralsrittern haben Archibal und der Vermummte sich eingeschlichen, um den Raub auch des heiligen Grals vorzubereiten; aber sie halten sich noch verborgen. Da naht Parzival, die liebe naive Jugend und Unschuld selbst, mit einem träumerischen Lied auf den Lippen. Er ist auf der Suche nach dem „wahren und höchsten Gut". Was dieses sei, weiß er nicht; aber seine Mutter hat ihm oft gesagt, darnach solle er suchen. Der kranke Amfortas fühlt sich zu dem Jüngling eigenthümlich hingezogen und möchte ihn gern zum Gralsritter machen, wenn der Himmel ihn dazu auserwählt hat. Um den Willen des Himmels zu erforschen, soll der Gral enthüllt werden. Mit ergreifender Feierlichkeit beginnen die Vorbereitungen, der Chor der Ritter und der Gesang des kranken Königs ertönen. Da hört man aus dem Grab die Stimme des todten Titurel, der seinen schwerkranken Sohn Amfortas zu demüthigem Vertrauen, zu Reue und Hoffnung mahnt. Es folgt jetzt die feierlichste und ergreifendste Scene: die Enthüllung des Grals und der herr-

---

Priestern bekannt geworden wäre. Nach Seeber hatte aber Wolfram „der Gralssage ihre ursprünglichste und tiefste Bedeutung" wiedergegeben. Vgl. Hist. Jahrb. 1881, S. 64: Die leitenden Ideen im Parzival.

liche Gralshymnus, mit dem die Ritter ihn begrüßen: „Ave gemma pretiosa“. — Aber kaum ist das Kleinod wieder in seinem Schrein geborgen und sind die letzten Töne verklungen, da folgt auf den Augenblick der Verklärung wieder die traurige Wirklichkeit. Parzival hat nichts gesehen und gehört. So ist die Hoffnung dahin, daß durch ihn Erlösung komme. Er ist vom Himmel nicht auserwählt, darf nicht als Gralsritter aufgenommen werden, er muß die Montsalvat verlassen. Sein Unglück führt ihn jetzt aufs Zauberschloß des schwarzen Berges. Er tritt dort in den mit unheimlicher Pracht ausgestatteten Saal — noch ganz allein. Müde stützt er sich auf den Divan; ihm gegenüber steht das Marmorbild des Baumes der Erkenntniß. Es ist ihm bang und unheimlich zu Muthe, seinen Sehnsuchtsliedern antwortet eine höhnende Stimme von außen, seine Hoffnung zu vergiften. Ermattet streckt er sich endlich auf dem Divan aus und bald übermannt ihn der Schlaf. Es nahen Archibal und der Vermummte, ihn zu verderben. Die Versuchung beginnt. Man hält ihm den Becher der Erkenntniß erst an die Lippen, dann aufs Herz — der Zauber wirkt bereits; ein magisches Buch wird ihm aufs Haupt gelegt. Der Vermummte allein soll jetzt das Werk vollenden; Archibal entfernt sich, Parzival erwacht und erblickt den Vermummten. Der Geheimnißvolle kämpft mit sich selbst — er soll diesen Jüngling verderben — es scheint ihm so niedrig und gemein, die Unschuld zu mißbrauchen, allein das Böse ist in ihm zu mächtig, er hat schon zu viele verdorben. Mit kindlichem Zutrauen geht Parzival anfangs auf des Vermummten Worte ein, aber sein gerader Sinn und die Erinnerung an die Worte seiner Mutter lassen ihn vieles anders beurtheilen, als den von Leidenschaft beherrschten Versucher. Jener schildert ihm mit reizenden Farben Ehre, Stolz und Wissen, aber Parzival hat von seiner Mutter gehört, die „Pflicht“ führe zum Guten. Umsonst versucht der Vermummte, ihm diese „Grille“ auszureden. Archibal kommt zu Hilfe, um die Sache zum Ende zu treiben; bei seinem bloßen Anblick schreckt Parzival zusammen. Da man mit Belehrung nicht zum Ziele kommt, will man ihn durch Einschüchterung dazu bringen, vom Becher der Erkenntniß

zu trinken. Parzival ist bereit und greift zum Becher. Aber ehe er trinkt, beginnt er aus tiefstem Herzensgrund ein Gebet zum höchsten Gut, das er so lange gesucht, so heiß geliebt und das er doch nicht kennt — er weiß nur, daß es der Urheber sei der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Pflicht. Schon will er trinken. Die beiden Versucher stoßen ein Triumphgeschrei aus; Gespenster tauchen auf und umringen den Unglücklichen. Parzival aber, der den Kelch schon erhoben, fährt zurück und blickt starr hinein — er sieht am Boden des Kelches ein himmlisches Antlitz, mit Dornen gekrönt. In seinem Geist wird es hell und licht, wie durch einen Blitzstrahl: es ist das höchste Gut, das er gesucht — er durchschaut die Lügen des Versuchers. — Der vierte Act muß jetzt die Lösung bringen. Es gilt einen Sturm auf den Gral. Die schwarzen Ritter haben sich eingeschlichen in die Montsalvat. Der Saal, in dem Amfortas und seine Ritter mit dem heiligen Gral, öffnet sich mit Getöse; der Feind dringt ein. Archibal selbst will den Gral aus des kranken Königs Händen reißen, aber der Vermummte hält ihn zurück und heißt ihn entfliehen. Die Erbeutung der heiligen Lanze durch Parzival, bis jetzt Archibal noch unbekannt, hat diese Umwandlung in dem Vermummten herbeigeführt. Es kommt zum Wortwechsel zwischen beiden, der ihr Wesen enthüllt. Der Vermummte ist niemand anders als der Brudersohn des Königs Amfortas. Titurels ältester Sohn, Caervor, die Welt nach Abenteuern durchziehend, stirbt fern in Aegypten, von zahllosen Wunden durchbohrt. Zwei Söhne hinterläßt er. Mit dem jüngern kann die Mutter entfliehen, man hat nie mehr von ihm gehört. Der ältere, am Hofe des Sultans von Memphis aufgezogen, wird früh eingeweiht in die Geheimnisse der Magie und der Sünde. Zuletzt schließt er einen Bund mit dem gefallenen Engel. Für sich will er Macht und Wissen; dafür verspricht er, die heilige Lanze und den Gral in des Bösen Hände zu spielen. Zur Hälfte ist das Werk gethan; des Amfortas Lebensglück war der Preis dieses Sieges. Mit tiefer Bewegung hat Amfortas diese Enthüllungen vernommen. Aber obwohl selbst in Todesnöthen und im Begriffe, durch die Bosheit seines eigenen Neffen jetzt auch den Gral zu verlieren,

bietet er ihm großmüthig Verzeihung an. Zugleich bekennt er laut den Glauben und die Zuversicht auf seinen Befreier, von dessen Nähe er nichts ahnt. Es höhnen ihn die Ritter des schwarzen Berges — aber da erscheint Parzival mit der heiligen Lanze, an seiner Seite Ahasverus. Parzival berührt Amfortas mit der Lanze, und schon fühlt dieser sich geheilt. Ahasverus übernimmt es, die Sachlage vollends zu klären. Parzival ist Caervors jüngster Sohn, des Vermummten eigener Bruder, des Amfortas Neffe, Titurels Enkel. Er soll jetzt Gralskönig werden. Archibal, zu ewiger Strafe verdammt, ist machtlos wie zuvor gegen die Montsalvat und ihr Heiligthum, und muß schleunigst fliehen. Der Vermummte sagt sich in aufrichtiger Reue vom Bösen los und versöhnt sich mit seinem Gott. Amfortas preist jetzt die Wunde, die ihm zum Heile war. Parzival erhält den Gral; Amfortas und der Vermummte sollen hinfort an seiner Seite bleiben. Der ewige Jude darf zum Frieden entschlafen. Ein Chor der Gralsritter beschließt freudig die Action.

So lebhaft und anregend die Scenen, namentlich in den drei ersten Acten, sich abspielen, so ist doch alles Bild, Allegorie: Parzival, das unwissende, unschuldige und selbst verwilderte Kind, ist die natürlich gute, ihrer Bestimmung und Anlage nach schon christliche Menschenseele, die durch die Welt wandert in bald bewußtem, bald unbewußtem Streben nach dem höchsten Gut. Auf ihrer Wanderung kommt sie auch vorüber an der Montsalvat, der heiligen Kirche, mit ihren beiden Schätzen, dem Gral = der heiligen Eucharistie, und der heiligen Lanze = der Macht über die Herzen. Diese letztere ist durch das Wirken des Bösen ihr für den Augenblick geraubt. Amfortas, der Mensch im Zustand der Paradieses-Seligkeit, hat sein Glück verscherzt. Ahasverus, der mit Gottes Offenbarung so sehr begnadigte Jude, hat seinen Heiland von sich gestoßen. Der Vermummte hat die Schätze edler Ahnen nachgesetzt dem Zaubertrank des falschen Wissens. Parzival aber mit seinem tiefen, kindlichen, unverdorbenen Gemüth erkennt im Augenblick der Versuchung, schon am Rand der Sünde, das Bild seines dornengekrönten Heilandes und erkennt den Greuel,

der in der Sünde liegt. Jetzt wird er der Rächer und Vorkämpfer des Grals und der Montsalvat.

Die Musik, die diese Ereignisse begleitet, bietet des wahrhaft Werthvollen und Großartigen viel. Der Gralshymnus „Ave gemma pretiosa“ mit seinem feierlich religiösen Ernst ist ein Werk, würdig eines großen Componisten, selbst eine kostbare Gemme. Dem zur Seite steht der männlich edle Einzugsmarsch der Gralsritter (Act II, n. 3), das herrliche flehende Gebet „Seigneur notre Dieu“ (n. 15) mit seinem ergreifenden Orchester-Einleitungssatz. Abwechslung bieten gelungene Stücke heiteren Genres, von denen z. B. der im Zauberschloß aufgeführte Pas des guerriers (n. 11) an die besten Weisen Strauß'scher Tänze erinnert. Das ganze Werk, Musik und Poesie im schönsten Einklang, muß auf ein jugendliches Herz hinreißend wirken und einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Bis in die letzte Faser hinein ist alles christlich und von christlichen Ideen durchtränkt, so groß und edel, so lauter und rein, daß es tief in die Seele dringt. Durch solche Werke würde die Bühne wieder, was sie sein soll: ein Mittel zur Veredlung, Reinigung und Erhebung der Seele. Nicht nur in der Musik, auch in der schönen Dichtung, die aus des talentvollen P. Bailly's Feder geflossen, verrathen sich allenthalben die Lieblingsgedanken Paters von Doß, und glaubt man oft ihn selbst sprechen zu hören, namentlich in der Person des Parzival, dessen Gefahr und Sieg.

Wie der „Parzival“, sind alle seine größeren Schöpfungen religiösen Inhaltes, und verrathen dies vielfach schon die Namen: „Die Sündflut“, „Die Löwengrube“, „Das Gastmahl des Baltassar“, „Mauritius“, „Wittekind“, „Johann ohne Land“, „Robert Bruce“, „St. Cäcilia“ &c. Ueberall ist er mit dem Künstler zugleich der apostolische Mann, der mit Macht und Liebe zu den Herzen redet, überall der Priester, überall der Geistesmann. Gebete und Hymnen einzustreuen, liebte er vorzüglich, und dürfte man kaum eines seiner größeren Werke finden, in dem dies nicht der Fall. Ueberall predigt er in Wort und Ton Gottes Größe, die Schönheit der Tugend, den Weg der Pflicht.

Mit seinem Scheiden aus Belgien schien seine Thätigkeit auf musikalischem Gebiet enden zu sollen. Das neue Amt, die veränderten Verhältnisse, die bald sich einstellenden vermehrten Körperleiden schoben einen Riegel vor, während die Neu-Auflage seiner drei ascetischen Werke ihn neben seiner Amtspflicht vollauf in Anspruch nahm. „Mit Musik beschäftige ich mich gar nicht," schrieb er mehrere Monate nach seiner Ankunft in Rom. „Für wen sollte ich auch componiren? Ich rühre nicht einmal die Orgel an. Die Germaniker machen das alles unter sich allein ab. Sie singen übrigens den Choral wundervoll und functioniren prächtig am Altar. Ihr Gesang ist sehr rhythmisch und voll Leben." Bald jedoch erzeigten ihm seine Germaniker die Artigkeit, ihn hie und da einmal zum Dirigiren einzuladen, oder ihm auch eines seiner Lieder zu singen. Bei solchen Gelegenheiten wachte das alte Feuer noch einmal auf, und man glaubte, das gebrochene, von Schwäche und Rheumatismus ganz zusammengeschrumpfte Männlein gar nicht mehr zu erkennen, wenn es über den prachtvollen Chor der Germaniker für kurze Zeit den Dirigentenstab führen durfte. Aus dem Componiren aber wollte noch immer nichts werden, zumal schon seit Juli 1884 der Rheumatismus ihn sehr zu plagen begann. „Außer einer italienischen Hymne zur hl. Cäcilia und einigen kleinen Gelegenheitsarbeiten", heißt es in einem vertraulichen Briefe vom 15. Februar 1885, also fast ein Jahr nach seiner Ankunft, „habe ich hier noch nichts componirt. Ich kann jetzt den Einfluß körperlichen Uebelbefindens auf das, was man ‚Inspiration' zu nennen pflegt, aus Erfahrung bezeugen. Doch erhielt ich eine dringende Bitte aus Santiago in Chile, ihnen etwas zu componiren. Auf dem Programm ihrer letzten Preisvertheilung letzte Weihnachten figuriren nicht weniger als vier von meinen Stücken, darunter die Ouverture aus Parzival und der Schlußchor meines ‚Maurice'. In Calcutta wurde, wie P. N. mir schreibt, das Gebet aus ‚Jean sans terre' aufgeführt."

Das Interesse für die Musik, namentlich Kirchenmusik, ließ er sich natürlich weder durch den bösen Rheumatismus, noch durch seine sonstigen Beschäftigungen rauben. Schon in den ersten Monaten liebte er es, in den Hauptkirchen

Roms dem feierlichen Gottesdienst beizuwohnen, um die dortige Kirchenmusik kennen zu lernen. „Die Musik an den hohen Festtagen (Vesper und Pontificalamt) in den großen Kirchen“, schrieb er an einen Freund in Belgien, „ist ganz theatralisch; in Belgien würde man nicht wagen, so etwas aufzuführen. Mehrmals schon, da ich anwohnte, bin ich davongelaufen — aber ich möchte doch alles kennen lernen.“ — „Mit großem Interesse“, so erzählt der um die Kirchenmusik in den Vereinigten Staaten Nordamerika's hochverdiente J. Singenberger nach des Paters Tod in seiner „Cäcilia“ vom 1. October 1886, „sprach der gute Pater bei meinem Besuch in Rom von den Leistungen des Cäcilienvereins, der Scuola Gregoriana und dem ganz vorzüglichen Chor der Germaniker, während er selbst infolge seiner anderweitigen Berufspflichten, sowie seiner beinahe völlig erschöpften Kräfte nicht mehr für die Kirchenmusik arbeiten konnte.“ Und doch sollten noch einige schöne Tage für ihn kommen, wo er sich als Musiker fühlen durfte. „In der Charwoche ging es sehr feierlich her,“ schrieb er im Mai 1885; „unsere Germaniker functionirten und sangen im Gesu. (Es ist dies die berühmte Hauptkirche der Gesellschaft Jesu in Rom.) Am Charsamstag beim Hochamt, das hier immer sehr feierlich gehalten wird, dirigirte ich zum erstenmal öffentlich, seit ich in Rom bin. Seither habe ich noch einmal dirigirt — es war am 3. Mai im Vatican. Hätte ich jemals geträumt, daß ich eines Tages vor dem Papst und dem heiligen Collegium u. s. w. dirigiren würde! Es war der Tag der großen Audienz der deutschen Pilger. Das Collegium Germanicum hatte die musikalischen Leistungen für den Tag übernommen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine neue Composition von mir zur Aufführung gebracht, ein ‚Tu es Petrus‘ mit dem Gebet ‚Oremus pro Pontifice nostro Leone‘. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß mir nicht mehr bange war, als an dem lieben Dirigentenpult in der Aula von St. Servais.“ Noch zwei Monate vor seinem Tod, am 15. Juni 1886, faßte er selbst sein ganzes musikalisches Schaffen in Rom in folgende Zeilen zusammen: „Ich wundere mich nur,“ so schrieb er an einen Freund, „daß Sie voraussetzen, ich sei noch so ‚musikalisch inspirirt‘,

wie vordem in Belgien. Mit der ‚Inspiration‘ ist es so eine Sache. **Mens sana in corpore sano** ist, wie ich jetzt erkenne, eine fast unerläßliche Bedingung. Ich habe in der That hier nur sehr wenig componirt: letzthin ein **Tu es Petrus** zur Pilger-Audienz, dann einige kleinere Gelegenheitssachen — **voilà tout.** Zudem kann ich oft Tage, ja Wochen lang gar nicht schreiben, wenn nämlich der unliebsame Miethgast Rheumatismus, statt im untern Stockwerk zu bleiben, abwechslungshalber einmal nach oben zieht. Gerade aus diesem Grunde bringe ich eine Arbeit nicht zu Ende, die ich schon vor ein paar Monaten angefangen . . . Auch habe ich einen kleinen Männerchor, ernst und melancholisch, den ich für einen meiner besten halte; er trägt die Ueberschrift: **A la consolatrice des affligés.** Ich habe nun eine ‚Sehnsucht nach dem Himmel‘ daraus gemacht.“ — Nicht ganz zwei Monate nachher war die Hand vollends erlahmt, die Sehnsucht gestillt.

Am 9. Februar 1887 war zu Lüttich in St. Servais wieder großes Concert, das feierlichste des Jahres. Die dritte Nummer, die zur Aufführung gelangte, war angekündigt: „Zum Gedächtniß des hochwürdigen **P.** von Doß“ Trauermarsch für Orchester mit Chören des **Dies irae** und **Pie Jesu** in Choral (1. Aufführung).

Es war eine Originalcomposition des Herrn Eugen Antoine, des besten Musikers der Stadt, Nachfolgers des **P.** von Doß als Musikdirigent des Collegiums, der so die Thätigkeit des Verstorbenen im Colleg und in der kunstfreundlichen Stadt würdig ehren wollte. Unmittelbar darauf folgte die Aufführung der „Löwengrube“, eines der schönsten Stücke, die **P.** von Doß in Lüttich componirt hatte.

---

16. Mensch, Christ, Ordensmann.

Wie es die Aufgabe des Christenthums ist, das herrliche Menschengebilde, das nur durch Verirrung seiner Würde und seines geistigen Ebenmaßes verlustig gegangen,

in der ursprünglichen Schönheit, Reinheit und Harmonie aller geistigen Kräfte wiederherzustellen, so ist es das Ziel des Ordensstandes, die Idee eines wahren Christen in den zu diesem Stande Berufenen in vollendetster Weise zu verwirklichen. Alles wahrhaft Gute und Edle, das den natürlichen Menschen zieren kann, verlangt auch das Christenthum, aber es verlangt mehr. Aehnlich setzt auch die Vollkommenheit des Ordensmannes alles das voraus, was ein tadelloser gläubiger Christ an sittlichen Vorzügen sich aneignen kann, aber darüber hinaus verlangt sie noch mehr. Es sollten daher bei dem Christen, der sich der Frömmigkeit befleißigt, und weit mehr noch bei dem Ordensmann, der von Standeswegen zum Streben nach christlicher Vollkommenheit verpflichtet ist, alle jene Unebenheiten und Mängel verschwinden, die einem natürlich guten Menschen nicht wohl anstehen, hingegen alle jene achtenswerthen und liebenswürdigen Seiten hervortreten, die schon bei dem natürlich guten Menschen wohlthuend berühren. Es mag vorkommen, daß durch besondere Schwierigkeiten im Charakter oder durch eigene Zulassung Gottes auch sehr vollkommenen und heiligen Personen noch kleine äußerliche Mängel und Schwächen ankleben, aber dies ist gewiß nicht die Frucht der Frömmigkeit, sondern im Gegentheil ein Zeichen, daß die Tugend noch nicht eine g a n z vollendete und gereifte sei, daß das Licht der Gnade noch nicht bis zur letzten Linie den Edelstein durchstrahlt; es sind wie kleine dunkle Schatten und Aederchen in einem sonst klaren Krystall. Nur bei Anfängern im geistlichen Leben zeigt sich der Tugendeifer leicht unliebenswürdig, und die „schöne Zucht der Züchtigkeit", wie Clemens Brentano dies einmal genannt hat, erscheint noch ungelenk und starr. Wo im Leben einzelner Heiligen hie und da etwas Befremdendes, scheinbar Abstoßendes hervortritt, war dies gewöhnlich in einer Zeit von Sturm und Drang, nicht in der Periode ihrer Reife und classischen Vollendung. Wo es aber im einzelnen Fall bis zum Ende blieb, war es stets nur die rauhe Zuchtruthe, die sie gegen sich selbst und die Gewalt mächtiger Leidenschaften in sich unbarmherzig schwangen, die starrende Dornhecke, mit der sie das Paradies ihres Innern umzäunen zu müssen glaubten, um es nicht zu gefährden.

Nach solchen Grundsätzen hatte auch P. von Doß die Erziehung seiner selbst gehandhabt. „Es gibt eine rauhe Tugend," schreibt er, „und es mag sein, daß einige hierzu berufen sind. Es gibt aber auch eine gefällige Tugend, und ihrem Einfluß zumal ist es zuzuschreiben, wenn sich das Reich des Guten hienieden erweitert . . . Ist die Tugend die kostbare Perle, so ist die gute Gesittung die kunstreiche Fassung, welche das Auge ergötzt, den Werth des Geschmeides erhöht. Wohlanständigkeit und Tugend stehen miteinander in innigem Verband. Beide entsprießen ja einer gemeinschaftlichen Wurzel, der Selbstverläugnung; beide haben einen gemeinsamen Feind, die Selbstsucht . . . Viele Fehler gegen die Liebe wirst du vermeiden, beseitigst du, was der Wohlanständigkeit zuwider ist. Ja sogar dir selber wird die Wohlanständigkeit Gewinn bringen, indem du durch sie lernst, dich mit einer Art Ehrfurcht zu behandeln." [1] Er selbst war im Verkehr seinen jungen Freunden ein stetes Vorbild feiner Sitte, der Artigkeit und Rücksicht auf andere. Derselbe Mann, den seine Mitbrüder, den fromme Weltpriester als „tiefernsten Asceten" verehrten, war anderen welterfahrenen und hochgebildeten Männern „der liebenswürdigste Gesellschafter", ein „vollendeter Cavalier". Von einer Seite, wo man für das Auftreten eines Mannes, zumal eines Priesters, ein sehr feines und scharfes Urtheil zu haben pflegt, fiel über ihn die Aeußerung: „Das kann ich der Wahrheit gemäß behaupten, daß ich selten im Leben einen günstigern unmittelbaren Eindruck gehabt habe als von ihm. Er war lebhaft, heiter, hochgebildet, kurz merkwürdig anregend und sprach in seltener Weise gut und gewandt." Das „Mainzer Journal" aber schildert ihn: „Persönlich fromm, ungemein anspruchslos in seinem Auftreten, liebenswürdig im persönlichen Verkehr, stets heiter wie ein Kind, wußte er alle zu gewinnen, die mit ihm in Berührung kamen." Besser noch als einzelne Urtheile aber bezeugt dies alles die große Beliebtheit und Volksthümlichkeit, deren er sich allenthalben erfreute, und die große Zahl hervorragender und angesehener Männer außerhalb des Ordens, die ihn mit ihrer Freund-

[1] „Gedanken und Rathschläge" S. 358.

schaft ehrten. Auf seine äußere Haltung und Erscheinung paßt wie auf keinen andern Wort für Wort, was einst Clemens Brentano von den Schweizer Jesuiten schrieb, bei denen Jahre nachher auch der junge Adolf von Doß seine Geistesschule durchmachen sollte: „Die Männer von verschiedenster Art, alle in einer geistlichen Sitte gebändigt, ruhige, abgetödtete Züge, Wange und Mund immer gesammelt, hörendes Ohr und scharfer, durchdringender Blick; wo aber bei wenigen auch das Auge, das sich immer verräth, ganz voll Frieden und Liebe ist, da sind es hinreißende Menschen.“ [1] So war P. von Doß. „Aber“, sagt er selbst, „die Höflichkeit, der Anstand, die feine Bildung, der gute Ton haben nur Werth, in wie weit sie aus Liebe hervorgehen, auf Liebe abzielen. Ist wahre Selbstverläugnung ihre Quelle, beruhen sie auf jener Hochschätzung des Nebenmenschen, wie sie der Glaube uns nahelegt: so sind sie preiswürdig, gottgefällig, verdienstlich. Das bloße Lob eines artigen Gesellschafters, eines gebildeten Weltmannes ist weder ausreichender noch überhaupt würdiger Beweggrund einer Tugend, die nur durch die Liebe aus einer bloß gesellschaftlichen zu einer christlichen wird. Gerade weil die echte Gesittung der Liebe entstammt und die Liebe befördert, soll sie dir, o Jüngling, nicht fremd sein, du magst dich zu einem Stande bestimmen, zu welchem du willst. Erlerne sie Gottes wegen, durch Selbstbeobachtung und durch Beobachtung anderer, wahrhaft Gebildeter.“ [2]

Aehnlich, wie auf gute Sitte, hielt er auf Ordnung und Reinlichkeit. „Ein ordnungsloses Leben ist jedenfalls ein unschönes und deshalb dem himmlischen, wohlgeordneten, das wir auf Erden nachahmen sollen, sehr unähnliches Leben. Gott ist die höchste Ordnung, der lieblichste Einklang; in allem, was er wirkt, herrscht Plan, herrscht Ordnung, herrscht vorausgesehene und gewollte Abstufung und Reihenfolge. ‚Er reicht von Grenze zu Grenze in voller Kraft und ordnet jegliches lieblich.‘ O sei ein Abbild des Allerhöchsten . . . und lebe der Ordnung, lebe mit Ord-

---

[1] Clemens Brentano, ein Lebensbild, herausgegeben von W. Kreiten S. J. Bd. 2, S. 419.

[2] „Gedanken und Rathschläge“ S. 358.

nung, lebe in Ordnung, thue alles wohlanständig und mit Ordnung. Ein großer Heiliger hat gesagt: ‚Wer mit Ordnung lebt, der lebt für Gott' . . . Er lebt für Gott, weil er ihn, den Gott der Ordnung, passender nachahmt — weil er auf eine ihm gefälligere Weise lebt — weil er sich größere Verdienste sammelt; das Leben der Ordnung verlangt ja gar manches Opfer und kann auf die Dauer nur unter Abtödtung und Selbstverläugnung Bestand haben." [1] Allen, die sein Zimmer betraten, fiel die Ordnung und Reinlichkeit wohlthuend auf, die unwandelbar darin herrschten, und dies selbst zur Zeit, da er als Minister der zahlreichen Ordensgenossenschaft auf der Friedrichsburg durch Hunderte von verschiedenen Geschäften in Anspruch genommen, zugleich noch als Musiker und Schriftsteller thätig war, und von Besuchen Auswärtiger, namentlich seiner Akademiker, so oft unterbrochen wurde. Wollte er ein unfehlbares Erinnerungszeichen an einen gefaßten Vorsatz oder ein nothwendiges Geschäft, so nahm er ein oder das andere Buch von der rechten Stelle und legte es auf den Tisch oder auf den Boden. So konnte ihm die Sache nicht entfallen, denn das störte ihn beständig. Auch bei anderen konnte er Unordnung nicht wohl leiden. Kam er zu jemanden auf das Zimmer und sah er ein Buch oder etwas dergleichen verkehrt aufgestellt oder verschoben, so fiel ihm dies gleich auf, und unwillkürlich griff er darnach, es gerade zu stellen. Ein gelehrter Professor, der ihn genau kannte und jahrelang mit ihm gelebt hatte, und dessen eigenes Zimmer reiche Spuren einer ausgebreiteten Wissenschaft zur Schau trug, meinte, in einem Zimmer wie das seine hätte der Pater bald sterben müssen, so etwas hätte er nicht ausgehalten. So lange er Oberer war, suchte er daher auch bei seinen jüngeren Ordensbrüdern diesen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit auf jede Weise zu befördern. Auch in seinen letzten Briefen aus Italien noch konnte er diesen Sinn nicht verläugnen. Von San Pastore aus, dem Landaufenthalt der Germaniker, schrieb er an einen Freund unter anderem über die Dörfer und Städtchen, die ringsum auf Bergen und Höhen dort sichtbar sind:

---

[1] „Gedanken und Rathschläge" S. 378.

„Sie sind überaus malerisch gelegen, aber von überwältigender Unreinlichkeit. In den engen Straßen dieser Dörfer sieht man oft schöne schwarze Schweine (denn die Schweine sind hier alle schwarz) mit den Leuten zum Fenster herausschauen, selbst im oberen Stock. Ländlich, sittlich!"

Pünktlich und geordnet in allem, verwandte er besondere Sorgfalt auf jene Punkte, in denen er andere häufig fehlen sah. So nahm er es äußerst genau mit seinen Briefen. Auf keinen Brief wollte er die Antwort schuldig bleiben, und war es auch nur ein Gratulationsschreiben eines Novizen oder jungen Scholastikers, oder ein freundliches Erinnerungszeichen von einem Knaben in der Welt. Trotz seines sehr ausgedehnten brieflichen Verkehrs erfolgte seine Antwort in verhältnißmäßiger Bälde, und auch da noch entschuldigte er oft die Verzögerung. Gewöhnlich waren seine Briefe kurz, meist aphoristisch gehalten. Aber ein Geist der Rücksicht, Aufmerksamkeit und Theilnahme für alle und alles sprach sich darin aus, der stets angenehm berührte. Oft sprudelte die Heiterkeit, und stets fiel wenigstens ein Wort, die Gedanken aufs Uebernatürliche zu lenken. Er schrieb seine Briefe mit der größten Sorgfalt, ungemein sauber und leserlich, und dies auch an seine intimsten Bekannten. Lieber radirte er darin etwas mühsam aus, als daß er sich entschlossen hätte, es durchzustreichen. Und doch waren seiner Briefe nicht wenige.

„Der Mann der Ordnung ist gewöhnlich auch ein Mann der That." Dieses sein Wort hat sich vollauf an ihm selbst bewahrheitet. Arbeit war sein Leben, gleichmäßige, zähe, unermüdliche Arbeit. Er geizte buchstäblich mit der Zeit und war für Arbeit unersättlich. Wenn während der vielgeschäftigen Jahre seines Ministeramtes in Münster ein Besuch und eine Störung auf die andere kam, oder einer von den Hausgenossen nach dem andern in sein Zimmer trat, um dieses oder jenes zu fragen oder mitzutheilen, wußte er, während der eine das Zimmer verließ, der andere eintrat, wenigstens immer ein Sätzlein rasch niederzuschreiben, und aus dem Sprechzimmer zurückkehrend, ging er spornstreichs zum Schreibtisch und griff nach der Feder, und eilte sich, einige Worte zu schreiben,

ehe er aufs neue abberufen würde. Oft sprach er den Wunsch aus, er möchte tüchtig arbeiten bis zum letzten Augenblick, und wenn das einmal nicht mehr gehe, lieber gleich sterben. Einmal, da nach langer Trennung ein nahestehender Freund ihn fragte, wie es ihm gehe, war die schlichte, ernste Antwort: „Ich habe Arbeit, und mehr brauche ich nicht.“ „Wir Jesuiten,“ meinte er bei einer andern Gelegenheit, „müssen sein wie die Postgäule; man muß vorantraben, bis man zusammenbricht und nicht mehr aufstehen kann.“ Der treue Bruder Koch, der jahrelang unter ihm in Mainz die fünf Patres bedient hatte und mit der vollsten Verehrung und Liebe an seinem Obern hing, glaubte ihn einmal in seiner schlichten Weise ermahnen zu sollen, daß er sich doch etwas mehr Ruhe gönne. „Ja, wenn ich auf dem Todtenbett liege,“ antwortete der Pater, „dann will ich mich einmal recht strecken.“ — „Ach was!“ erwiederte er einem belgischen Ordensbruder auf ähnliches Zureden, „das Leben ist so kurz, wir werden eine ganze Ewigkeit haben, um auszuruhen.“ Auch bei der Seelenleitung anderer, im Privatverkehr mit seinen Mitbrüdern wie seinen Congreganisten, und bei seinen Jünglingsexercitien war die Liebe zur Arbeit eines seiner Lieblingsthemata. Auch in seinen Briefen ermunterte er dazu seine jüngeren Ordensbrüder. „Werden Sie ganze tüchtige Männer,“ schreibt er einmal, „arbeiten Sie rastlos ad maiorem Dei gloriam.“ — „Fahren Sie fort, recht tapfer zu arbeiten,“ heißt es ein anderes Mal. „Ihr jungen Leute müßt einst helfen Deutschland wieder erwecken; dazu gehören aber die berühmten drei ‚S‘“ (Sanctitas, Sanitas, Scientia). Nichtsthun schien seiner ganzen Natur zuwider, und kein Unwohlsein konnte ihn von der Arbeit abbringen. Zur Erholung ging er kaum jemals aus, bevor er nach Rom kam, obgleich in Mainz kein Garten beim Hause war, in dem er hätte frische Luft schöpfen können. Er kannte in Mainz weder Stadt noch Umgegend, denn nur wo sein Amt als Superior oder Congregationspräses ihn nöthigte, ging er über die Straße, und da war er stets von seinen jungen Freunden begleitet. In Lüttich verließ er kaum sein kleines Zimmer, außer um zur Schule, zum Beichtstuhl oder zum Musiksaal zu gehen. Wenn er, was

höchst selten vorkam, einmal ausging, so war es, um einen kranken Zögling zu besuchen, oder einen nothwendigen Einkauf zu machen, den er anderen nicht anvertrauen wollte. Wer in Bonn, Mainz, Lüttich ihn in seinen Arbeiten beobachtete, konnte nicht begreifen, wie sein gebrechlicher Körper es so lange aushielt. Er vermochte es nur vermöge einer eisernen Willenskraft, die unter all seinen Charaktereigenschaften die hervorstechendste war. Unter großen, unausgesetzten Körperleiden, unter häufigen Anfeindungen von außen, nicht selten auch Kränkungen von Seite derer, um deren Seelenheil er sich bemühte, gab er nie Muthlosigkeit zu erkennen. Kein Widerspruch, keine Unannehmlichkeit, von welcher Seite sie auch kommen mochte, konnte ihn schrecken oder in einem guten Unternehmen wankend machen. Es war, als ob jede neue Schwierigkeit seine Kräfte stählte, Gottes Segen und das endliche Gelingen ihm gewährleistete. Nie hörte man ihn Klage führen über körperliche Beschwerden, noch von den Opfern sprechen, die er brachte; dagegen entfaltete er eine Thätigkeit, wie nur wenige gesunde und kräftige Männer sie zu leisten im Stande sind. Wurde es ihm schwer, so pflegte er sich selbst aufzumuntern, indem er gern das spanische Sprichwort wiederholte: „Taugt der Hammer nicht mehr, den Nagel einzuschlagen, so nimmt der Spanier seinen eigenen Kopf dazu und schlägt ihn ein.“ Während er in Bonn Superior war, befiel ihn einmal in der Weihnachtsnacht ein heftiger Cholikanfall. Quälend waren die Schmerzen, eisige Kälte erstarrte seine Glieder, er fühlte sich von Schwäche wie gelähmt. Die Mitternacht nahte, er sollte die Christmette halten. Er versucht es, sich zu erheben, aber er vermag es nicht. Er ist rasch entschlossen. So gut es geht, rückt er allmählich an den Rand des Bettes vor und läßt sich von da jählings auf den kalten Boden fallen. Mühsam richtet er sich dann an der Bettstatt auf, an der er sich festklammert, und es gelingt ihm wirklich, sich anzukleiden. Er gelangt bis zur Sacristei und wankt an den Altar in einem unbeschreibbaren Zustand. Während der heiligen Messe glaubte er jeden Augenblick bewußtlos zu Boden zu sinken. Aber er brachte sie glücklich zu Ende, und schon fühlte er sich etwas besser.

Als er sich wieder niederlegte, konnte er etwas schlummern. Um 5 Uhr morgens erhob er sich wieder, die beiden anderen heiligen Messen zu lesen. Das Uebel war fort und er war Sieger geblieben. So that er, wenn er glaubte, daß Pflicht oder Noth es erheische. Denn an einem hohen Festtag, wie Weihnachten, wo die verschiedenen Arbeiten vorher genau unter die Priester vertheilt sind, wäre eine plötzliche Aenderung und die Arbeitsunfähigkeit des Superiors selbst sehr unangenehm fühlbar gewesen. Unter gewöhnlichen Umständen verschmähte er jedoch eine maßvolle und vernünftige Sorge für Gesundheit und Körperkräfte nicht. Er wußte wohl, wie nothwendig diese seien zur Arbeit im Dienste Gottes. Aber seine Mittel waren äußerst einfach. „Stets warme Füße, kalten Kopf und offenen Magen" müsse man bewahren, das war seine Gesundheitsregel, so, meinte er, könne man alt werden.

Viele seiner Erfolge auf den verschiedensten Gebieten, so die treffliche Zucht in seinen großen Jünglingscongregationen, die meisterhafte Organisation und Leitung großer Orchester, die rasche Vollendung der Bau-Unternehmungen, die er unter den schwierigsten Umständen aufgenommen hatte, verdankte er seiner unbeugsamen Willensstärke. Aus dieser trefflichen Anlage floß aber auch fast alles, was ihm zuweilen von anderen übel gedeutet wurde. Er war der geborene Feind aller Halbheit, Unentschiedenheit und Feigheit, und es war manchmal, als dränge es ihn, etwas von seiner eigenen Entschiedenheit zaudernden und unentschlossenen Seelen einzugießen. Wo vernünftiger Rath oder freundliches Zureden bei jungen Leuten nicht mehr fruchten wollten, sie von Thorheiten abzuhalten, oder wo diese rathlos und unbeständig in ernsten Lebensfragen hin und her zu schwanken schienen, liebte er es, mit allem Nachdruck die Auctorität seiner eigenen Person einzusetzen. Oft hatte er damit auffallende Erfolge, indem wie durch höhere Eingebung zur rechten Zeit gerade das rechte Wort von seinen Lippen fiel. So im kleinen wie im großen. Ein junger Kaufmann z. B. sprach ihm nach der Einnahme von Straßburg im Jahre 1870 zufällig von seinem Vorhaben, dahin zu reisen, um die Stadt zu sehen. „Gehen Sie doch lieber nach Fulda," sagte ihm der Pater, „da ist

gerade jetzt die große katholische Versammlung." Sofort war der ganze Reiseplan geändert, und der junge Mann wußte es ihm später Dank. Ein anderes Mal kam ein strebsamer junger Gelehrter zu ihm, den er seit Jahren kannte, und sprach ihm von neuen ausgedehnten Fachstudien, die er in einer andern Stadt zu unternehmen gedenke. Der Pater schaute ihm ernst in die Augen: „Weißt du was? Du solltest eigentlich Priester werden." Da fiel es wie Schuppen von den Augen dieses Mannes: „Es ist aber auch wahr!" Obgleich schon über 30 Jahre alt, begann er nochmals das Studium der Theologie und ist längst ein seeleneifriger Priester geworden. Bei solchen jungen Leuten, die beständig unter seinen Augen lebten, ging so etwas selten fehl, weil er sie zu genau kannte, und sie wußten, wie gut er es mit ihnen meine. Einigemale jedoch, besonders wo die betreffenden jungen Leute länger entfernt gewesen waren und, ohne daß der Pater es gewahr geworden wäre, eine bedeutende Veränderung sich in ihnen vollzogen hatte, rief dieses auctoritative Auftreten des wohlmeinenden Freundes Trotz, Oppositionsgeist oder erhebliche Verstimmung hervor. Im ganzen machte es ihn auch mehr geeignet für die Leitung jüngerer Leute als für die älterer, manchmal sehr selbstbewußter Männer; geeigneter für die lenksame, offenherzige Jugend Süddeutschlands, der einige Nachhilfe in der Initiative manchmal Noth thut, als für den schneidigeren und in sich verschlosseneren Jüngling Westfalens, Sachsens ꝛc. Ein Beispiel für mehrere, deren jedoch nicht gar viele sein dürften: Ein junger Kaufmann, der sich früher ganz seiner Leitung hingegeben hatte, war nach seiner Entfernung von N., dem damaligen Wirkungskreis des Paters, in eine thörichte Liebschaft gerathen und, gewohnt, dem Pater alles mitzutheilen, was sein Inneres betraf, schrieb er ihm auch hierüber. Dieser, wie ein vernünftiger und besorgter Vater, machte ihn liebevoll auf alle Umstände aufmerksam, natürliche und übernatürliche Rücksichten, die von der Sache abrathen mußten. Aber es war vergebens. Da erklärte der Pater mit aller Entschiedenheit dem jungen Mann, wenn er nicht sofort den Verkehr abbreche und die Sache sich aus dem Sinn schlage, so seien sie hinfort geschiedene Leute, er selbst werde

kein Wort mehr in der Sache verlieren. Der junge Herr war gereizt und gehorchte nicht. Aber allmählich begann er doch selbst die große Thorheit einzusehen, und nach längerer Zeit that er aus freien Stücken, was er auf den Rath seines Seelenführers nicht hatte thun wollen. Als er später wieder nach N. kam, wollte er, da ja jetzt alles vorüber, den Pater wieder besuchen, als ob nichts vorgekommen sei. Allein er wurde diesmal mit so kühler Höflichkeit empfangen, daß er sah, er habe nicht wieder zu kommen. Er konnte dies dem Pater nicht verzeihen.

In allem, was er that, war P. von Doß fest und entschieden, aber niemals war er hart und rücksichtslos, wie es sonst bei außergewöhnlich energischen Charakteren leicht der Fall ist. Ebenso wenig war er engherzig. Sein gesunder, ewig jugendfrischer Geist, sein wahrhaft idealer Sinn wahrten ihm sein Leben hindurch eine seltene Weite des Blickes und des Herzens. Stets behielt er seine warme Empfänglichkeit für Naturschönheiten, wie er sie auf seiner ersten Schweizerreise verrathen. Seine Briefe aus Italien strömen über von Entzücken über die herrlichen Landschaftsbilder, die er vor Augen hatte. Wie unerbittlich er auch die sogenannte „schöne Literatur" bekämpfte, soweit sie von den Schranken christlicher Zucht und sittlichen Zartgefühls sich entfernt hatte, nachdem er so oft ihre Verheerungen in den Seelen der Jünglinge hatte beweinen müssen — echter christlicher Poesie war er freundlich und verständnißvoll zugethan [1]. Auch der Architektur, Sculptur und Malerei

[1] Es dürfte von Interesse sein, die Anschauungen eines so erfahrenen Jugendfreundes über das Classikerlesen genauer kennen zu lernen. Es findet sich hierüber eine Stelle in den im Jahre 1868 vor 60 Studenten zu Mainz gehaltenen Exercitienvorträgen, die damals nachgeschrieben wurden: „Dann die deutschen Classiker! Ach, wir Deutsche müssen uns fast schämen, daß wir eine solche Literatur haben! Lindemann gibt eben eine neue Sammlung heraus. Wie vorsichtig muß er vorangehen! Analytisch muß er alles prüfen, um möglichst viel Schönes bieten zu können, ohne daß sich auch zugleich Gift mit einschleicht. Ich denke darüber so: man kann den Größeren die eigentlichen Classiker — ich rede hier nicht von den Sudlern — nicht ganz vorenthalten, und ein Jüng-

fehlte sein Interesse nicht, schon weil sie ihm helfen mußten, das Gotteshaus würdig zu zieren. Der Dom von Mai-

---

ling von 17 Jahren muß so weit sein, daß er auch so etwas ungefährdet lesen kann. Aber — mit Ausnahmen! Das ist ein ganz falscher Wahn, daß einer glaubt, er besitze keine Bildung, wenn er nicht den ganzen Schiller und den ganzen Göthe gelesen habe. Dies ist nicht wahr. Wenn ich aus dem einen oder andern Autor das Vorzüglichste gelesen habe und von dem übrigen bloße Bruchstücke, so kann ich mir, wenn ich Vergleichungen anstelle, schon sehr gut einen Ueberblick über einen Classiker verschaffen. Lindemann läßt jedem Schriftsteller eine gediegene Charakteristik vorangehen und dann bringt er mit Auswahl Dramen, lyrische Gedichte u. s. w., kurz die hauptsächlichsten Stücke. Aber auch da werden immer noch manche Sachen vorkommen, die nicht ganz in der Ordnung sind, und da gebt Acht! Aber es gibt Leute, die sich in dieser Beziehung nichts versagen; sie verschaffen sich die einzelnen Schriftsteller, die ja so leicht zugänglich sind, und lesen sie — denn wozu hat man sie anders? — von Anfang bis zu Ende... Voriges Jahr hatte ich einen kleinen Jungen gebeten, mir von seinem Schiller, den er zu Weihnachten bekommen hatte, einmal einen Band zu bringen, und ich schlug zufällig ‚Die Götter Griechenlands' auf. Da war nun zuerst ein purificirtes Opus, in welchem die schlimmsten Strophen ausgelassen waren, und ich freute mich schon sehr darüber. Aber auf der andern Seite stand dasselbe noch einmal für die Liebhaber der ersten Auflage abgedruckt. Und dies ist das Blasphemischste, was es geben kann, worin Schiller darüber jammert, daß ein Christus auf die Welt gekommen ist. Dies sind unsere Ideale: Schiller und dann dieser Lebemensch Göthe, dessen Feder in Bezug auf Religion von ätzender Galle träufelt! Gott sei's gedankt, daß seit wenigen Jahren diesen Größen der Nimbus etwas heruntergekommen ist. Was war das früher für ein Anbetungsschwindel! Man kniete sich nieder vor Göthe, und daß man nicht sagte: ‚Heiliger Göthe, bitte für uns!' war alles. Wie manches Knie mag sich in Frankfurt vor Göthe gebeugt haben! — Was den Roman angeht, so sage ich darüber nichts, denn ihr seid ja keine Mädchen. Derartige Literatur muß man so vor sich auf dem Nähtisch und neben dem Spiegel haben, und ich denke, daß ihr an solcher Pomade kein Vergnügen findet. Mitunter aber kann auch in die Hände eines Jünglings solches Gift kommen. Wir sind nun

land, die Kuppel von St. Peter fesselten seine Aufmerksamkeit. Eduard von Steinle war ihm „noch jetzt ein König unter den Malern, katholischer Künstler durch und durch, wie Brentano katholischer Dichter". In stundenlangem Besuch der vaticanischen Bibliothek waren es nebst berühmten alten Codices die Manuscripte von Dante und Tasso und Zeichnungen von Michel Angelo, die sein Auge besonders auf sich zogen.

Was je Edles und Reines eine Menschenbrust bewegt, fand Verständniß in seinem reichen Geist und einen Platz in seinem Herzen. Fern jeder weichlichen Schwäche, die mit dem Ordensstand wie mit der Würde des Mannes unverträglich wäre, war er seiner trefflichen Mutter bis zum Ende ein treuer, aufmerksamer Sohn; seinem alten Vater widmete er selbst noch in seinen spärlichen Aufzeichnungen ein dankbares und liebevolles Andenken; seines Bruders und dessen Familie war er in Treue und Sorge

---

nicht mehr so ganz ohne gute, genußreiche Werke, die man lesen kann; aber man sei in dieser Beziehung vorsichtig! Lectüre, deren Gegenstand Erfindung ist, macht uns verschwimmen und hat keinen realen Nutzen für uns — aber belletristische Werke haben Anziehungskraft . . ." — „Was manche, selbst redlich und kirchlich Gesinnte, verführt und in Blindheit gefangen hält," so hatte er schon im Jahre 1855 in einem musikalischen Aufsatz geschrieben, „ist jener Nimbus von Herrlichkeit, welcher gewisse Namen und Persönlichkeiten umstrahlt . . . Man hat sich durch den Glanz-Nimbus eines Göthe hindurchgewagt, hat dem Idol die Larve abgenommen und einer vor Respect noch bebenden Welt gesagt: ‚Ecce quem colebatis!' Und Göthe war nicht der einzige, über den die Wahrheit einen glänzenden Triumph feierte und eine wenngleich spät hereinbrechende Gerechtigkeit den Stab brach. Neben ihm liegt noch mancher Mode-Götze halb oder ganz zertrümmert auf dem Boden und harrt mitleidiger Hände und anständigen Begräbnisses. Von wie manchem heißt es nunmehr: Der hatte Leichtigkeit im Reimen, Gewandtheit im Stil, Kraft im Ausdruck, Natürlichkeit in der Rede, Lebhaftigkeit in der Darstellung; schade, daß er ein Freigeist, ein Gottloser, ein Christuslästerer, ein getaufter Heide, ein Naturmensch, ein . . . . . . war; schade, daß es ihm je beifiel, sich in Geschichte und Wahrheit zu mischen!"

eingedenk. Das Interesse für das angestammte Königshaus, die Verehrung für den „alten Ludwig", die er in seiner Kindheit eingesogen, hatte er noch in den Tagen der Verbannung frisch bewahrt. Die Zustände seines engern Vaterlandes unter Ludwig II. erfüllten ihn damals mit Wehmuth. Tief erkenntlich für jeden kleinen Erweis von Aufmerksamkeit und Liebe, erwiederte er die Freundschaft so vieler vorzüglicher Menschen aus ganzem Herzen. Jeder seiner amtlichen Jahresberichte an die Oberen und Mitbrüder, seine eigenen kurzen Aufzeichnungen, oft seine Briefe an besonders vertraute Freunde geben Zeugniß, welch dankbares, empfindungsreiches Herz in der Brust dieses ernsten Geistesmannes und Asceten schlug.

Zeigt dieses alles in ihm den edel angelegten, natürlich vollendeten Mann, so war es schöner, werthvoller, da er es in sich hegte und pflegte als Christ, aus Tugend, aus übernatürlichen Beweggründen und hingerichtet auf übernatürliche Ziele. „Seien wir gelehrig" (für die Stimme Gottes), schreibt er am 31. Juli 1885, „und halten wir unser ewiges Heil in dem Maße für gesichert, als übernatürliche Anschauungen in uns Platz greifen, dem Glauben entlehnte Grundsätze sich zu unerschütterlichem Fundamente einen, und all unserem Thun sich der Stempel der Ewigkeit aufprägt." [1] Wie unter seinen natürlichen Vorzügen seine seltene Energie, so war für sein innerliches Leben sein reger Glaubensgeist die Wurzel aller übrigen Tugenden. Er lebte und webte in übernatürlichen Anschauungen. Das war es auch, was ihm über die Herzen anderer so große Macht gab. Ueberall verrieth sich in ihm der ganz und gar übernatürliche Mensch, der Gerechte, der aus dem Glauben lebt, und das verlieh seinem Verkehr etwas Weihevolles und Ehrfurchtgebietendes. Man mußte es unwillkürlich inne werden, wenn man mit ihm in Berührung kam. „Gott legt Ihnen diese dankbaren Gesinnungen ins Herz," schrieb er an einen Bekannten, der ihm seine Anhänglichkeit bezeugt hatte, „er weiß warum." — „Beten Sie zuweilen ein bischen für mich," heißt es ein anderes Mal, „damit das neue Jahr, das uns unserem Ziele wieder um

[1] „Gedanken und Rathschläge", Nachw. zur 5. Aufl. S. 570.

einen großen Schritt näher bringt, ein heiliges für mich werde." — „Hat man seine Schuldigkeit gethan," tröstete er einen Freund, „so bleibt der Haupterfolg, der Gotteslohn, vorweg gesichert." Besonders gern sprach er in vertrautem Verkehr von der Vergeltung im Jenseits. Dabei wurde er ganz fröhlich und rieb sich vergnügt die Hände. „Auf Wiedersehen im Himmel," rief er in einem Briefe einem befreundeten Kapuziner zu, „wo die Braunen und die Schwarzen, die Beschuhten und die Unbeschuhten, die Geschorenen und die Ungeschorenen sich auf ewig beim himmlischen Gastmahl erfreuen!" Hörte er vom Tod verdienter und scheinbar unersetzlicher Männer, so war sein stetes Wort: „Gott braucht niemanden." — „Noch leuchtet ein Stern," schrieb er in den stürmischsten Tagen des Culturkampfes an einen jungen Freund, „und der heißt — Vorsehung!" Er meinte, die Gott feindlichen Mächte der Gegenwart sollten nur an ihrem babylonischen Thurm weiter mauern, der Herr werde sie „auslachen". Als man ihn in Lüttich ermahnte, doch hie und da gesundheitshalber einen Spaziergang zu machen, antwortete er: „Nein, lieber Pater, ich kann den Anblick dieser bösen Welt nicht ertragen. Viel lieber bleibe ich hier in meinem kleinen Winkel mit dem lieben Gott allein."

Nach den Grundsätzen des Glaubens war denn bei ihm auch alles bemessen und abgeschätzt. Hervorleuchtend war seine Ehrfurcht vor Gottes Majestät. Daher sein Eifer für die Zierde des Gotteshauses und für den Glanz und die Würde religiöser Feierlichkeiten. Die Andacht und Sammlung, mit welcher er die heilige Messe las, machten oft tiefen Eindruck auf die Anwesenden, so daß manche noch nach Jahren sich dessen erinnerten. Nächst Gott war die heilige Kirche der Gegenstand seiner begeisterten Liebe, die er unablässig auch anderen einzuflößen sich bemühte. „Der gute Christ", schreibt er, „liebt seine Kirche, ihre Wohlthaten schweben ihm lebhaft vor Augen; mit Wärme und Treue ist er ihr zugethan; er rechnet es sich zur Ehre, ihr anzugehören; er vertheidigt sie gegen Verunglimpfungen; er horcht auf ihre Befehle, er kommt ihren Wünschen zuvor, er freut sich mit der frohen, er trauert mit der trauernden Mutter, er lebt, wie in ihr, so auch

13*

mit ihr; er durchdringt sich mit ihrem Geist, ihn läßt er in seinem Handeln walten." So war es mit ihm. Er war, wozu er andere machen wollte, „ihr warmer Anhänger, oder vielmehr ihr treuer, liebender Sohn, der sein Leben mit dem ihrigen, ihr Leben mit dem seinigen verschmolz und keine andere Freude kannte, als welche sie veranlaßt oder gutheißt". Als Oberer in Bonn und Mainz wendete er eine ganz besondere Sorgfalt und seine ganze reiche Erfindungsgabe auf, um durch passende gottesdienstliche Anordnungen die Gläubigen auch wirklich das Kirchenjahr mitleben und in den Geist desselben eindringen zu machen. Auch in seinen „Gedanken und Rathschlägen" wird „das Leben mit der Kirche" dem gebildeten Jüngling warm ans Herz gelegt. „Die Kirche nämlich in ihrem jährlichen Festcyklus", schrieb er bei anderer Gelegenheit, „macht es sich zur Pflicht, nun mit dem Erlöser zu trauern, nun mit ihm sich zu freuen, nun zur Gedächtnißfeier irgend eines erhabenen Geheimnisses des Erlösungswerkes sich mit besonderem Ernste vorzubereiten, und unterscheidet deshalb Zeiten des Jubels und geistlicher Freude, Zeiten der Stille und Trauer, Zeiten außergewöhnlicher Andacht und Geistessammlung. Nicht immer prangt sie in Gold und hellen Farben, sondern legt zuweilen je nach dem Geiste, der aus den die heiligen Riten begleitenden Worten weht, Gewande an, die Buße, die Ernst und Einkehr in sich, die Trauer oder Theilnahme bekunden."

Ausgezeichnet war seine Begeisterung für die Person und die Anliegen des Heiligen Vaters. Nicht nur Wort und Schrift, auch seine musikalischen Compositionen geben Zeugniß davon. Eine ganze Reihe derselben, theilweise bedeutende Stücke für großes Orchester, galten der Verherrlichung des Statthalters Christi, der „Papst-König", „Gebet eines Kindes für den Papst", „Pio Nono", Cantate für großes Orchester, „Festgesang zum 50jährigen Bischofsjubiläum Pius' IX." Ein Lied mit Orchesterbegleitung: „Die Fahne des päpstlichen Zuaven", ließ er nach dessen Veröffentlichung 1883 der „Pius-Genootschap der Oud Pauselijke Zouaven" in Antwerpen zustellen. Zufällig traf es gerade ein, als für diese eine feierliche Fahnenweihe in der Kathedrale von Antwerpen und infolgedessen große

Festlichkeiten bevorstanden. Es wurde sofort eingeübt und beim Fest-Bankett unter stürmischem Beifall zur ersten Aufführung gebracht, und der Vorstand des Vereins erstattete dem Componisten in der verbindlichsten Weise den Dank aller Mitglieder.

Um sich nicht der Gefahr auszusetzen, das an sich leicht verpflichtende Gebot der Kirche, wonach der Priester schon vor der heiligen Messe das Brevier einschließlich der Laudes gebetet haben soll, einmal unerfüllt lassen zu müssen, war es bei ihm stehende Regel, nie sich zu Bett zu legen, bevor er jener Gebetspflicht für den folgenden Tag schon im voraus nachgekommen war, mochte er auch noch so müde und die Nachtstunde noch so weit vorgerückt sein. Einmal, gerade am 1. October, wo im Colleg in Lüttich die Zöglinge fürs neue Schuljahr eintrafen und der Pater über die Maßen in Anspruch genommen war, besuchte ihn außer mehreren anderen zufälligen Gästen ein hervorragender Katholik Deutschlands, der, eben auf der Durchreise, den deutschen Landsmann, den er bis jetzt nur aus den Zeitungen des Jahres 1872 gekannt, persönlich kennen zu lernen. Der Besuch kam so ungelegen als möglich; der Pater hatte schon vorher kaum gewußt, wie sich zu helfen. Als er aber den Namen hörte, war er ganz voll Freude und bezeugte diese auf jede Weise. Er führte ihn im ganzen Haus herum, lud ihn zu Tisch, that alles, was in seinen Kräften stand, nur weil es ein Mann war, der für die katholische Sache so viel gethan und für die Kirche so wacker gestritten hatte. Als zur Zeit der Jesuitenhetze im Jahre 1872 sein Name in den Zeitungen viel genannt und er selbst in Mainz der Gegenstand mancher befreundeter Demonstrationen und überhaupt der öffentlichen Erörterung wurde, sprach er manchmal im engsten Vertrauen die Befürchtung aus, es möchten sonst auch Wohlgesinnte darin ein „sich vordrängen", „von sich reden machen" und „unruhiges Wesen" von seiner Seite sehen, aber, sagte er ernst, er könne sich mit ruhigem Gewissen das Zeugniß ausstellen, daß, was er thue, er nur für die Sache der Kirche thue. Die Katholiken aufzurütteln, auf die Gefahr, die der Kirche Deutschlands drohe, aufmerksam zu machen und auf das Unrecht, das geschehe, nur dazu lasse er seinen

Namen vorschieben. Der große Wahlsieg der Katholiken Belgiens im Juni 1884, zu einer Zeit, da er in Rom schon ganz eingelebt war, erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er es in seinen Briefen kaum genug aussprechen konnte und die Patres in Rom, die ihn nicht näher kannten, zu dem Glauben kamen, er sei ein Belgier von Geburt. Er sah eben darin einen Sieg der Kirche.

Die Hauptandacht, die er allen empfahl und auf die er bei den Gläubigen unaufhörlich hinarbeitete, war der häufige und würdige Empfang der Sacramente. Er sah darin die Andacht, welche die Kirche lehrt und pflegt. In gleicher Uebereinstimmung mit der Kirche nährte er eine innige Verehrung der allerseligsten Jungfrau und vor allem des göttlichen Herzens Jesu in sich und anderen. In der Andacht zum göttlichen Herzen sah er eine Andacht, „deren nothwendiges Ergebniß Innerlichkeit und Opfergeist ist“. Die Innerlichkeit aber sei eine der Grundlagen, der Opfergeist der Gipfelpunkt der christlichen Vollkommenheit; beide miteinander verbunden und einander stützend, machten den Menschen zum Heiligen. Diese Andacht schien ihm daher „vor allen anderen bedeutungsvoll, weil sie, wie keine andere, ins Leben eingreift und darauf hinzielt, das Herz des Christen dem Herzen Jesu ähnlich zu machen“. „Ich habe dem Herzen Jesu eine Kirche gebaut“, war ein Wort, mit dem er sich gerne tröstete, und das ihm in späteren Jahren eine ganz besondere Freude gab. Nicht leicht versäumte er es bei seinen Exercitienvorträgen wie sonst im Verkehr, die jungen Leute mit Liebe und Andacht zu Maria zu erfüllen. Unter den guten Vorsätzen, die er ihnen nahelegte, fehlte niemals das „Cole Mariam“. Sein anderes Wort: „Ora, labora, Mariam honora“, war nicht nur der Wahlspruch, den er ihnen aufs tiefste einzuprägen suchte, es enthielt auch die drei Universalmittel, die er als erfahrener Seelenarzt für alle Krankheiten junger Seelen erfolgreich anzuwenden wußte. Als Leiter so vieler blühender marianischer Congregationen stand er ohnedies zur Königin des Himmels in besonderem Dienstverhältniß. „Es gehört mit zu den Hauptkennzeichen des christkatholischen Lebens,“ mahnt er seine Jünglinge, „mit den Vorzügen Mariens vertraut zu sein, Maria warm zu lieben . . . Du

wähntest katholischer Jüngling zu sein, ohne Maria zu kennen, ohne für sie begeistert zu sein, sie im Herzen, sie auf den Lippen zu tragen?“ Als er in Lüttich Präses der Congregation für die 50—60 kleineren Pensionäre war, wußte er seine kleinen Belgier so für die allerseligste Jungfrau zu begeistern, daß sie ihre Ersparnisse sammelten, um zu Ehren der unbefleckten Empfängniß einen eigenen schönen Altar zu errichten, was ihnen auch gelang. Für sich selbst pflegte er nebstdem eine überaus zarte Andacht zum hl. Joseph, die zwar in seinen gedruckten Schriften nicht so sehr hervorzutreten Gelegenheit hatte, die aber in seinen Aufzeichnungen für sich selbst fast auf jeder Seite sich verräth. Es war die Demuth und Anspruchslosigkeit bei der höchsten Auserwählung und dem reichsten Schatze innern Lebens, was ihn in diesem Heiligen besonders anzog. Eine vierstimmige Hymne zu Ehren des hl. Joseph war die erste musikalische Composition, die er nach seinem Eintritt in den Orden, im ersten Glück seiner Noviziatstage schuf, und häufig kehrt in der Liste späterer Schöpfungen der Name des Heiligen wieder. Im Jahre 1877 ward ihm auch eine vierstimmige Messe gewidmet. Zur Zeit seines ersten Exils in Frankreich, im Januar 1848, stellte der Flüchtling in feierlicher Weihe seine ganze künftige Wirksamkeit unter den besondern Schutz dieses bevorzugten Heiligen; 1853 erwählte er ihn abermals zum besondern Patron für sein inneres Leben, 1855 für die Vorbereitung auf einen guten Tod. Sein Gelübde für die Rettung der Jugend bringt er nebst dem göttlichen Heiland und der Gottesmutter auch deren „keuschem Gemahl, dem hl. Joseph“, dar. Lange dachte er daran, die neue Kirche in Bonn ihm zu weihen. Den Geist, in dem er diese Andacht erfaßte, läßt noch jetzt ein vergilbtes Blatt erkennen, das sich in seinem spärlichen Nachlasse fand:

„Zur größern Ehre Gottes, zur Erinnerung an das Fleisch gewordene Wort, die seligste Jungfrau Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, und den hl. Joseph, ihren keuschen Gemahl: fasse ich den festen Vorsatz, in besonderer Weise den hl. Joseph zu verehren, die Andacht zu ihm zu verbreiten, alle Anstrengung zu machen, ihm ähnlich zu werden durch eine große Liebe zum Stillschweigen

und zu den niedrigsten Dienstleistungen; und in Vereinigung mit allen denen, die dieses selbe Ziel sich vorgesetzt haben, nehme ich mir vor:

1. Am Fest des hl. Joseph und am dritten Sonntag nach Ostern, dem Fest seines Patrociniums, die heilige Communion zu empfangen oder die heilige Messe zu lesen in der Meinung, Gott zu danken für die großen Gnaden, die er diesem Heiligen zugetheilt hat, und durch die Fürbitte desselben mit dem Geist wahrer Innerlichkeit Fruchtbarkeit für mein apostolisches Wirken und die Gnade zu erlangen, in der Gesellschaft Jesu zu sterben.

2. Ihm in besonderer Weise den ersten Mittwoch jeden Monats zu weihen und bei meinen Arbeiten an diesem Tag die Meinung hauptsächlich hierauf zu richten.

3. Täglich folgendes Gebetchen zu Ehren der heiligen Familie zu verrichten:

Jésus, Joseph et Marie,
Je vous donne mon coeur, mon esprit et ma vie.
Jésus, Joseph et Marie,
Soyez mes défenseurs pendant mon agonie.
Jésus, Joseph et Marie,
Faites, qu'en paix j'expire en votre compagnie.

(100 Tage Ablaß für jedes Mal, Pius VII.)

Vals, 16. Januar 1848. Ad. von Doß S. J."

Hegte er für das Gebet überhaupt die größte Hochachtung, so daß er kaum einen Brief schreiben konnte, ohne dessen zu erwähnen, so galt diese Hochachtung ganz vorzüglich der heiligen Messe. Nach dem häufigen Empfang der Sacramente war der tägliche Besuch der heiligen Messe — soweit es möglich und in Anbetracht der Verhältnisse noch vernünftig war — das nächste Ziel, das er bei seinen Beichtkindern anstrebte. Und er glaubte viel erreicht zu haben, wenn sein Bemühen mit Erfolg gekrönt war. „Das hochheilige Meßopfer ist der Mittelpunkt unserer Religion. Hiervon strömt alles aus, hier mündet alles ein." Es ist „der Brennpunkt, in dem alle Gnaden sich sammeln. Von den Altären steigt Opferduft gen Himmel, der Wohlgeruch jenes heiligsten Blutes, das lauter und wirksamer ruft als das Abels, und vom Throne Gottes steigen Seg-

nungen auf diese Erde herab, Segnungen über alle, vorzüglich aber über den Opfernden und die Mitopfernden ... O christlicher Jüngling, wie viel versäumst du, wohnst du der heiligen Messe nicht bei, obschon du es doch könntest! Siehe, die heiligen Engel umstehen voll Ehrerbietung die Altäre und harren mit Sehnsucht des erhabenen Augenblicks, da Christi Menschwerdung und Opfertod sich geheimnißvoller Weise wieder erneuern: und du, den es mitbetrifft, du gerade fehlst bei dieser Opferhandlung, du hast Wichtigeres zu thun, du kannst kein noch so kleines Opfer der Zeit, der Bequemlichkeit, der Ruhe bringen! ... Welcher Christ begriffe nicht, daß bei der so großen Zahl der Kirchen und Priester es der Verantwortlichkeit keineswegs entbehrt, dem hochheiligen Opfer selten oder gar nie, da man es doch könnte, an Werktagen beizuwohnen?"

Tief durchdrungen von dem wahren Geist des Christenthums, wollte er aber, daß der Verehrung Gottes und der Reinigung des eigenen Herzens die thätige Nächstenliebe, die Werke der Barmherzigkeit zur Seite gehen sollten. Sie waren es, die nach ihm „dem sittlichen Streben vollends den Stempel der Echtheit aufdrücken, der Gottesliebe selbst aber neue und reichliche Nahrung bieten werden". Kranke zu besuchen und zu trösten innerhalb wie außerhalb des Ordenshauses war ihm eine Herzensfreude. Die Gefahr einer Ansteckung, statt ihn abzuschrecken, schien ihn besonders anzuziehen. Nicht anders verhielt er sich gegenüber den Armen. Im Collegium von Lüttich bettelte er von den Zöglingen aus vermögenden Familien die abgetragenen Kleidungsstücke; damit kleidete er dann arme Kinder. Vier bis fünf arme Knaben konnte er so alle Jahre mit Kleidung versorgen und zugleich wurden die Zöglinge auf die Christenpflicht des Almosens dadurch aufmerksam. Besser gestellte Zöglinge, die zu höheren Klassen aufstiegen oder nach Vollendung ihrer Studien die Anstalt verließen, brachten ihm mit Erlaubniß ihrer Eltern ihre Schulbücher, deren er stets eine ganze Bibliothek im Vorrath hatte. Daraus wurde armen Schülern alles Nöthige verabreicht. Ueberhaupt übte er eine wahrhaft väterliche Sorgfalt für arme Studirende, zumal wenn er wußte, daß sie den priesterlichen Beruf sich erwählen wollten. Manche unter-

hielt er während ihrer ganzen Studienzeit einschließlich der Universitätsstudien, indem er für sie die Unterstützung guter Menschen und mancherlei Vortheile zu erlangen wußte. Er hätte die ganze Welt in Bewegung gesetzt, um auch nur einem einzigen braven Knaben die Vorbereitung zum Priesterstand zu ermöglichen. Es ist ergreifend schön, wie er in seinen „Gedanken und Rathschlägen“ die Jünglinge zur Wohlthätigkeit anzuleiten sucht. „Du bist vielleicht in der Lage, über einiges verfügen zu können, das dir zu deinem Vergnügen ist gegeben worden — theile es mit den Armen! Wie manches dürftigen Jünglings Noth könnte durch dich Linderung erfahren! Kennst du keinen, dem eine kleine Gabe willkommen wäre? — Besinne dich. O ein süßes Gefühl ist's, einen Menschen glücklich gemacht, ihm eine Wohlthat erzeigt, ihm einen frohen Augenblick bereitet zu haben! Der Heiland hat's gesagt: Seliger ist geben denn empfangen . . . O ziehen wir dem Heiland gleich durch die Welt, Gutes thuend und durch unser edles Handeln die grausigen Spuren verwischend, welche Ungeheuer von Geiz, von Härte, von Unmenschlichkeit auf der fluchbeladenen Erde zurückließen! O trocknen wir doch einige der unzählbaren Thränen, die in diesem Jammerthale von den Augen der Adamskinder rinnen; lindern wir doch, so weit es uns vergönnt ist, das Leid, den Schmerz, den Druck, der auf so vielen Herzen lastet!“ Für einen andern Beweis thätiger Nächstenliebe, seinen glühenden Seeleneifer, zeugt sein ganzes Leben. „Bei der Liebe, welche du zu deiner eigenen Seele trägst — die du ihr schuldest, weil sie dein Kostbarstes ist — die du ihr nicht verweigern kannst, es sei denn, Vernunft und Glaube sind von dir gewichen: rette Seelen, thue Seelen Gutes, bekehre Seelen, bessere Seelen, führe in den Himmel Seelen!“ Ermahnte er so alle christlichen Jünglinge, so spornte und drängte er noch mehr durch Wort und Beispiel bei seinen jüngeren Ordensbrüdern. Besonders suchte er sie auch zum Studium der modernen Sprachen anzueifern, indem er gern das Wort des einstigen Ordensgenerals P. Rothaan wiederholte: so vielfach sei man Apostel, als man Sprachen wisse. Er selbst hatte merkwürdigerweise Zeit genug gefunden, sich mehrere fremde Sprachen so weit anzueignen,

daß er sich ihrer im Beichtstuhl bedienen konnte. Bei einer Gelegenheit hörte er am gleichen Tage Beicht in sechs verschiedenen Sprachen: deutsch, französisch, flämisch, englisch, spanisch, italienisch. Reiner Seeleneifer war auch die Eigenschaft, die er an anderen am meisten schätzte. „Er ist ein apostolischer Mann", das war das höchste Lob, das er einem Menschen spenden konnte. Als vor Jahren ein berühmter katholischer Mann und Vorkämpfer der katholischen Sache aus diesem Leben schied, an dem man von mancher Seite manches auszusetzen wußte, wollte er nichts davon hören. Wehmüthig, aber entschieden stellte er ihm das Zeugniß aus: „Er war ein apostolischer Mann."

Der Ordensstand fügt zu den Pflichten und Tugenden des gewöhnlichen Christen noch die Beobachtung der evangelischen Räthe, zu der man sich durch heilige Gelübde verpflichtet, nicht nur als Mittel zu beliebiger Tugend, sondern als den Weg zur Vollkommenheit in jeder christlichen Tugend. Ein so sittlich ernster und folgerichtiger Geist, wie unser Pater, mußte natürlich diese neuen Verpflichtungen in ihrer ganzen Höhe umfassen. Seine Liebe, ja Begeisterung für die „Reinheit der Engel", die „Perle der Tugenden", ist bekannt. Er konnte auf dem Todtenbett seinem Obern anvertrauen, nie in seinem Leben habe er eine Anfechtung erfahren in Bezug auf das andere Geschlecht. Ordensbrüder, die jahrelang mit ihm zusammenlebten und ihn genau kannten, rühmen ihn als einen „Liebhaber der heiligen Armuth", der Entbehrungen für seine Person eigens aufsuchte, um auch so seinem Heiland sich zu verähnlichen. Im Collegium aber, wo die schwere Pflicht des Gehorsams durch so verschiedene sich kreuzende Rücksichten und Interessen eine doppelt schwere wird, und einem eifrigen, thatkräftigen Mann oft wegen kleiner Dinge große Opfer auferlegt, erwarb er sich in mehr denn zehnjähriger Thätigkeit bei den Hausgenossen den Ruhm eines „Mannes des Gehorsams".

Der Ordensstand ist, wie ein Stand der christlichen Vollkommenheit, so auch ein Stand der Buße. Ist die Christenheit die büßende Welt, so ist der Ordensstand mit Vorzug die büßende Kirche. Daß P. von Doß ein Mann war, der sich vollständig beherrschte, Sinne wie

Seelenfähigkeiten, Wort, Blick und Geberde völlig in seiner Gewalt hatte, war jedem ersichtlich, der länger mit ihm verkehrte. Für einen so lebhaften Geist und so ungewöhnlich kräftige Sinnesart erforderte dies eine nicht geringe Ueberwindung seiner selbst. Man sollte nun glauben, diese fortgesetzte Last der Selbstbezwingung, in Verbindung mit fast beständigem quälendem Körperleiden, äußeren Anfeindungen, Mißverständnissen und Unannehmlichkeiten, riesiger Arbeit auf verschiedenen Gebieten und dabei noch die Unbequemlichkeiten, die das gemeinsame Zusammenleben vieler stets mit sich bringt, müßten als Buße für einen so schwächlichen Körper überreich genügt haben. Gar oft prägte sich in seinem Aeußern die völlige Erschöpfung ab. „Ich werde alt," sagte er bei einer solchen Gelegenheit zu einem Freund, „da fühlt man die Ermüdung etwas mehr. O wie will ich froh sein, wenn ich mich einmal in meinen Sarg niederstrecken darf, um einmal recht auszuruhen — dann frei für immer von den Plagen dieses Lebens!" Und doch war es ihm mit dieser Buße nicht genug. „Er war ein ganz abgetödteter Mann", urtheilen von ihm übereinstimmend Ordensgenossen, die, selbst im geistlichen Leben wohl erfahren, aus vieljährigem Umgang ihn kannten. Während die Ordensregel sieben Stunden Schlaf gestattet, gönnte er sich, auch nachdem die Sorgen und Lasten eines Superiors von ihm genommen waren, nur sechs Stunden Nachtruhe. Seine große Enthaltsamkeit in Bezug auf Speise und Trank ist gekennzeichnet durch eine Anekdote, die man von ihm erzählt, und die, wenn auch ihre Wahrheit nicht mehr festgestellt werden konnte, doch jedenfalls die Meinung zeigt, die seine Mitbrüder von ihm hegten. An einem hohen Festtag fiel es dem Rector des Hauses, dem der Pater damals angehörte, ein, daß wegen einer außerordentlichen Veranlassung einer aus den Patres mit anderen Vertretern des katholischen Clerus zu einem großen Festdiner war eingeladen worden. Der Rector, der nicht ausweichen konnte, hatte bestimmte Zusage ertheilt, nachher aber die Sache ganz vergessen. In der letzten Stunde fiel es ihm ein, gerade jetzt, wo alle vom Tisch kamen, der heute am hohen Festtag auch reichlicher als gewöhnlich bedacht gewesen war. Das war

natürlich unangenehm, aber P. von Doß half aus der Verlegenheit. „Schicken Sie mich, Hochwürden," sagte er, „ich esse stets so, daß ich unmittelbar nachher nochmals zu Tisch gehen könnte."

Außer dem Streben nach Vollkommenheit und der Uebung der Buße umfaßt indes der Ordensstand, wie er sich factisch in der Kirche ausgebildet hat, in den meisten Fällen noch die Verpflichtung zum gemeinsamen Leben, die Beobachtung einer bestimmten Regel und die Erstrebung eines gemeinsamen Ordenszweckes (Predigt des Glaubens, Jugenderziehung, Heidenbekehrung 2c.) nach den Absichten des Ordensstifters und den ehrwürdigen Ueberlieferungen der einzelnen Orden. Alle diese Momente stellen an den Ordensmann ihre besonderen, oft schweren Anforderungen. Das gemeinschaftliche Leben fordert große Liebe, Geduld und gegenseitige Rücksichtnahme, die Regel Gewissenhaftigkeit und Treue in der Beobachtung, der Orden als solcher Liebe und Hingabe.

Schwieriger und opferreicher als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, wird im gemeinsamen Leben die Pflicht der thätigen und duldenden Liebe und gegenseitigen Rücksicht. Wohl ist es dem gut gearteten Menschen natürlich, gleichgesinnte Mitmenschen, Freunde und Verwandte mit Wohlwollen zu behandeln und auch über kleine Fehler bei ihnen hinwegzusehen. Aber schwieriger wird dies, wo die Wahl der Personen, Zeit und Maß des Verkehrs nicht mehr vom freien Willen abhängen, und nebst der Inanspruchnahme durch die eigenen Arbeiten und Mühen Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen und allerlei Zufälligkeiten leicht störend einwirken. Zwar wird nun jeder auch nur mittelmäßige Ordensmann eigentliche Fehler gegen die brüderliche Liebe vermeiden, denn das ist Christenpflicht; aber sich auszeichnen in gegenseitiger Rücksichtnahme und Hilfeleistung und dies stetig und gegen alle: das erfordert eine hohe Stufe gründlicher Tugend. Bei P. von Doß trat das sichtbare Bestreben hervor, sich hierin auszuzeichnen. Es waren zwei Eigenschaften, die besonders an ihm hervorleuchteten; man könnte sie zwei Kunstgriffe der Liebe nennen. Vor allem begegnete er jedem Ordensgenossen mit einer aus dem Herzen kommenden Ehrfurcht

und Hochachtung. Der Novize, der Laienbruder, der junge Scholastiker, die jungen Professoren und Präfecten im Collegium fanden es daher leicht und wohlthuend, mit ihm zu verkehren. Es war jedem heimisch bei ihm. Die Ueberlegenheit, wie Alter, Wissen, Verdienste, Stellung sie gewähren, trat nirgends unangenehm hervor, kein Professorenton, keine vornehme Zurückhaltung und Unnahbarkeit, kein alles besser Wissen oder Geringschätzung für die Aeußerungen anderer machten sich bei ihm bemerkbar, sondern schlichte Einfachheit und dabei zarte Rücksichtnahme, wie man sie sonst höher Stehenden gegenüber anzuwenden pflegt. Es war die Verwirklichung jener Regel des hl. Ignatius, die Mitglieder seines Ordens sollten „in ihrem Herzen alle übrigen wie höher Gestellte ansehen und auch äußerlich, nach eines jeden besonderem Stand, mit religiöser Einfachheit sich gegenseitig Achtung und Ehrfurcht erzeigen“. Daher kam es, daß, während Gleichgestellte ihn liebten und schätzten, Untergebene und jüngere Ordensbrüder meist mit wahrer Verehrung und Begeisterung an ihm hingen. So die Laienbrüder, die unter ihm dienten, die Scholastiker, über die er als Minister die Aufsicht hatte, die jüngeren Präfecten und Professoren, die gleichzeitig mit ihm im Collegium arbeiteten. Mehrere der letzteren ließen es sich nicht nehmen, noch nach seinem Scheiden aus Belgien bis zu seinem Tod mit ihm in brieflicher Verbindung zu bleiben in so reger und herzlicher Weise, wie es nur unter vertrauten Freunden stattzufinden pflegt. Der andere Kunstgriff seiner Liebe bestand darin, daß der Pater bei der äußersten Anspruchslosigkeit für sich selbst wahrhaft darauf erpicht war, anderen Freude zu machen, wo immer er konnte, kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, Ueberraschungen zu bereiten u. dgl. Deshalb hatten ihn auch die deutschen wie die belgischen Ordensbrüder so gern als Obern für die 14tägigen Ferien nach Ablauf des Schuljahres. Man konnte im voraus sicher sein, daß sie die Erholungsbedürftigen wahrhaft erfreuen und erquicken würden. Hatte im Collegium einer der jungen Professoren oder Präfecten ihm einen Dienst erwiesen, etwa bei den ermüdenden Proben für Oper und Concert, oder bis spät in die Nacht hinein bei den Vorbereitungen für die Bühne ihm treulich

beigestanden, so hatte er fast immer irgend eine kleine Ueberraschung bereit oder doch in naher Aussicht, womit er ihn wieder belohnte. Und wie es immer ist, nicht so sehr die Sache, als vielmehr die zarte Aufmerksamkeit und die liebenswürdige Art, womit dies alles geschah, brachten weit mehr Freude, als die Mühe vorher gewesen war. Auch der Mitbrüder in anderen Häusern gedachte er, und wo er glaubte, ihnen mit etwas eine Freude machen, etwa eine interessante Nachricht mittheilen oder sonst eine Aufmerksamkeit ihnen erweisen zu können, ließ er es nie fehlen. Ein schönes Beispiel seiner zarten Liebe zu den Mitbrüdern erzählte er einmal selbst im Freundeskreis. Zur Zeit, da er in Lüttich im Collegium war, lebte dort ein alter, sehr verdienter Ordensmann, gleichfalls aus der deutschen Ordensprovinz, einer jener braven Missionäre, die in den fünfziger Jahren in so vielen Gauen Deutschlands durch ihre Volksmissionen das religiöse Leben wieder neu angefacht hatten. Alter und Krankheit fesselten den ehrwürdigen Greis an das Zimmer, eine große offene Wunde eiterte an dem einen Fuß. P. von Doß besuchte ihn, und wie das Sprechen so hin und her ging, entfiel dem alten Mann das Wort: „Wenn ich halt einmal eine Cigarre rauchen könnte, das machte mir Freude! Doch nein," corrigirte er sich sofort treuherzig, „ich will das Opfer bringen und dem P. Rector nichts davon sagen." P. von Doß bestärkte ihn gleich darin, so viel er konnte, er solle dem lieben Gott auch dieses kleine Opfer noch bringen. Aber es dauerte nicht lang, da fand man ihn selbst schon bei dem P. Rector. Das Gespräch kam bald auf den kranken Pater, und in geschickter Weise verstand er es, den Obern auf den Gedanken zu bringen, dem greisen Patienten einmal zur Zerstreuung einige Cigarren anzubieten. Das vorausgegangene Gespräch und den Wunsch des kranken Paters verschwieg er aber auf das sorgfältigste. Wirklich wagt bald darauf P. Rector den Versuch, den Kranken zu einer solchen kleinen Zerstreuung zu überreden, und das in so wirksamer Weise, daß man in der Krankenstube bald von den günstigen Wirkungen auf die Güte der verdampften Cigarren einen Rückschluß hätte machen können. Als P. von Doß dieses später scherzhaft erzählte, rieb er

sich vergnügt die Hände und meinte: „So hatte der gute Pater beides: erst das Opfer und dann dazu noch die Cigarren.“

Dieser großen brüderlichen Liebe entsprach die Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der Ordensregel. Eine der Regeln der Priester, für eine schlimme, gefahrvolle Zeit mit großer Weisheit vom hl. Ignatius angeordnet, besagt, daß dieselben, namentlich wo es sich um Besuche in Familien und Privathäusern handelt, wo Frauen sind, nicht allein, sondern nur in Begleitung eines andern ausgehen sollten. Für eine Pfarrseelsorge, wie die Patres in Mainz als Hilfspriester sie auszuüben hatten, war diese Vorschrift nicht berechnet, und P. von Doß als Superior, der so vielfach in Anspruch genommen wurde, hätte leicht einen Vorwand gehabt, hie und da von der unbequemen Regel eine Ausnahme zu machen. Allein auch in diesen Verhältnissen beobachtete er sie auf das gewissenhafteste, und kaum jemals sah man ihn allein über die Straße gehen. Da er den wenigen Patres und Brüdern bei deren sonstigen vielen Arbeiten die Last, ihn zu begleiten, nicht auflegen wollte, so wußte er es stets so einzurichten, daß einer seiner Congreganisten als Begleiter mit ihm ging, und schon bei Zeiten wußte er dafür Vorsorge zu treffen. Selbst zu seinen Krankenbesuchen nahm er sie mit. „Einen derselben“, erzählt ein alter Congreganist, „benutzten wir, ihn zu einem Spaziergang zu zwingen, dem einzigen, wie er uns eingestand, den er in Mainz gemacht habe. Er mußte gerade einen Jungen besuchen, der an der Auszehrung darniederlag, dessen Eltern außerhalb der Stadt wohnten. Er bestellte mich für den Abend, — es war im Sommer — ihn dahin zu begleiten. Ich dachte, ich wollte die Gelegenheit benützen, und sagte es einigen anderen Gymnasiasten, die mit mir in derselben Klasse waren, und so erschienen wir sechs oder sieben Mann hoch in St. Christoph und holten den Pater ab zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen. An der Thüre des Hauses, wo der Kranke wohnte, blieben wir natürlich stehen und ließen den Pater allein hinaufgehen. Doch kaum war er oben, so erschien er am Fenster und rief einen von uns hinauf. Es war nämlich außer dem Kranken nur dessen Mutter zu Hause.

Erst viel später erfuhr ich, daß es geschehen war, um seine Regel zu beobachten.“ — Als es sich einmal in Bonn um eine wichtige bauliche Einrichtung handelte und die Ansichten derer, die ein Wort hineinzureden hatten, sehr getheilt waren, entschied für ihn als Superior ungeachtet der Gegengründe und des Ansehens der Patres, die anderer Ansicht waren, die eine Rücksicht: er glaube, es sei so mehr der Regel entsprechend, und darnach ging er voran. Die Einrichtung erwies sich später nicht als praktisch und mußte geändert werden, aber der Vorfall zeigt die große Ehrfurcht dieses Ordensmannes für seine Regel. Aehnlich treu und genau war er im Festhalten am gemeinsamen Leben und der Tagesordnung, eine Gepflogenheit, die zwar nach außen nichts Glänzendes oder Auffallendes hat, aber wo sie Jahre lang beharrlich durchgeführt wird, eine Summe von Tugend und Selbstüberwindung in sich schließt. So erschien er trotz drängender Arbeiten, ja trotz seiner Lieblingsarbeiten, seiner musikalischen Compositionen u. s. w., an den bestimmten allgemeinen Erholungstagen regelmäßig auf dem Landhaus des Lütticher Collegs, nur um sich durch sein Fernbleiben nicht dem gemeinsamen Leben zu entziehen. Ein verwandter Gedanke mochte der Eigenthümlichkeit zu Grunde liegen, die er als Ferienoberer seinen jüngeren Ordensbrüdern in Münster gegenüber zur Schau trug, so daß es diesen an ihm auffiel. Er ging stets darauf aus, alle beisammen zu halten, und suchte deshalb mit Vorliebe gemeinschaftliche Unternehmungen, Ausflüge u. dgl. zu veranstalten, an denen alle theilnehmen konnten und sollten. Er wollte augenscheinlich den jüngeren Ordensbrüdern eine gleiche Liebe zur Gemeinschaftlichkeit einprägen, wie er selbst sie hegte und einem Ordensmann für heilsam hielt.

Außerordentlich groß war in ihm die Begeisterung für seinen Beruf und die Liebe zur Gesellschaft Jesu. Die Nachricht, daß ein tüchtiger junger Mann in die Gesellschaft eingetreten sei, auch wenn er ihn gar nicht kannte, erfüllte ihn mit kindlicher Freude, die er selbst auswärtigen Freunden gegenüber nicht verbergen konnte. War es aber erst einer seiner Congreganisten oder sonstigen jungen Freunde, dann war die Freude noch viel größer; denn in seinen Augen

und nach seinem tief frommen Sinn gab es kein größeres Glück, als das er selbst im Orden gefunden hatte. „Wie freut es mich, daß Ihr glücklich seid," schrieb er im Jahre 1871 an einige Novizen, die er kannte, „wußte ich's doch und erhoffte es zuversichtlich! Ihr mögt euch vorkommen wie glücklich Gelandete, die vom sichern Gestade aus mitleidsvoll hinausschauen in die erregte See und auf die Schiffe, die noch auf den tückischen Wogen herumtanzen. Indessen, meine Lieben, werdet Ihr erst nach und nach — ganz freilich nie — den unaussprechlichen Werth der Wohlthat kennen lernen, die Gott Euch erwies, indem er Euch in die Gesellschaft rief. ‚Venerunt mihi omnia bona pariter cum illa et innumerabilis honestas per manus illius'; ‚mihi autem adhaerere Deo bonum est!' Und, meine lieben Fratres, in welchem Augenblick berief Euch Gott! Hat es je einen glorreichern für die Gesellschaft gegeben? Fürwahr glorreich — weil sie berufen zum Kampf in den vordersten Reihen, weil sie verleumdet, gehaßt, verfolgt, weil sie aber auch geehrt, vertheidigt, anerkannt wird von allen denen, welche noch zur Fahne Christi stehen! Ihr seid da so ganz unschuldig hineingerathen mitten in das Kampfgewühl — haltet ja fest an der gebenedeiten Fahne! Fürchtet Euch nicht! Die Gesellschaft lehrt Euch streiten, sie gibt Euch die Waffen, sie zeigt Euch Beispiele, sie gibt Euch erprobte Anführer; und die Aelteren, die Kampfgeübten alle — sie umstehen Euch, sie decken Euch, sie streiten für Euch, bis Ihr selber, erstarkt und eingeübt, Eure jungen Kräfte verwerthen könnt. Also noch einmal: festhalten und muthig mitkämpfen, ja, wenn's sein müßte, mitsterben!" — An allen Schicksalen der einzelnen Niederlassungen seiner Provinz wie der einzelnen Personen nahm er den lebhaftesten Antheil. Vor seinem Tod konnte er seinem Obern betheuern, nie, seit er in die Gesellschaft Jesu eingetreten, habe er die leiseste Versuchung gegen seinen Beruf gehabt. Er gehörte seinem Orden mit ganzer Seele. War er doch selbst etwas wie eine Ignatius-Seele, der den großen Stifter und seine Schöpfung verstand. Ein ähnlich ritterlicher Geist, eine ähnliche riesige Willensstärke, glühender Seeleneifer, Macht der Glaubensüberzeugung und Größe der Ideen machten

ihn zum echten Sohn jenes Heiligen, zum wahren Jesuiten. So hatte er selbst einst das wahre Priesterherz geschildert: „O Priesterherz, weit wie das All, hoch wie die Himmel, rastlos wie das Feuer, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz — wer ahnt dein Sehnen, dein Hoffen, deine Schmerzen, deine Wonnen, deine Kampfesnöthen, deine Triumphesfreuden!“ [1]

---

[1] „Gedanken und Rathschläge“ S. 447.

Anhang.

Gar dürftig ist der Nachlaß, der sich bei dem Tode Paters von Doß in seiner armen Schublade vorfand. Es sind vor allem die sorgfältigen Skizzen zu seinen Vorträgen in den Congregationsversammlungen zu Bonn und Mainz, oft mit kleinen Randbemerkungen über die verschiedenen Vorkommnisse versehen, aus denen sich fast eine kleine Chronik der Congregationen der Akademiker von Bonn wie der Gymnasiasten und jungen Kaufleute von Mainz noch zusammenstellen ließe — sonst nur lose Blätter, von denen der größere Theil zur Schilderung seines Lebens dienlich war. Von dem wenigen, das noch erübrigt, mag das Beste hier zum Gemeingut seiner Freunde werden. Ist es doch billig, daß seine Freunde auch seine Erben seien. Möge jeder selbst aus diesem bescheidenen Nachlaß ein Andenken für sich auswählen.

1. Inneres Leben.

„Mit Gottes Gnade will ich ein innerlicher Mensch werden, ein Mann des Gebetes, der Gottvereinigung. Dazu treibt mich an:

1. Weil ich ohne diesen, der Gesellschaft Jesu so sehr eigenen Geist niemals wahre, dauernde Früchte im Nächsten wirken werde.

2. Weil ich ohne diesen Geist den größten Gefahren mich aussetze, nicht nur meines Berufes, sondern auch des ewigen Seelenheiles verlustig zu gehen.

3. Weil ich so in den äußeren Arbeiten weniger Gottes Ehre, als meine eigene Befriedigung suchen würde.

4. Weil ich, wenn im innern Leben nicht ganz wohl erfahren, niemals recht geeignet sein werde, die Seelen anderer zu leiten.

Dieses innere Leben muß gleichsam der Ballast, das Gleichgewicht sein, durch die das Fahrzeug unserer Seele inmitten der Stürme dieser Welt stetig und sicher einherziehe und dem Hafen zusteure.

Deshalb will ich:

1. Mit aller Sorgfalt den geistlichen Uebungen obliegen, sie hochschätzen, überzeugt sein, daß von ihnen alles abhänge.

2. Die Gabe des Gebetes und eines innerlichen Wandels häufig von Gottes Güte erflehen.

3. Es als eine große Gnade betrachten, daß es mir jetzt vergönnt ist, durch das Breviergebet mich häufiger und inniger mit Gott zu vereinigen.

4. Den Gebrauch kleiner Stoßgebete noch eifriger pflegen.

5. Alles, was den Gottesdienst und das Haus Gottes betrifft, soviel an mir ist, mit ganzem Herzen fördern, lieben, hochschätzen, anempfehlen.

6. Den hl. Joseph und den hl. Vater Ignatius als besondere Patrone und Vorbilder des inneren Wandels verehren.

So möge Gott mir helfen! Ad. von Doß."

2. Demuth.

„‚Das Wort ist Fleisch geworden' — welcher Lehrstuhl der Demuth ist der reine Schoß der heiligen Jungfrau! Verborgen weilt dort der Sohn des Allerhöchsten, gleich ewig, gleich wesentlich mit dem Vater! O der demüthigsten Jungfrau, die solchen Schatz bei sich birgt, und doch nach außen von gewöhnlichen Frauen sich in nichts unterscheidet! O liebe es doch, ungekannt zu sein und für nichts geachtet zu werden!

Auf wem mögen wohl zuerst die Aeuglein meines neugeborenen Jesuleins geruht haben? Gewiß auf Maria. Welch eine Begegnung der Blicke, wer könnte das beschreiben? Einen Himmel von Wonne trinkt die Mutter aus dem Strahlenauge ihres Kindes; unaussprechlichen Glauben, unsagbare Liebe liest das Kind in den Blicken der Mutter. — Und während dieses großartige Geheimniß

(der Geburt Christi) in tiefster Stille, im verborgenen Schlupfwinkel gleichsam, sich vollzieht, jubeln die himmlischen Geister einen göttlichen Lobgesang und verkünden das geborene Heil — armen, einfältigen Hirten. Wie ist doch die Ordnung der göttlichen Vorsehung so ganz das Gegentheil von der Denkweise der Menschen!" —

„Es ergreift mich der Gedanke an meine eigene Niedrigkeit, die ja weit größer ist, als wenn man ein Atom in Vergleich brächte mit der Summe aller Gebirgsmassen oder dem ganzen Erdball, einen Thautropfen mit dem Ocean oder den Wassern der Sündflut." —

„Die Tugend der Demuth will ich mir erwerben.

Beweggründe:

1. Christus, Gottes Sohn, angespieen, gegeißelt, ans Kreuz gehängt.

2. ‚Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.'

3. Erkenntniß meiner Niedrigkeit und meiner Sünden.

4. So viel wird einer Fortschritte machen im geistlichen Leben, als er sich losmacht von der Eigenliebe.

5. Ein stolzer apostolischer Mann wäre ein eben solches Unding, wie ein demüthiger Teufel.

6. ‚Den Hochmüthigen widersteht Gott, den Demüthigen gibt er Gnade.'

7. Demuth ist die Wurzel der Vollkommenheit.

Mittel:

Alles als von Gottes Hand hinnehmen.

Auf die reine Meinung sorgfältig Acht haben, nichts sagen oder thun zu meinem Lob.

Das natürliche Wohlgefallen am Lob und eitle Gedanken durch einen entgegengesetzten Tugendact unterdrücken.

Die Mitbrüder gleich wie Obere ansehen, ihnen mit Wohlwollen und Anspruchslosigkeit begegnen.

Nicht leicht mich beleidigt zeigen oder Aergerniß nehmen, viel weniger noch anderen wegen gewisser Fehler weniger wohlwollend sein.

Verlangen tragen nach Verdemüthigungen, die vorkommenden gern und mit Freuden ertragen.

Die besondere Gewissenserforschung über die Demuth (nach P. Rodriguez):

1. Nichts sagen zu seinem Lobe.

2. Nicht seine Freude darin finden, wenn man gelobt wird.

3. Nichts thun, um gesehen zu werden; oder nicht besser thun, weil man nicht gesehen wird.

4. Sich nicht entschuldigen.

5. Nicht Eitles noch eitel denken.

6. Andere wie Höhergestellte ansehen.

7. Verdemüthigungen tragen, nicht leicht beleidigt sein, und jene hinnehmen: geduldig, bereitwillig, freudig.

8. Besondere innere Acte erwecken und äußere Uebungen der Demuth vornehmen."

3. Vorsatz für einen Monat (in schwerer Zeit).

„Als einfaches Versprechen gelobe ich für den Monat September:

1. Niemals, außer im Fall eines Befehls der Oberen, zu klagen oder auch nur zu sprechen von Uebermüdung oder meinem Gesundheitszustand, noch nach außen in dieser Hinsicht etwas zu erkennen zu geben.

2. Täglich den in der Betrachtung gefaßten Vorsatz kurz, sei es auch nur mit einem Zeichen, zu Papier zu bringen, und den Zettel an einem leicht sichtbaren Platz im Zimmer niederzulegen, damit ich desselben eingedenk sei.

3. Die besondere Gewissenserforschung mit größter Sorgfalt zu handhaben."

4. Ziel des Menschen.

„Wahrhaftig, der Mensch, da er in Ehren war, hat es nicht begriffen! — — Wie viele, die doch Herren sein sollten über alles Geschöpfliche, sind elende Sklaven! Denn die wahre Freiheit besteht darin, alles dies zu verachten, und außer Gott niemand und nichts so über sich herrschen zu lassen, daß man es zu seinem letzten Ziele mache.

Wie eng ist doch des Menschen Herz, daß es stets etwas für sich zurückbehält, wovon es nicht lassen will! Aber so vergessen wir ja jener unausweichlichen Nothwendigkeit, nach dem letzten Ziele zu streben auf jedem

Wege, auch wenn er ganz bedeckt wäre mit Geröll, mit Disteln und Dornen.

Es erschüttert mich tief die so weit verbreitete Täuschung oder vielmehr — die Unwissenheit über jene Grundwahrheit (daß wir von Gott geschaffen sind und nur für Gott), von der wie eine nothwendige Schlußfolgerung unser Leben und unsere Ewigkeit abhängig ist. Schon aus dem Vorhandensein jener allgemeinen Makel, die unsern Verstand wie unsern Willen trübt, dürfte dieselbe sich ja beweisen lassen."

5. Furcht Gottes.

„Was heißt es: sterben, und wie oft werde ich sterben? — Wann und wie werde ich sterben? Nur auf die erste Frage weiß ich Antwort, obwohl ich auch dies nicht ganz erfasse. Auch zu mir ist gesagt: ‚Wachet also, denn ihr wisset nicht die Stunde.' — Daß ich doch sterben möchte in der Gesellschaft Jesu — aber nur, nachdem ich gut in derselben gelebt habe. Denn, wie St. Hieronymus sagt: ‚Nicht zu Jerusalem gelebt haben, sondern zu Jerusalem gut gelebt haben ist des Lobes werth.' Obwohl im Ordensstand, bin ich doch nicht gefeit gegen die Sünde. Wohl ist der Ordensstand ein Himmel — aber auch im Himmel hat der Engel gesündigt und war rettungslos verloren. Wohl ist der Ordensstand ein Paradies — aber auch im Paradies haben unsere Stammeltern gesündigt. Wohl ist der Ordensstand die Gemeinde der Apostel — aber auch im Kreise der Zwölf ward ein Judas zum Verräther. Wohl ist die Clausur da — aber der Satan trachtet sie zu durchbrechen, das Ordenskleid — aber die Kutte macht noch nicht den Mönch. O wie muß ich Acht haben, daß es nicht einmal von mir gilt: ‚Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das dessen Werke thut' (Matth. 21, 43).

Hast du gelebt als ein Mensch, als ein Christ, als ein Ordensmann, als ein Kind der Gesellschaft Jesu, als ein Priester? Welche Wucht in diesen Fragen! Eine einzige davon könnte mich erdrücken im Angesicht des ewigen Richters, dem jede Täuschung fern. Ich habe mir diesmal

vorgenommen, mit höchster Sorgfalt meine Gewissenserforschungen und Beichten anzustellen, denn je strenger ich hienieden mich selbst richte, um so milder werde ich von jenem ewigen Richter aufgenommen werden; denn zweimal wird nicht gerichtet. Was wird die Hölle sein für den Priester, den Ordensmann? — Sollen die Hände, die so oft das gebenedeite Fleisch des Sohnes Gottes berührt, die Hände, mit heiligem Oele so feierlich geweiht, so oft erhoben zum Segnen und zur Vergebung der Sünden, sollen diese selben Hände dort gequält, geröstet — mit glühenden Kohlen die Salbung aus ihnen herausgeätzt werden —, der Priester des Allerhöchsten den Händen der Teufel überliefert werden zur Qual? Wahrhaftig, die Hölle der Priester und Ordensleute muß die Hölle der Höllen, der tiefste, furchtbarste Abgrund sein.

Und ich, der ich so oft die Hölle verdient, darf noch die heiligen Stufen emporsteigen, das unblutige Schlachtopfer darbringen, das Allerheiligste in meinen Händen halten!

Ein Stachel, Gutes zu wirken, ist die Hölle — aber auch wenn keine Hölle wäre — oder wenn ich sicher wüßte, daß ich dorthin verstoßen würde, dennoch wollte ich dich lieben, o mein Gott! Verzichten wollte ich alsdann auf den Himmel, aber nicht verzichten auf dich, so lange ich hier auf Erden bin; denn zweimal deiner entbehren ist zu viel, es wäre zu viel, elend sein hier und dort!"

6. Exercitien.

„Wie klug, wie zart und doch wie fest führt unser heiliger Vater Ignatius in den Exercitien die Seele zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit: die Vernunft, die Sinne, das Herz, das Beispiel Jesu — alles wird in Anspruch genommen, die Seele voranzudrängen, daß sie, erfüllt und ausgerüstet mit den hocherhabensten Gedanken Gottes, nach dem Höchsten strebe. Wußte er doch wohl, daß der Pfeil, auch wenn auf höheres Ziel gerichtet, doch immer wie von selbst wieder niederer sinkt."

Seeleneifer.

„Was müssen wohl die ersten Gedanken des Fleisch gewordenen Wortes gewesen sein: welch ein Opferact, welch ein Heißhunger nach Ehre Gottes und — Rettung der Menschen! Welcher Flammeneifer ist groß genug, wenn es gilt, auch nur eine einzige Seele der Hölle zu entreißen! Welche Herrlichkeit im Himmel für die Rettung einer einzigen Seele! Was schreckst du zurück vor den Mühen, du, der du zum Apostel berufen bist? Was sollte man nicht tragen, was nicht wagen um einen solchen Lohn, eine einzige Seele den Teufeln entrissen zu haben?

Unauslöschlicher, thatgewaltiger, nie rastender Haß dem Haupt der Verworfenen! Alle meine Kräfte sollen sich aufzehren ganz und gar, daß auch nicht ein einziges Seelchen dir als Beute bleibe, du Vater der Lüge, Empörer, ruchloser Geist, nichtswürdige, feige, hinterlistige Bestie!

Der Apostel muß sein für sich: milde, demüthig, klug, einfältig und muß Eifer haben, einen wahren, wirksamen, auf alle sich erstreckenden, reinen, aber auch discreten Eifer. Die Discretion betrifft: Personen, Ort, Zeit, Art und Weise des Vorangehens; die Einfalt muß da sein in der Absicht, in der Rede und im äußern Verhalten; die Demuth bezieht sich auf das vollbrachte oder noch zu vollbringende Gute, auf Talente, Abkunft, Hingabe an die göttliche Vorsehung und deren sichtbare Stellvertreter, die Oberen; die Milde aber beherrscht den Zorn, dämpft die Erregung, macht liebenswürdig gegen andere, bezähmt Hand, Zunge, Geist, hält Aufregung und Verwirrung fern, würzt alles mit Freundlichkeit und religiösem Frohsinn.

Gott gegenüber muß der Apostel haben: Liebe zum Gebet, Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen und Gottvertrauen. Das Licht der Welt soll der apostolische Mann sein; aber woher soll er Klarheit und Helle, woher die Wärme nehmen, ist er nicht vereint und ganz verschmolzen mit der Sonne der Gerechtigkeit, die da Gott ist, durch eine ewige, glühende, flammende Liebe?"